Goethe-Jahr...

Goethe-Gesellsc... (Weimar, Thuringia, ...

GOETHE-JAHRBUCH.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG GEIGER.

SIEBZEHNTER BAND.

MIT DEM ELFTEN JAHRESBERICHT

DER

GOETHE-GESELLSCHAFT.

FRANKFURT A/M.

LITERARISCHE ANSTALT

RÜTTEN & LOENING.

1896.

Mit drei Lichtdrucken
von Leonardos Abendmahl
nach dem Original
und den Copien von Magnus und Morghen,
sowie einem Facsimile
des ersten Paralipomenon zu Goethes Faust.

Druckerei von August Osterrieth in Frankfurt a. M.

VORWORT.

Dem vorliegenden Band ist kaum etwas Anderes voranzustellen als der übliche und stets gern geübte Dank an Ihre Königliche Hoheit die Frau Grossherzogin von Sachsen für die dem Jahrbuch gewährte Ueberlassung wichtiger ungedruckter Stücke aus dem Goethe- und Schiller-Archiv und für ertheilte Erlaubniss der Reproduction von Goethes Handschrift (vgl. zu S. 209 fg.).

Die andere aus drei Tafeln bestehende Kunstbeilage stammt diesmal nicht aus Weimars Schätzen. Sie bezieht sich auf einen einzelnen Aufsatz (S. 138—156) und erhält durch diesen ihre genügende Erklärung.

Grade dieser Aufsatz gibt den erwünschten Anlass darauf hinzuweisen, dass unter den Mitarbeitern dieses Jahrbuches nicht nur die eigentlichen Fachmänner, Germanisten und Goethephilologen, die, wie billig die erste Stelle einnehmen, vertreten sind, sondern dass mit ihnen sich Kunst- und Musikhistoriker, Anglicisten, classische Philologen und Historiker vereinigen. Wie im vorigen Bande ein Italiener eine ausführliche Darlegung brachte, so ergreift in diesem ein Engländer das Wort.

Ein solch friedlicher Wettstreit von Vertretern mannigfacher Disciplinen und verschiedener Nationen gibt die frohe Gewähr von der immer grössern Beachtung, die unsere Studien finden. Möge es dieser Sammlung vergönnt sein, die Resultate dieser fröhlichen Arbeit noch lange weithin zu verkünden.

Berlin, im Mai 1896.
W. 50, Schaperstrasse 8.

LUDWIG GEIGER.

Inhalt.

I. Neue Mittheilungen.

I. Mittheilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv.

1. Betrachtungen über ein dem Dichter Goethe in seiner Vaterstadt zu errichtendes Denkmal.

Es begegnet gar oft, dass ein wichtiges Geschäft, wenn gleich vor seinem Angriff wohl überlegt, doch im Verfolg einen andern Gang nimmt, der bedenklich werden könnte. Es ist daher wohlgethan, von Zeit zu Zeit rückwärts zu schauen, um, indem wir sehen woher wir gekommen, sicherer zu beurtheilen wohin wir gehen. Es sey erlaubt in gegenwärtigem Falle eine solche Vorsicht zu brauchen, und in so weit die Entfernung vom Orte es zulässt, ein vielleicht nicht durchgängig begründetes doch wohlgemeintes Wort auszusprechen.

Der erste, aus freundschaftlichsten Gesinnungen vorzüglicher Landsleute, als deren Organ wir Herrn S. Boisserée auftreten sehen, vor einigen Jahren entsprungene, von dem Dichter dankbarlichst anzuerkennende höchst ehrenhafte Vorschlag, ging auf eine mässige, abgeschlossene Zelle, errichtet in einer heitern, freyen Gartenanlage. Aus diesem Wenigen geht schon hervor, dass etwas beabsichtigt war, was, ohne ausserordentlichen Aufwand, in irgend einer Parkanlage möchte auszuführen seyn. Der hiezu gewählte Ort war die *Mühlau*, ein zwischen zwey Wassern gelegenes Weidig.

Seit jener Zeit des ersten Gedankens und Entwurfes, hat sich in der unmittelbarsten Nachbarschaft gar viel verändert, denn der Schneidewall ist niedergerissen, man hat ein schönes Ufer, mit einer Reihe prächtiger Häuser gegenüber erbaut und von dem St. Gallen-Quartiere her bildet sich auch bereits eine herrliche Strasse, die gerade nach der Insel führt, so dass man, entlang derselben gegen den Mayn zugehend, das Denkmal immer vor Augen hatte.

Hiernach lässt sich nun recht gut begreifen, wie die umsichtigen Frankfurter Freunde jenes erste, bescheidene Denkmal für zu kleinlich halten und grösseren architektonischen Unternehmungen sich zuwenden mussten. Eine mächtigere Substruction erschien als nothwendig, auf dieser ein bedeutender Sockel, und, um das Ansehn des Gebäudes zu vervollkommnen, ein Säulengang um die Zelle. Sodann allem diesen gemäss, eine Statue statt der Büste.

Nun sey es vergönnt einiges Bedenken bei einem so wichtigen Geschäfte zu äussern. Das Local selbst, wenn es sich auch gegenwärtig einer bedeutenden Nachbarschaft erfreut und nicht für so abgelegen, als sonst, gehalten werden kann, bleibt doch immer ein schmaler Inselstreif zwischen zwey Wassern. Nun soll, nach dem mitgetheilten Entwurf, die hohe und breite Substruction bis in den Fluss reichen, wo sie ohne entstellende Eisbrecher kaum bestehen könnte.

Fügen wir noch eine Bemerkung hinzu! Schon vor mehreren Jahren hat man weislich an diesem Orte eine heilsame Schwimm- und Badeanstalt angelegt. Ob diese, bey so nahe herangerückten Wohngebäuden, ferner bestehen könne, lässt sich ohne Local-Kenntniss nicht beurtheilen, dass sie aber dem vorgeschlagenen Gebäude weichen müssten, leidet wohl keinen Zweifel: denn sie würden einem schätzbaren Theile des Publikums, gerade in der schönsten Jahrszeit einige Scheu vor unsern Lusträumen einflössen.

Ein Säulengang in nördlichen Gegenden ist kaum anzurathen. Die Säulen, aus Sandstein zusammengesetzt, würden an der Wetterseite gar bald leiden und mit unerfreulichen Reparaturen bedrohen. Wie wenig dergleichen

aufrecht zu erhalten sind, deutet der zum Muster genommene Tempel der Vesta selbst, dessen Säulenweiten im Verlauf der Zeit zugemauert worden; ein Schicksal das dem beabsichtigten Gebäude früh oder spät bevorstehen könnte. Denke man sich nun den Schnee der sich in diesem Umgang um die Zelle legen würde, den Schnee der die projectirten Stufen des Sockels füllen müsste und erinnere sich, dass alle noch so gut gefugte, der Witterung offen liegende Quadersteine durch den Frost unwiderstehlich auseinander getrieben werden, so wird man noch grössere Besorgniss empfinden.

Die Zelle selbst, von oben erleuchtet, ringsum verschlossen, dürfte zu keiner Jahreszeit einen erfreulichen Aufenthalt gewähren; dem jedesmal verlangenden Beschauer augenblicklich geöffnet, kann sie nur eine Kellerluft entgegen schicken und wäre im Sommer vielleicht nur wenige Monate durch ein erfreulicher Aufenthalt, im Winter ganz unzugänglich.

Wem der Weltlauf, die Ereignisse alter und neuer Zeit gegenwärtig sind, der darf bey einem solchen Werk auch wohl an spätere, seltene, unerfreuliche Fälle denken. Ein so einzeln stehendes Gebäude möchte in Friedenszeiten vielleicht unangetastet bleiben, aber bey Kriegsunruhen dürfte die bronzene Thüre, als angreifische Waare, vor Freund- und Feindeshänden schwerlich sicher seyn.

Wenden wir uns nun zu einem, unsere Meynung vorzüglich begünstigenden Argumente! Damals als diese Unternehmung zuerst zur Sprache kam, war die *Bibliothek* noch nicht gegründet, jetzt ist sie es; warum sollte man nicht, wenigstens vorschlagsweise, seine Gedanken dorthin wenden?

Man hat dem Dichter eine Statue votirt; einem Deutschen ist diese Ehre noch nicht widerfahren; bey Nachbar-Nationen kommt es eher vor: Pigal reiste nach Ferney um seine Vorarbeiten zu einer nachher ausgeführten Marmor-Statue Voltaires zu unternehmen; dergleichen mehrere Beyspiele sich auch wohl anführen liessen. Bey dem neuen Bibliotheksgebäude nun wird Grund und Mauer, Dach und Fach vorausgesetzt, Säle aller Art; dorthin bringe man die Statue, dorthin, wo alle Literatur, also auch die schöne, zu

Hause ist, wo die Wissenschaften zu Hause sind, denen der Dichter die Mannichfaltigkeit seiner Productionen schuldig geworden.

Denkt man sich nun jenes am herrlichsten Ort gelegene, gewiss durch die Baumeister trefflich angelegte und ausgeführte, mit gelehrten Schätzen ausgestattete und bereicherte Locale, so wird ihm eine Bildsäule zum Schmuck gereichen und sie sich wechselseitig von dem Orte geehrt sehen. Kommt nun noch hinzu dass diese Räume schon in Custodie und Aufsicht gegeben, von allen Fremden ohnehin besucht werden, dass sie regelmässig eröffnet sind, dass dort Zusammenkünfte der Belesensten, Wissenschaft Liebenden, Gebildeten sich von selbst ergeben; so wird man den Gegensatz gar lebhaft empfinden gegen jenen Fall, wo einzelne Personen, allenfalls kleine gesellige Parthien, sich ein beschränktes, unbewohntes, ausser einigen, obgleich schätzenswerthen Bildwerken nichts darbietendes Locale, nach einer, wenigstens bey gewissen Jahres- und Tageszeiten, mühseligen Wallfahrt aufschliessen lassen.

Ersparte man nun jenen grossen eigentlich incalculablen architektonischen Aufwand, so wäre man sicher mit einer allenfalls billig zu erwartenden Beytrags-Summe auszureichen, und man könnte mehr an das Plastische wenden.

Noch eine Hauptbetrachtung aber tritt uns hier entgegen, dass man nämlich auf diesem Wege Anlass gewinnt, ja aufgefordert wird in derselben Localität verdienten Männern der Vaterstadt gleichfalls Ehre zu erweisen, welches auf gar mannichfaltige Art geschehen kann.

Nehmen wir also an dass man sich mit der Behörde, welcher das Bibliotheksgeschäft obliegt, vereinigen könnte, so geht unser Votum dahin: irgend einen Saal plastisch auszuschmücken und eine sitzende Statue von *Rauch,* dem allgemein anerkannten talent- und kunstvollen Bildhauer der schon eine glückliche Büste des Dichters verfertigte, dort aufzustellen.

Was die Basreliefs betrifft so wären aus den Werken des Dichters, ohne Unterschied, solche Momente auszuziehen die dem Bildhauer am günstigsten sind.

Betrachten wir nun auch die Sache von der sittlichen

Seite, bedenken dass durch die Ausführung unseres Vorschlags das Missgefühl sogleich getilgt würde, das wohl aufkeimen könnte, wenn eine solche Auszeichnung ausschliesslich und einzig bleiben sollte. Ja man darf nicht ganz läugnen: das projectirte Monument scheine das Maass zu überschreiten, die Ehre, die man einem Einzelnen erweisen darf.

Auch müssten wir uns sehr irren, wenn nicht in einem Theile des Publikums schon einiges Missfallen zu bemerken wäre. Fromme Seelen sehen etwas Heidnisches, dem Götzendienst Ähnliches, in dieser Anstalt, welches ihnen kaum zu verargen ist; durch unsern Vorschlag aber wird alles geschlichtet und versöhnt; ja Nemesis würde den ein so übergrosses Glück Erlebenden nicht zu demüthigen haben und er sich zugleich höchst geehrt und freundlich beruhigt fühlen.

Weimar den 21. May
1821.

Im zweiten Theil der »Wahlverwandtschaften« findet man ein merkwürdiges Gespräch über die Errichtung von Denkmälern. Charlotte hatte die Grabhügel abtragen und den ganzen Kirchhofsplatz ebnen lassen; die Monumente waren von ihrer Stelle genommen worden und hatten an der Mauer, an dem Sockel der Kirche Platz gefunden. Dagegen erhebt der Vertreter einer benachbarten Familie, die sich Grabstätten auf diesem Friedhof ausbedungen hatte, Einsprache. Charlotte vertheidigt ihr Werk und der junge Architect unterstützt sie mit künstlerischen Argumenten.

»Der Baukünstler, der Bildhauer sind höchlich interessirt, dass der Mensch von ihnen, von ihrer Kunst, von ihrer Hand, eine Dauer seines Daseins erwarte; und desswegen wünschte ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig ausgesäet, sondern an einem Orte aufgestellt, wo sie sich Dauer versprechen können.« In den Kirchen oder in schönen Hallen um die Begräbnissplätze seien Denkzeichen, Denkschriften aufzurichten. Auf Charlottens Vorwurf, dass die Künstler zu sehr an der engen Form eines kleinlichen Obelisken, einer abgestutzten Säule oder eines Aschenkrugs haften blieben, erwidert er die gewichtigen Worte: »Was Entwürfe zu Monumenten aller Art betrifft, deren habe ich viele gesammelt und zeige sie gelegentlich; doch bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildniss.

Dieses gibt mehr als irgend etwas anders einen Begriff von dem was er war; es ist der beste Text zu vielen oder wenigen Noten: nur müsste es aber auch in seiner besten Zeit gemacht sein, welches gewöhnlich versäumt wird. Niemand denkt daran, lebende Formen zu erhalten, und wenn es geschieht, so geschieht es auf unzulängliche Weise. Da wird ein Todter geschwind noch abgegossen und eine solche Maske auf einen Block gesetzt, und das heisst man eine Büste. Wie selten ist der Künstler im Stande sie völlig wieder zu beleben!« Und in einem kleinen Aufsätzchen, »Denkmale« überschrieben, das zuerst in seinen nachgelassenen Schriften gedruckt ist (Hempel 28, 423 f.), beklagte Goethe, dass er die Deutschen in ihrer Neigung Freunden und Abgeschiedenen Denkmale zu errichten, auf falschem Wege sehe, da sie zu diesem Zwecke abgestumpfte Säulen, Vasen, Altäre, Obelisken und ähnliche bildlose allgemeine Formen verwendeten, während doch das beste Monument des Menschen der Mensch selbst sei. »Leider tritt noch ein anderer Fall ein. Man denkt an ein Denkmal gewöhnlich erst nach dem Tode einer geliebten Person, dann erst, wenn ihre Gestalt vorübergegangen und ihr Schatten nicht mehr zu haschen ist.« Alle architectonischen Monumente erklärt er für bedenklich, weil sie, »vom Wetter, vom Muthwillen, vom neuen Besitzer zerstört und, so lange sie stehen, durch das An- und Einkritzeln der Namen geschändet werden.«

Goethe selbst war der erste deutsche Dichter, den seine Freunde und sein Volk durch Errichtung eines Denkmals ehren wollten. Bei dem Festmahl, das Frankfurter Verehrer des Dichters zu seinem 70. Geburtstage veranstalteten, tauchte der Gedanke auf, dem noch Lebenden ein Denkmal in seiner Vaterstadt zu weihen. Sulpiz Boisserée war es, der die Anregung gab, der einem zur Durchführung derselben gestifteten Verein einen Entwurf unterbreitete und der, gleichsam als Sprecher dieser Genossenschaft, sich mit Goethe darüber ins Einvernehmen setzte.[1] Sein Wunsch war, das Denkmal »höchst mässig und einfach, aber auch höchst gediegen und edel, und so einigermassen in dem Sinne zu halten, den der Dichter als Kunstfreund stets an den Tag gelegt hat.« (S. Boisserée 2, 266.)

Der Plan war folgender.[2] In der Umgebung von Goethes Vaterstadt sollte in freier, offener Landschaft, auf einem Hügel in einem Garten, ein eigenes Haus errichtet werden, einfach, rund, von oben beleuchtet, von aussen mit Säulen umgeben;

[1] Vgl. S. Boisserée 2, 266 ff., Christian Daniel Rauch von Friedrich und Carl Eggers 2, 305 ff. und Rauch und Goethe, Urkundliche Mittheilungen von Carl Eggers.

[2] Vgl. Das Goethe-Denkmal in Frankfurt am Main. Frankfurt a. M. 1844.

aus der Thüre sollte man einen Ausblick haben auf den Main, die Stadt und die ganze Landschaft. Das Gebäude sollte aus Quadern errichtet, die inneren Wände sollten mit gelbem Stuckmarmor überzogen werden. Eine Bank aus weissem Marmor sollte den sinnenden Beschauer zur Ruhe einladen, oben sollten Gesims und Fries aus demselben Stoff den Abschluss bilden. Die Kuppel sollte ausgemalt, der Boden mit weissem und dem übrigen entsprechenden farbigen Marmor eingelegt, die Thüre von Erz verfertigt werden. Als Verzierung des Aeusseren war bestimmt: ein Kranz von Eichenlaub, der unter dem Gesimse das Ganze umgäbe, an den Thürflügeln einerseits eine brennende Lampe, anderseits ein Oelzweig, in erhabener Arbeit, und über der Thüre eine Inschrift mit ehernen Buchstaben: »Dem Andenken von Goethe.« Als Verzierung des Innern war in Aussicht genommen ein rund umlaufender Fries mit Darstellungen aus Goethes Werken in halberhabener Arbeit. Am vortheilhaftesten wäre es, meint Boisserée, der Verfasser des Entwurfs, hier *ein* Werk für alle gelten zu lassen; das könnte am besten durch die Wahl von Hermann und Dorothea erreicht werden. Die durchgehende Beziehung auf das Vaterland und die ereignissvolle Zeit, die der Dichter erlebt hatte, schienen das Gedicht zu dem gesetzten Zweck am geeignetsten zu machen. Von anderen Werken des Dichters, wie Werther, Faust, Iphigenia, brauchten nur die Namen in ehernen Buchstaben an den Wänden angebracht zu werden. Auf einem durch Stufen erhöhten Boden sollte das Brustbild aufgestellt werden, auf einem einfachen Untersatz, an dem der Harfner und Mignon, in halberhabener Arbeit, eine schöne bedeutsame Verzierung bilden würden. Als Verzierung der inneren Thürflügel waren ebenfalls Lampe und Oelzweig in Aussicht genommen. In der Kuppel sollten vier schwebende Genien auf himmelblauem Grunde Kränze über dem Haupte des Dichters emporhalten: die Genien der Natur, der Liebe, der Poesie und der Unsterblichkeit. »Es würden dadurch die grossen Gaben bezeichnet, die den Dichter schmücken und der höchste Lohn, der ihm zu Theil wird; zugleich würde darauf hingedeutet, dass die wahren Gaben, wie der wahre Lohn, nur von oben kommen, und so erhielte das Ganze eine Beziehung auf Denjenigen, der über aller menschlichen Grösse thront.«

Dieser Entwurf entspricht vollständig dem künstlerischen Charakter jener Zeit. Ein feingebildeter gelehrter Kenner, dem die schaffende Phantasie völlig mangelt, setzt aus dem reichen Vorrath seiner architectonischen Kenntnisse Steinchen zusammen, um einen Bau für die Ewigkeit zu errichten. Wie lange hätte sich dieses aus dem Verstand zurechtgezimmerte, künstlich stilisirte Gebäude vor dem Vorwurfe künstlerischer

Langweiligkeit wahren können? In diesem Raum wäre nicht Platz gewesen für ein lebensvolles, den modernen Geist Goethes abspiegelndes Denkmal, sondern nur für eine kunstvoll aber unlebendig drapirte und stilisirte Nachahmung der Antike.

Goethe hatte kurz vorher, in den Jahren 1816—1818, bei Schadows Blücherstandbild für Rostock, dem Künstler mit seinem Rathe zur Seite gestanden. Dass dem Helden dieses Denkmal noch zu seinen Lebzeiten aufgerichtet werde, fand er »bedeutend und angenehm.« »Der Deutsche ist eigentlich nicht gewohnt bei Lebzeiten Ehre zu geben und zu empfangen, es ist eine gewisse löbliche Scheu in ihm, die er nicht leicht überwindet, weshalb wir ihn auch nicht tadelnswerth finden wollen« (Brief an v. Preen 7. Oct. 1819, Raumers Histor. Taschenbuch 4. Folge, 3. Jahrg. 1862, S. 400). Goethe selbst hatte diese Scheu; was man in Frankfurt mit ihm vorhatte, erschien ihm mehr, als eine »bescheidene Betrachtung der Resultate seines Lebens« zuliess; und er rieth, damit Nemesis nicht aufgerufen werde, mit bescheidener Sorgfalt zu Werke zu gehen.

In Frankfurt hatte man Dannecker, den Schöpfer der grandiosen Schillerbüste, für das Denkmal, Thorwaldsen für die Reliefs aus den Dichtungen in Aussicht genommen. Dannecker sollte nach Weimar kommen um Goethes Büste nach dem Leben zu schaffen. Aber, wendet Goethe ein, »sollte es nicht etwas bedenklich sein, einen Bildhauer dahin zu senden, wo er keine Formen mehr findet? wo die Natur auf ihrem Rückzug sich nun mit dem Nothwendigen begnügt, was zum Dasein allenfalls unentbehrlich sein möchte; wie kann dem Marmor ein Bild günstig sein, aus dem die Fülle des Lebens verschwunden ist?« (S. Boisserée a. a. O. S. 270.) Danneckers Reise verzögerte sich in Folge schwerer Krankheit seiner Frau, und unterblieb aus diesem Grunde vollständig. Goethe lenkt die Aufmerksamkeit auf Rauch und erbietet sich, ihn bei sich aufzunehmen. »Ich würde über diese Angelegenheit wie bisher geschwiegen haben, träte nicht ein Stillstand ein, dem Sie selbst keinen Rath wissen; die Schnepfe des Lebens schwirrt vorbei, ein guter Schütze muss sie eilig fassen.« (Boisserée S. 287.) Und schon 4 Wochen darnach, im August 1820, ist Rauch bei Goethe, und es entstand jene berühmte Büste, von der Goethe selbst gestand, dass ihre Behandlung wirklich grandios sei. Auf Rauch war man übrigens auch in Frankfurt gekommen.

Es hatte den Anschein, dass sich die Angelegenheit rasch entwickeln wollte. Die Pläne zu dem Gebäude wurden fertiggestellt, Thorwaldsen hatte sich zur Lieferung der Basreliefs bereit erklärt. Auch der Platz für die Anlage war bereits

bestimmt: die am südwestlichen Ende der Stadt gelegene Mühlinsel. Boisserée legt Goethe die Topographie des Platzes eingehend dar und schildert ihn als für das Denkmal höchst geeignet (a. a. O. S. 289). Er bittet Goethe um ein offenes Urtheil, insbesondere über den neu aufgetauchten Plan, den Bilderkreis für die Reliefs auch noch auf andere Werke des Dichters auszudehnen, wofür er Scenen aus Werther, Götz, Faust, Iphigenie und Tasso vorschlägt. Diesem letzten Vorschlag gibt Goethe seine Zustimmung, aus rein künstlerischen Gründen, aber eines Urtheils über die ganze Anlage enthält er sich noch. Durch die Ungunst der politischen Verhältnisse war aber die ganze Sache ins Stocken gerathen; und ausserdem schwankte der Denkmalsverein, ob er eine colossale Büste oder eine Statue bestellen solle. In Weimar hatte man sich eingehend mit dem vorgelegten Plane beschäftigt; die ganze Anlage war, wie aus den oben mitgetheilten Ansichten Goethes über Denkmäler einleuchtet, durchaus nicht nach seinem Geschmack. Und er tritt jetzt mit einem neuen Einwurf hervor, der wohl geeignet war, die Ausführung noch fraglicher zu machen; er stellte die Frage, ob man nicht besser thue, das Denkmal mit der neugegründeten Bibliothek in Verbindung zu bringen. »Die Sache kam bei uns zur Sprache, als ein Abdruck des Auf- und Grundrisses eintraf und man über die ungeheuern Vorkosten erschrak die eine solche *Moles* erfordern würde. Zurückhalten will ich nicht, dass ich von Anfang her dasselbe Bedenken trug und mir der abgelegene, feuchte Ort keineswegs gefallen wollte; ich schwieg aber, um in die gute Absicht keine Störung zu bringen.« Die Sache sei von grosser einziger Wichtigkeit, »und da ich noch erlebe, was nicht leicht jemand erlebt, so seh ich mich an als einen Theilnehmer, der seine Stimme gar wohl zu einer solchen Angelegenheit geben darf.« (23. April 1821, a. a. O. S. 306 f.) Die Frankfurter wollten aber von dem einmal gefassten Plane nicht abstehen, da sie glaubten durch den Bau eine Verschönerung ihrer Stadt zu gewinnen. Auch Boisserée verblieb dabei, ohne auf Goethes Auseinandersetzungen direct zu antworten. Das mochte wohl Goethe reizen in einem etwas schärferen Tone seine Bedenken nochmals zusammenzufassen. Er schreibt am 24. Mai 1821 (a. a. O. S. 310): »Die vorausgesehenen und Ihnen verkündigten Contestationen sind wirklich eingetreten und verschiedene nicht ganz erfreuliche Discussionen entstanden. Alles ausser meiner Gegenwart. Da sich indessen der Streit wo nicht zu verbittern, doch zu verwirren schien, so gab ich den Wunsch zu erkennen, dass alles Gesprochene eiligst möchte redigirt werden, und versagte nicht meine Einwirkung. Was entstanden liegt hier bei, und es möchte dem Freunde wahrscheinlich

nicht unangenehm sein, da er selbst den unmässigen Bauplan nicht billigen kann. So viel hab' ich gehört, dass der Vorschlag, wie er hier liegt, mehrere Geister und Gemüther schon für sich gewonnen. Ich bitte daher, ihn selbst zu prüfen, und in so fern sie ihm beistimmen, Ihre Entfernung und sonstige Verhältnisse es erlauben, freundlich mitwirken möchten.« Das Resultat jener Weimarischen Besprechungen, die mit Heinrich Meyer und dem Canzler von Müller in erster Linie stattgefunden haben (vgl. Goethes Tagebücher Mai 1821), ist voranstehender Aufsatz, der sich in einer Niederschrift von Johns Hand in Goethes Nachlass gefunden hat.

Das Denkmal ist bekanntlich zu Goethes Lebzeiten nicht zu Stande gekommen. Er scheint das geahnt zu haben, als er am 15. September 1820 an Graf Reinhard schrieb: »Von dem in Frankfurt mir bestimmten Monumente weiss ich nichts zu sagen; ich verhalte mich dagegen ganz stille, contemplirend; denn da es mehr ist als was ein Mensch erleben sollte, so muss er sich gar wundersam bescheiden zusammen nehmen, um nur die Legung des Grundsteins zu überleben.« Rauch verfertigte mehrere Skizzen (vgl. Zarncke, Kurzgefasstes Verzeichniss der Originalaufnahmen von Goethes Bildniss S. 83 ff.), aber eine Einigung über die Wahl einer derselben kam nicht zu Stande, da sich im Comité Einflüsse geltend machten zu Gunsten der von Bettina von Arnim erfundenen, von dem Bildhauer Wichmann modellirten Goethestatue (vgl. Eggers a. a. O. 2, 311 ff.). Endlich im December 1825 wurde ein Vertrag zwischen Rauch und dem Banquier Bethmann, der die Sache selbst in die Hand genommen hatte, aufgesetzt. Durch den im nächsten Jahr erfolgten Tod Bethmanns kam die Angelegenheit wieder ins Stocken und schlief endlich, da die Bethmannschen Erben auf der Erfüllung des Vertrages nicht bestanden, gänzlich ein. Rauch scheint, so ehrenvoll und interessant ihm die Aufgabe war, unter den obwaltenden Umständen doch die rechte Lust nicht gehabt zu haben zu dem letzten entscheidenden Schritt. Ihn beengten die Anforderungen und Vorschriften, die von Frankfurt aus ergingen, und seine freie künstlerische Phantasie konnte sich nicht unter das Joch beugen, das ihr der mit einem kleinen klassizistischen Zöpfchen behaftete Doctrinarismus des trefflichen Boisserée gern auferlegt hätte. In die Einzelheiten dieser nicht sehr erquicklichen Verhandlungen einzudringen, ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen. Aus den Publikationen von Eggers kann man sie genau verfolgen. Goethe selbst liess die Sache nach und nach fallen. Wichtigere Dinge traten in den Kreis seiner Thätigkeit; vor allem die Vorbereitungen zu der letzten, gewichtigen Kundgebung seines Schriftstellerthums, zu der grossen, sein ganzes Lebenswerk in eine wuchtige

Einheit zusammenfassenden Ausgabe letzter Hand. Sie sollte bei Cotta erscheinen und Boisserée war betheiligt an den Verhandlungen. Am 13. August 1825 schreibt Goethe an Boisserée, dass ihm gerade in diesem Augenblick vollkommen gegenwärtig sei, »wie Ihre freundschaftliche Gesinnung vor Jahren ein zartes bedeutendes Monument beabsichtigte, welches nachher durch architectonische Weitläufigkeiten vereitelt wurde; so wie denn auch das projectirte Marmorbild zu stocken scheint. Lassen Sie uns das als Versuche betrachten, in welchen der gute Wille gewogener Landsleute sich auszusprechen den Anlass nahm! greifen wir mit Ernst und Einigung zu gegenwärtiger Gelegenheit: die schon angeregte Nation dahin zu bestimmen, dass sie eine Unternehmung begünstige, die, aus meinen eignen Materialien, mir ein bleibendes Denkmal wohlmeinend zu errichten die Absicht hegt.«

1837 wurde in Stuttgart Thorwaldsens Schiller aufgerichtet; und erst 1844 erhielt Goethes Vaterstadt das lange vorbereitete Denkmal seines grössten Sohnes, von Schwanthaler gefertigt. J. Wahle.

2. ÜBER KUNST UND HANDWERK.

Alle Künste fangen von dem Nothwendigen an; allein es ist nicht leicht etwas Nothwendiges in unserm Besitz oder zu unserm Gebrauch, dem wir nicht zugleich eine angenehme Gestalt geben, es an einen schicklichen Platz und mit andern Dingen in ein gewisses Verhältniss setzen können. Dieses natürliche Gefühl des Gehörigen und Schicklichen, welches die ersten Versuche von Kunst hervorbringt, darf den letzten[1] Meister nicht verlassen, welcher die höchste Stufe der Kunst besteigen will, es ist so nahe mit dem Gefühl des Möglichen und Thulichen verknüpft, und diese zusammen sind eigentlich die Base von jeder Kunst. Allein wir sehen leider, dass von den ältesten Zeiten herauf die Menschen so wenig in den Künsten als in ihren bürgerlichen, sittlichen und religiosen Einrichtungen *natürliche* Fortschritte gethan haben, vielmehr haben sich gar bald unempfundene Nachahmung, falsche Anwendung

[1] vielleicht verhört für besten. Suphan.

richtiger Erfahrungen, dumpfe Tradition, bequemes Herkommen der Geschlechter bemächtiget, alle Künste haben auch von diesem Einfluss mehr oder weniger gelitten, und leiden noch darunter, da unser Jahrhundert zwar in dem Intellectuellen manches aufgeklärt hat, vielleicht aber am wenigsten geschickt ist reine Sinnlichkeit mit Intellectualität zu verbinden, wodurch ganz allein das wahre Kunstwerk hervorgebracht wird.

Wir sind überhaupt an allem reicher was sich erben lässt, also an allen Handwerksvortheilen, an der ganzen Masse des Mechanischen, aber das was angeboren werden muss, das unmittheilbare Talent, wodurch der Künstler sich auszeichnet, scheint in unsern Zeiten seltner zu sein. Und doch möchte ich behaupten, dass es noch so gut wie jemals existire, dass es aber als eine sehr zarte Pflanze weder Boden noch Witterung noch Wartung finde.

Wenn man die Denkmale betrachtet, welche uns vom Alterthum übrig geblieben sind, oder die Nachrichten überdenkt, welche sich davon bis auf uns erhalten haben, kann man leicht bemerken, dass alles was die Völker, bei denen die Kunst geblühet, auch nur als Geräthe besessen, ein Kunstwerk gewesen und als ein solches geziert gewesen sei.

Eine Materie erhält durch die Arbeit eines ächten Künstlers einen innerlichen, ewig bleibenden Werth, anstatt dass die Form, welche durch einen mechanischen Arbeiter selbst dem kostbarsten Metall gegeben wird, immer in sich bei der besten Arbeit etwas Unbedeutendes und Gleichgültiges hat, das nur so lang erfreuen kann als es neu ist, und hierinnen scheint mir der eigentliche Unterschied des Luxus und des Genusses eines grossen Reichthums zu bestehen. Der Luxus besteht nach meinem Begriff nicht darinnen, dass ein Reicher viele kostbare Dinge besitze, sondern dass er Dinge von der Art besitze, deren Gestalt er oft verändern muss, um sich ein augenblickliches Vergnügen und vor andern einiges Ansehen zu verschaffen. Der wahre Reichthum bestünde also in dem Besitz solcher Güter, welche man Zeitlebens behalten, welche man Zeit-

lebens geniessen, und an deren Genuss man sich bei immer vermehrten Kenntnissen immer mehr erfreuen könnte. Und wie Homer von einem gewissen Gürtel sagt: er sei so vortrefflich gewesen, dass der Künstler, der ihn gefertiget, zeitlebens habe feiern dürfen, ebenso könnte man von dem Besitzer des Gürtels sagen, dass er sich dessen Zeitlebens habe erfreuen dürfen.

Auf diese Weise ist die Villa Borghese ein reicher, herrlicher, würdiger Pallast, mehr als die ungeheure Wohnung eines Königes, in welcher wenig oder nichts sich befindet, das nicht durch den Handwerker oder Fabrikanten hervorgebracht werden könnte. Der Prinz Borghese besitzt was niemand neben ihm besitzen, was niemand für irgend einen Preis sich verschaffen kann, er und die Seinigen durch alle Generationen, werden dieselben Besitzthümer immer mehr schätzen und geniessen, je reiner ihr Sinn, je empfänglicher ihr Gefühl, je richtiger ihr Geschmack ist, und viele Tausende von guten, unterrichteten und aufgeklärten Menschen aller Nationen werden durch Jahrhunderte eben dieselben Gegenstände mit ihnen bewundern und geniessen.

Dagegen hat alles was der bloss mechanische Künstler hervorbringt, weder für ihn noch für einen andern jemals ein solches Interesse. Denn sein tausendstes Werk ist wie das erste und es existirt am Ende auch tausendmal. Nun kommt noch dazu, dass man in den neuern Zeiten das Maschinen- und Fabrikwesen zu dem höchsten Grad hinauf getrieben hat und mit schönen, zierlichen, gefälligen Dingen durch den Handel die ganze Welt überschwemmt.

Man sieht aus diesem, dass das einzige Gegenmittel gegen den Luxus, wenn er balancirt werden könnte und sollte, die wahre Kunst und das wahr erregte Kunstgefühl sei, dass dagegen der hochgetriebene Mechanismus, das verfeinerte Handwerk und Fabrikenwesen der Kunst ihren völligen Untergang bereite.

Man hat gesehen, worauf in den letzten zwanzig Jahren der neu belebte Antheil des Publicums an bildender Kunst, im Reden, Schreiben und Kaufen hinausgegangen ist. Kluge Fabrikanten und Entrepreneurs haben die Künstler

in ihren Sold genommen und durch geschickte mechanische Nachbildungen die eher befriedigten als unterrichteten Liebhaber in Contribution gesetzt, man hat die aufkeimende Neigung des Publicums durch eine scheinbare Befriedigung abgeleitet und zu Grunde gerichtet.

So tragen die Engländer mit ihrer modern-antiquen Topf- und Pasten-Waare, mit ihrer schwarz, roth und bunten Kunst ein ungeheures Geld aus allen Ländern und wenn man es recht genau besiehet, hat man meist nicht mehr Befriedigung davon, als von einem andern unschuldigen Porcellain-Gefässe, einer artigen Papiertapete oder ein paar besonderen Schnallen.

Kommt nun gar noch die grosse Gemählde-Fabrik zu Stande, wodurch sie, wie sie behaupten, jedes Gemählde durch ganz mechanische Operationen, wobei jedes Kind gebraucht werden kann, geschwind und wohlfeil und zur Täuschung nachahmen wollen; so werden sie freilich nur die Augen der Menge damit täuschen, aber doch immer eben dadurch den Künstlern manche Unterstützung und manche Gelegenheit sich emporzubringen rauben.

Ich schliese diese Betrachtung mit dem Wunsche, dass sie hier und da einem einzelnen nützlich sein möge, da das Ganze mit unaufhaltsamer Gewalt forteilt.

3. ÜBER DIE GEGENSTÄNDE DER BILDENDEN KUNST.

Von der bildenden Kunst verlangt man deutliche, klare, bestimmte Darstellungen. Ob diese nun bis auf den höchsten Grad der Ausführung möglich seien, dabei kommt viel auf den Gegenstand an und es ist also von der grössten Bedeutung, was der Künstler für Gegenstände wählt und welche er zu behandeln geneigt ist.

Die vortheilhaftesten Gegenstände sind die, welche sich durch ihr sinnliches Dasein selbst bestimmen.

Die erste Gattung derselben ist die natürliche. Sie stellt die bekannten, gewöhnlichen gemeinen Dinge, wie sie sind, obgleich schon zu einem Kunstganzen erhöht, vor.

Sie sind meist physiologisch, manchmal gemein pathetisch und haben in diesem Sinne nichts ideales, ob sie gleich als Kunstwerke in einem andern Sinne an der Idealität participiren müssen.

Die zweite Gattung ist die idealische selbst; man ergreift nicht den Gegenstand, wie er in der Natur erscheint, sondern man fasst ihn auf der Höhe, wo er von allem gemeinen und individuellen entkleidet, nicht durch die Bearbeitung erst ein Kunstwerk wird, sondern der Bearbeitung schon als ein vollständig gebildeter Gegenstand entgegen geht. Jene erzeugt die Natur, diese der Geist des Menschen in der innigsten Verbindung mit der Natur; jene erhebt der Künstler durch mechanische Bearbeitung zu einer gewissen Würde, bei dieser ist alle mechanische Behandlung kaum fähig ihre Würde auszudrücken. In Darstellung jener haben es die Niederländer, in Darstellung dieser die Griechen zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Diese letzten sind auch entweder physiologisch oder hoch pathetisch.

Das Erforderniss dieser ganzen Classe ist, dass sie sich beim ersten Anschauen sowohl im Ganzen als in ihren Theilen selbst erklären, von jenem gibt gedachte Schule unendliche Beispiele, von diesen sei ein Jupiter, ein Laokoon genannt.

Nun kann es aber einen gewissen Kreis, einen Cyklus von Gegenständen geben, die zusammen gleichsam einen mystischen Gegenstand ausmachen wie die neun Musen mit dem Apoll, Niobe mit ihren Töchtern. Hier erscheinen die mancherlei Modificationen einer Eigenschaft oder eines Affects und schliessen sich nach einer glücklichen Verkettung wieder in sich selbst zusammen.

Die Gegenstände, von denen wir bisher gesprochen, sind wohl von allen die vollkommensten, indem die der zweiten Gattung in ihrer Vollendung mit der ersten coincidirt.

Nun gibt es aber Gegenstände, die an und für sich nicht verständlich oder nicht interessant sein würden, wenn sie nicht durch eine Folge verbunden und erklärt würden; es kann aber diess eine Folge von Handlungen sein wie z. B. die Thaten des Herkules oder von Theilen einer

Handlung wie z. B. eines Bechanals. So hat auch Julius Roman einen Truppenmarsch zur Begleitung Kaiser Siegesmunds in einem langen Friese ausgeführt. Auf der rechten Einsicht dieser Gattung ruht die ganze Kunst des Basreliefs.

So wie nun eine einzelne Handlung aus einer solchen Folge, wenn sie bekannt genug ist, vorgestellt werden kann, wie z. B. irgend eine That des Herkules auf einer Gemme, so werden auch nicht mit Unrecht solche Gegenstände gewählt, die durch Fabel oder Geschichte allgemein bekannt sind; zwar erreichen sie nie den Werth der ersten; doch kann man den Künstler, der mit gehöriger Vorsicht zu Werke geht, hierin nicht einschalten.

Ob nun gleich bei allen Kunstarbeiten der Gegenstand niemals allein, sondern insofern er behandelt ist, betrachtet werden kann, so lässt sich doch von denen drei bisher beschriebenen Gattungen sagen, dass sie hauptsächlich bezüglich auf das Object betrachtet sind. Bei den Folgenden wird mehr die Behandlung und der Geist des behandelnden in Betracht gezogen, und so werden die Gegenstände denn bestimmt:

Durch tiefes Gefühl, das, wenn es rein und natürlich ist, mit den besten und höchsten Gegenständen coincidiren und sie allenfalls symbolisch machen wird. Die auf diese Weise dargestellten Gegenstände scheinen blos für sich zu stehen und sind doch wieder im Tiefsten bedeutend, und das wegen des Idealen, das immer eine Allgemeinheit mit sich führt. Wenn das Symbolische ausser der Darstellung noch etwas bezeugt, so wird es immer auf indirecte Weise geschehen.

Das tiefe Gefühl aber kann an Schwärmerei grenzen und mystische Gegenstände aufsuchen, von dieser Art sind die meisten Vorstellungen der katholischen Religion, die auch wieder gewissermasen ihren allgemeinen grossen Cirkel haben; es gibt darunter aber auch zufällige Bilder, wenn z. B. mehrere Patronen einer Stadt oder Familie zusammengebracht werden; doch kann man diese Art unter die Gelegenheitswerke rechnen, obgleich auch sie durch Ausführung hoch erhoben werden können, wie die heilige Cäcilie von Raphael zeigt.

Aber auch das flache Gefühl macht Ansprüche an Kunst, daher entspringen die sentimentalen Bilder, deren unsere Zeit so unzählige hervorbringt durch eine falsche Verbindung des Sittlich Schönen mit der darstellenden Kunst; man möchte sagen, dass die Künstler und Liebhaber dieser Art eigentlich recht ökonomisch sind.

Nun gibt es auch Kunstwerke, die durch Verstand, Witz, Galanterie brilliren, dahin wir auch alle allegorischen rechnen; von diesen lässt sich am wenigsten Gutes erwarten, weil sie gleichfalls das Interesse an der Darstellung selbst zerstören und den Geist gleichsam in sich selbst zurücktreiben und seinen Augen das, was wirklich dargestellt ist, entziehen. Das Allegorische unterscheidet sich vom Symbolischen, dass dieses indirect, jenes direct bezeichnet.

Nun gibt es auch noch eine falsche Anwendung der Poesie auf bildende Kunst. Der bildende Künstler soll dichten, aber nicht poetisiren, das heisst nicht wie der Dichter, der bei seinen Arbeiten eigentlich die Einbildungskraft rege machen muss, bei sinnlicher Darstellung auch für die Einbildungskraft arbeiten. Die meisten Arbeiten von Heinrich Füszli sündigen an dieser Seite.

Doch sind die drei vorstehenden Gattungen kaum so tadelnswerth als eine letzte, die wir der neusten Zeit schuldig sind: es ist nämlich der Versuch die höchsten Abstractionen in sinnliche Darstellung wieder zu verkörpern.

4. ÜBER STRENGE URTHEILE.

Nichts ist dem Dilettantism mehr entgegen als feste Grundsätze und strenge Anwendung derselben.

Die Geschmackskritik, wodurch wir genöthigt werden sollen uns etwas gefallen oder missfallen zu lassen, ist selten völlig stringent, weil Gefallen und Missfallen selbst mächtiger bleibt als irgend ein Grundsatz.

Grundsätze aber, aus denen man herleitet, was der Künstler zu thun habe, führen schon mehr Gewicht bei sich, weil alsbald erprobt werden kann, in wie fern sie

praktisch auslangend sind, obgleich auch bei der Anwendung manches Schwanken vorkommen möchte.

Möchten daher unsere Leser niemals vergessen, dass wir mit Künstlern sprechen; dem Freund, dem Liebhaber der Künste, besonders dem, der sammelt und bezahlt, wird es immer unvorschreiblich frei bleiben zu loben, zu schätzen, sich zuzueignen, was ihm persönlich am meisten behagt; nur verlange er nicht, dass wir einstimmen sollen, ja er zürne nicht, wenn wir ihm den Künstler manchmal zu rauben und auf andere Wege zu lenken vorhaben sollten.

Es tritt noch ein Fall, besonders bei der Dichtkunst ein: wir haben manchen ältern Schriften einen gewissen Grad unserer Bildung zu verdanken; wir erinnern uns aus der Jugend noch des guten und glücklichen Eindrucks, den ein solches Werk auf uns machte; wir halten es noch für gut, wenn sich auch schon unser Geschmack gebessert hat; ein gewisses frommes Vorurtheil bleibt uns wie für alte Lehrer für Gegenstände früher Verehrung. Wahr ist's, dass jeder, der ohne auf einen höhern allgemeinern Standpunct sich erhoben zu haben, wenn er über solche Gegenstände scherzt oder sie wohl gar verachtet, einen innern Vorwurf seines Gewissens fühlt; ein zartes Gemüth rechnet sich solche Regungen als eine Impietät an; daher ist es nicht zu verwundern, wenn man sein Gewissen auch gleichsam zu dem Gewissen anderer machen will. Man kann in Deutschland oft bemerken, dass derjenige der einen sogenannten Lieblingsschriftsteller der Nation strenge tadelt, immer wegen eines bösen Herzens in Argwohn steht, wenn auch seine Grundsätze und Argumente die Güte seines Kopfs ziemlich in Sicherheit setzen.

Wir sehen voraus, dass wir auch manchmal in den Fall kommen werden, dass ein Liebling der Menge nicht gerade auch unser Liebling sei und wollen die desshalb unvermeidlichen Vorwürfe gern über uns ergehen lassen; nur werden wir manchmal erinnern, dass wir nur mit dem Künstler sprechen und diesem Anlass geben möchten das Bestmöglichste sich selbst und andern zur Freude hervorzubringen. Indessen mag sich das Publicum ja an unsere Urtheile nicht kehren, lieben und verwerfen, wie es der

Tag mit sich bringt; scheint doch, wenn man theoretische Aussprüche anhören soll, die Ueberzeugung ziemlich allgemein zu sein und bei uns ist sie vollkommen, dass kein neues Kunstwerk das gegen die Muster der Alten gestellt und nach Grundsätzen, die sich aus diesen entwickeln lassen, beurtheilt würde, völlig bestehen könne; eben so allgemein ist angenommen, dass ein Künstler am besten fährt, der sich mit Genie, Geist und Kraft an die Alten fest anzuschliessen und sich nach ihnen zu bilden weiss, und doch ist keine Frage, dass die besten Werke der Alten in glücklicher Uebersetzung dem lebenden Publico allgemein nicht so wohlbehagen können als Werke gleichzeitiger Künstler; aus diesem Widerspruch entsteht ein Widerstreit des Practischen und Theoretischen, in welchem der arbeitende Künstler hin und wider geworfen wird; ihm in diesem Falle so viel als möglich beizustehen, halten wir für Beruf und Pflicht und behaupten vielleicht mit einigem Anschein der Paradoxie, dass gerade dem Künstler nicht gefallen dürfe, was dem Publico gefällt. So wenig der Pädagog sich nach den augenblicklichen Einfällen der Kinder, der Arzt nach der Sehnsucht und den Grillen des Patienten, der Richter sich um die Leidenschaften der Parteien zu kümmern hat, eben so wenig sieht der wahre Künstler das Gefallen als den Zweck seiner Arbeit; er meint es wie jene genannte Männer so gut er nur kann mit denen, für die er arbeitet, aber er meint es noch besser mit sich selbst, mit einer Idee, die ihm vorschwebt, mit einem fernen Ziele, das er sich steckt und zu dem er andere lieber mit ihrer Unzufriedenheit hinreissen mag als dass er sich mit ihnen auf halbem Wege lagerte.

Als Goethe in Italien von der Fülle neuer Erfahrungen und Erkenntnisse sich zu einem neuen Leben erweckt fühlte, da fasste er sogleich auch den Entschluss, nicht nur durch den neuen Geist, der seine Dichtungen erfüllen sollte, sondern auch durch systematische Darlegung in bewusstem didaktischem Streben, das was er gewonnen, der Heimat mitzutheilen. Aber die Aufnahme, welche er bei seiner Rückkehr fand, die Theilnahmlosigkeit des Publikums für das, was ihm als die höchste und reichste Gabe, als der Gipfel des eigenen Lebens er-

schien, bewog ihn jahrelang die Verwirklichung des Plans hinauszuschieben. Erst Schillers verständnissvolle Mitarbeit und sein jugendliches Vertrauen auf die Möglichkeit einer erfolgreichen Erziehung und Hebung des Publikums liess die alten Pläne wieder lebendig werden. Sie auszuführen wäre der Meister gern nochmals nach Italien gewandert; da dies aber nicht auszuführen war, so entsandte er den Kunstfreund Heinrich Meyer dorthin, der in zweijährigem Aufenthalt in Florenz und Rom aufs genaueste beobachtete und sammelte und Goethe in regelmässigen Briefen die eingehendste Rechenschaft ablegte. Und um noch frischer und lebendiger und zugleich völlig ungestört die Ergebnisse von Meyers Reise auf sich einwirken zu lassen, macht sich Goethe im Herbst 1797 selbst auf, um dem Freunde, der zurückkehrt, in die Schweiz entgegenzugehen. Auf dieser Reise entstehen nun bald in einsamem Sinnen, bald im Gedankenaustausch mit Meyer eine Reihe von Entwürfen, welche in den nächsten Jahren theils in den »Propyläen« ausgeführt worden, theils auch im blossen Schema oder in fragmentarischen Niederschriften stecken geblieben sind.

Am 15. September, noch auf der Hinreise begriffen, hat Goethe in Stuttgart folgende Aufgaben in sein Tagebuch eingetragen:

»Gelegentlich durchzudenken und aufzusetzen.

1. Schema von einer vollständigen doch im Personal eingeschränkten Kunstacademie.

2. Schema von Kunst und Handwerk, bezüglich auf die innere Decoration eines Schlosses.

3. Ueber das Darzustellende oder über die Gegenstände, welche die verschiedenen Künste bearbeiten können und sollen.

4. Ueber die Behandlung der verschiedenen Gegenstände durch die verschiedenen Künste, je nachdem die Mittel und Zwecke dieser letzten verschieden sind.

5. Von der sinnlichen Stellung oder Zusammenstellung der Theile.

6. Von den verschiedenen Darstellungen bezüglich auf ihren tiefern Gehalt und Wirkung.«

Ein Arbeitsprogramm, das mit grosser Consequenz im Auge behalten worden ist, wenn auch das vorzeitige Eingehen der Propyläen nicht alles hat zur Ausführung gelangen lassen. Das an erster Stelle genannte Thema hat eine ausführliche Behandlung im 2. und 3. Bande der Propyläen durch Heinrich Meyer gefunden, ebenso das dritte im 1. Bande; an beiden hat sich Goethe, wie die Manuscripte zeigen, helfend und eingreifend betheiligt. Der vierte Punkt hat keine besondere Ausführung erhalten, sondern ist mit dem dritten gemeinsam

behandelt worden; über den fünften und sechsten besitzen wir kurze Schemata Goethes, die seinen Gedankengang erkennen lassen. Eine kurze Ausführung des *zweiten* glaube ich in dem ersten der vorstehenden Aufsätze zu finden, für welchen Bernhard Suphan, ohne noch jener Tagebuchnotizen zu gedenken, doch dem Inhalt entsprechend sogleich die Ueberschrift *»Kunst und Handwerk«* vorgeschlagen hat. Der sachliche Gegensatz, den Goethe im Sinne hat, ist freilich nicht ganz der, den wir heute mit diesen Worten verbinden. Uns, die wir in das Getriebe des Fabrikwesens eingezwängt sind, erscheint das Handwerk schon als eine verhältnissmässig freie, persönliche Thätigkeit, die sich im Kunstgewerbe mit der Kunst berührt; Goethe aber fasst es als das niedrige, mechanische, welches dem künstlerischen Schaffen entgegengesetzt ist. In seinen Ausführungen vermischt er dann auch unbekümmert Handwerks- und Fabrikbetrieb, indem er Beides in gleichem Contrast zur Production des Künstlers empfindet. Fraglich könnte scheinen, ob unser Aufsatz auch der besondern, im Tagebuch gegebenen Bestimmung entspricht: »bezüglich auf die innere Decoration eines Schlosses.« Goethes Betrachtung hält sich doch sehr im Allgemeinen und lässt keinen bestimmten practischen Zweck erkennen. Allein ich glaube doch, dass das ausführlich behandelte Beispiel von der Villa Borghese uns auf einen solchen Zweck hinweist. Dies Beispiel steht an sich ganz unvermittelt, willkürlich da; aber diese Willkür verschwindet, wenn wir nach jener Tagebuchnotiz annehmen, dass bei dem ganzen Aufsatz stillschweigend der Gedanke an architectonische Decoration dem Verfasser im Sinne lag, aber nur an dieser einen Stelle Anlass hatte sich auszusprechen. Wer genau zusieht, wird vielleicht auch an andern Stellen die zu Grunde liegende Gedankenschicht erkennen, so z. B. wenn gleich anfangs der ästhetische Trieb darin wahrgenommen wird, jedem Ding »einen schicklichen Platz zu geben.«

Dürfen wir so in diesem Aufsatz die Ausführung jenes Tagebuch-Vorsatzes erkennen, so werden wir staunen, mit welch tiefliegendem Blick der Dichter dieses scheinbar so nüchtern-practische Thema: Kunst und Handwerk bei einer Haus-Decoration — beschaut hat. Er sieht in ihm den Charakter zweier Zeitalter sich berühren und bekämpfen, eines Zeitalters freier individueller Bethätigung und eines gebundener, mechanischer Massenthätigkeit. Und wenn uns das Vorausschauen moderner sozialer und ökonomischer Bewegungen noch in den weit späteren »Wanderjahren Wilhelm Meisters« überrascht und imponirt, so möchte es im Jahr 1797 fast wunderbar scheinen. Das ist es nun doch nicht. Wenn Goethe in den Wanderjahren den Zustand der neuen Zeit greifbar bezeichnen will, so weist er auf Amerika hin; Amerika mit

seiner eigenartigen Kulturform war aber auch schon 1797 als ein neues, auf eine Zukunfts-Epoche hinweisendes Gebilde in den Gesichtskreis der weiter blickenden Beobachter getreten. Der Befreiungskrieg der Vereinigten Staaten, die Erscheinung des practisch-nüchternen, einfach-selbstbewussten Franklin war von empfindsamen Gemüthern nur als ein neuer Anlass zu begeisterter Schwärmerei für Freiheit und Gleichheit aufgefasst worden; aber der sicheren Weltkenntniss hatte sich hier etwas ganz anderes angekündigt. — Doch von Amerika ist in unsrem Aufsatz nicht die Rede, wohl aber von England. Auch dieses Land hatte sich schon damals durch seine gewaltige industrielle Thätigkeit in Gegensatz zu dem übrigen Europa gestellt. Der hartnäckige Kampf Englands gegen das festländische Europa in der napoleonischen Zeit ist durch diesen wirthschaftlichen Gegensatz bedingt und wurde auch von Goethe so aufgefasst.[1]

Jedenfalls — er empfand schon das Herannahen eines »mechanischen« Zeitalters und er fühlte schon die Last, die es der Künstlerseele auflegte, die Bande, in die es das freie Spiel ihrer Kräfte zwang. Ja er meint schon zu bemerken, dass durch diese Einflüsse das »unmittheilbare Talent« des Künstlers seltener geworden sei; das Gefühl wirkt nicht mehr in unablenkbarer Sicherheit; denn Intellect und Sinnlichkeit haben sich getrennt, und es ist dadurch innerer Zwiespalt und Unsicherheit erzeugt. Wir erkennen leicht den Gedankengang wieder, in welchem sich Goethe wie Schiller damals einig fanden und sich mit Vorliebe bewegten. Von der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung (1795) bis zu »Winckelmann und sein Jahrhundert« (1805) beherrscht dieses Schema die Gedanken Beider, und führt in dem letztgenannten Werke zu dem begeisterten Preise des Alterthums, welches »jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft« noch nicht erfahren hatte.

Freilich auch in der Gegenwart ist die Gabe der Natur, welche den Künstler macht, nicht verschwunden; aber sie scheint es fast, weil die Bedingungen zur Entwicklung »dieser zarten Pflanze« fehlen. Und sie fehlen, weil die Schätzung der Kunst sich verringert hat, weil die Kunst den Modernen nicht mehr ein nothwendiges Bedürfniss ist. Das wird durch den Hinweis auf die Griechen erhärtet, welche Alles, was sie umgab, von Künstlerhand gestaltet wünschten, während der

[1] Man lese den Preis der »Continentalsperre« in dem Gedicht an die Kaiserin von Frankreich (1812):

»Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht.
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Dass sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluss, durch Machtgefechte,
Das feste Land in alle seine Rechte.«

Neuere sich mit handwerksmässiger Verzierung begnügt. Dem wahren Reichthum, der sich in künstlerisch-werthvollem Besitz ausweist, wird der Luxus gegenübergestellt, der handwerksmässige Prunkwaaren aufhäuft.

Und nun wird als Beispiel einer würdigen fürstlichen Anlage die Villa Borghese genannt, welche in den letzten Jahrzehnten zu allgemeiner Bewunderung der Mitwelt entstanden war. Goethe hat das Ganze im Sinn: Park und Casino, künstlerische Ausschmückung und eingefügte Kunstschätze; denn dies Ganze war in der That einheitlich, ein Theil für den andern geschaffen.[1] Es darf uns nicht irre machen, wenn wir heute die Decoration in Stuck und Fresco neben den aufgehäuften Kunstschätzen kaum der Beachtung werth finden; damals urtheilte man anders, und wenn man die zeitgenössischen Künstler wohl auch überschätzte, so hatte man doch immerhin mehr Kunstsinn als die meisten Besucher von heute, welche die Säle nur durcheilen, um die wenigen von Bädeker besternten Kunstwerke zu betrachten. Als Goethe in Rom lebte, hatte ein Deutscher, Christoph Unterberger, die Oberleitung über die Anlage der Villa gehabt, und der Dichter mochte bei seinen stillen Besuchen des Parks oft mit Neid dieses Werk betrachtet haben, das weit über alles hinausging, was er in dem bescheidenen Weimar unternehmen konnte; vielleicht hatte er auch mit dem Künstler selbst sich ausgesprochen. Und in Weimar hatte er dann im »Römischen Hause« nach dem Maass der vorhandenen Mittel etwas Aehnliches zu schaffen gesucht. Doch schnell wendet er in unserm Aufsatz sich wieder von dem Beispiel ab und kehrt zu allgemeinen Betrachtungen zurück, über den einzigartigen, dauernden Werth des Kunstwerkes und die öde Leere handwerksmässiger Massenwaare. Und da sind es nun die Engländer, die er angreift, weil sie diese mechanischen Erzeugnisse durch neue Methoden ins Unendliche vervielfältigen. Die fabrikmässige Nachahmung antiker Vasen und die eben damals sich ankündigende Technik des Farbendruckes erregen seinen Widerwillen.

Das Schlusswort des Aufsatzes ist von typischer Bedeutung. Auch heute kann der, welcher im Sinne Goethes arbeiten will, sich nichts besseres wünschen, als hie und da Einzelnen förderlich zu sein, »da das Ganze mit unaufhaltsamer Gewalt vorwärts eilt.«

Die zweite Abhandlung bespricht einen Gegenstand, der Goethe ganz besonders am Herzen gelegen hat. Schon ein Jahr bevor er in sein Tagebuch die Aufzeichnung machte, die wir oben anführten, hatte er an Meyer nach Florenz

---

[1] Eine ausführliche Darstellung der Villa Borghese von Pagliarini war 1796 erschienen.

geschrieben: »Wir (Goethe und Schiller) sind diese Tage über die Wahl des Gegenstandes bei Kunstwerken sehr im Gespräch gewesen, sammeln Sie doch auch ja auf diesen Punkt! es ist der erste und der letzte, und da man die ganze Materie nicht dogmatisch, sondern kritisch behandeln könnte, da man überall glückliche und unglückliche Beispiele könnte reden lassen, so wäre es eine recht schöne Gelegenheit in und mit dieser Frage soviele wieder zur Sprache zu bringen.« Meyer hatte darauf geantwortet: »Ueber die Wahl des Gegenstandes bei Kunstwerken ist es wohl schwer sich so kurz zu fassen als es der Raum eines Briefes, der noch nebenbei andere Dinge enthält, verstattet, und wir werden dieses Capitel wohl bis dahin sparen müssen, wenn wir uns wieder mündlich mit einander mittheilen können. Indessen glaube ich, dass man als allgemeine Regel annehmen kann: Je vollständiger sich eine Handlung durch den Sinn des Gesichts begreifen und fassen lässt, je besser passt sie für die bildenden Künste.« Dieser letzte Satz bildet auch in der That den Grundgedanken der ausführlichen Abhandlung über diese Frage, welche Meyer in den »Propyläen« erscheinen liess.[1] Sie entstand, wie die Handschriften ausweisen, unter eifriger Mitarbeit Goethes, welcher zwar im Einzelnen mit seiner brüderlichen Kritik von Meyers Darlegungen nicht zurückhielt, im Ganzen aber durchaus übereinstimmte. Denn auch für Goethe war die Frage nach den »Gegenständen« eine technische, eine Frage nach der practischen Darstellbarkeit und Verständlichkeit, nicht etwa eine dogmatische, und man würde sehr irren, wollte man meinen, dass er mit der Bestimmung der »Gegenstände« das Gebiet der Kunst durch irgend welche von Aussen herangebrachte Ueberzeugungen oder Vorurtheile hätte einschränken wollen. Nicht darum handelt es sich, was die bildende Kunst darstellen *dürfe,* sondern um das, was sie darstellen *könne.*

Aber trotz dieser Uebereinstimmung mit Meyer ist dennoch Goethes kurzer Aufsatz, der uns hier vorliegt, eine ganz eigene Arbeit neben jener ausführlichen Abhandlung; er ist nicht etwa der Keim oder auch Kern derselben, sondern ein anderer Versuch die Aufgabe zu lösen. Meyer behandelt die Frage äusserlich reglementirend; die Gegenstände werden in Categorieen getheilt, demgemäss gebilligt oder verworfen und alles mit zahlreichen Beispielen belegt. Goethe fasst die Sache tiefer: schon in der ersten Hälfte des Aufsatzes, wo er thatsächlich von den »Gegenständen« redet, behandelt er sie nicht nach äusserlichen Eintheilungsgründen, sondern nach dem Stufengang ihrer künstlerischen Bedeutung; in der zweiten

---

[1] Ueber diesen Aufsatz vgl. die ausführliche Würdigung in meiner »Klassischen Aesthetik« S. 195—201.

Hälfte fasst er das Thema dann psychologisch, um die Bedingungen festzustellen, welche die Wahl geeigneter oder ungeeigneter Gegenstände veranlassen. Eines Commentars bedürfen diese Ausführungen bei ihrer einfachen Klarheit und Durchsichtigkeit nicht. Nur darauf sei hingewiesen, wie dem Dichter unwillkürlich die Urtheile, welche er gewohnt ist, auf die Dichtkunst anzuwenden, hier sich auf die bildende Kunst übertragen. Wenn er das »tiefe Gefühl« als die Quelle glücklicher Stoffwahl rühmt, so erinnern wir uns, dass schon im »Götz« das »von einer Empfindung volle Herz« als das gepriesen wird, was »den Dichter mache«, und dass noch der Altmeister »lebendiges Gefühl der Zustände« den »Poeten machen« liess. Und wenn wir als bedenkliche Abirrungen dieses Gefühls ihn hier die Schwärmerei und die flache Sentimentalität tadeln hören, so erinnern wir uns, zu welchen abwehrenden Aeusserungen ihn die erste Eigenschaft gegenüber den romantischen Dichtern, die andere gegenüber Kotzebue und ähnlichen scheinbar moralisirenden, in Wirklichkeit entnervenden Schriftstellern veranlasst hat. Dass ferner Kunstwerke, welche aus Verstand oder Witz statt aus Gefühl hervorgehen, niedrig angeschlagen werden, erinnert lebhaft an jenes abweisende Urtheil, welches Schiller über Wieland und Voltaire und zugleich über eine Geschmacksrichtung ausgesprochen hat, welche die Werke des Witzes und des poetischen Genies für Synonyme halte,[1] ein Urtheil, welches in Hinsicht Voltaires auch Goethe billigte, wenn er ihm die »Tiefe« absprach.[2]

Trotz der nahen Beziehung, welche wir demnach zwischen Goethes Kunstkritik und seinem litterarischen Urtheil erkennen, warnt er doch in unsrem Aufsatze so entschieden vor der »Anwendung der Poesie auf bildende Kunst.« Denn er war sich bewusst, dass beide, wenn sie auch aus gemeinsamem Grunde entspringen, doch mit ganz verschiedenen Mitteln arbeiten. Schlimm gegen diese Einsicht verstösst, wer sich an die am Schluss angeführte, unlösbare Aufgabe wagt: an die Verkörperung der »höchsten Abstractionen in sinnlicher Darstellung.« Bernhard Suphan hat mich darauf hingewiesen, dass Goethe hier an Carstens' in der That unglückliche Darstellungen des Raumes und der Zeit gedacht habe. Unzweifelhaft ist dies richtig; Goethe war auf diese Darstellungen durch den gehässigen Bericht des Malers Müller in Schillers »Horen« aufmerksam geworden. Aber es ist ein eigenes Verhängniss, dass als abschreckendes Beispiel hier gerade der Künstler hingestellt ist, dessen Werke am Meisten

[1] An Körner 1. Mai 1797.

[2] Anmerkungen zum »Neffen des Rameau.«

Goethes Forderungen entsprechen. Goethe hatte jedoch damals noch nichts von Carstens gesehen, und er war mehr noch als durch Müller jedenfalls durch die einmüthig ungünstigen Berichte seiner römischen Freunde Hirt und Bury eingenommen worden. Später ist es bekanntlich Goethe selbst gewesen, der einen grossen Theil von Carstens' Nachlass für das Weimarer Museum angekauft hat.

Es ist lebhaft zu bedauern, dass Goethe die kurze Skizze dieses Aufsatzes nicht weiter ausgeführt hat, etwa in der Form eines Gesprächs, wie sie in den »Propyläen« mehrmals so glücklich angewendet worden ist. Sicherlich wäre das Thema, welches dem Dichter so sehr am Herzen lag, so mit weiter und tiefer gehender Wirkung behandelt worden als in der gewissenhaften und scharfsinnigen, aber trocknen und eintönigen Weise Meyers.

Der letzte Aufsatz, welchen wir angereiht haben, steht nicht in so engem Bezug zu den beiden ersten, wie diese unter sich, gehört aber doch demselben Arbeitsgebiet an. Er stammt aus einem Sammelbande, welcher ausdrücklich für Vorarbeiten und Entwürfe zu den Propyläen bestimmt ist. Auch ergibt die Betrachtung des Inhalts unwidersprechlich, dass es sich um die Einführung, die Empfehlung und auch die Entschuldigung des neuen Unternehmens und seiner Eigenart handelt. Thatsächlich wurden die Propyläen mit jener ausführlichen »Einleitung« eröffnet, welche ein volles, ideales Kunstprogramm der Weimarer Kunstfreunde, Goethe und Heinrich Meyer, gibt, und zugleich auch die Wege vorzeichnet, auf welchen die neue Zeitschrift an der Verwirklichung dieses Programms mitarbeiten will.

In dieser Einleitung wird die *kritische* Aufgabe der Zeitschrift nur sehr kurz behandelt, während die noch vorhandenen Entwürfe zeigen, dass es ursprünglich beabsichtigt war, dies mit grösserer Ausführlichkeit zu thun. Vermuthlich war es der Wunsch, nicht von vorn herein abzuschrecken und auf die Möglichkeit ernsten Kampfes nicht schon bei der Eröffnung hinzuweisen, welcher schliesslich die Zurückhaltung gebot. Mir scheint nun, dass der kurze Aufsatz »Ueber strenge Urtheile« ein Bruchstück ist, das anfänglich für die Einleitung bestimmt war und dann weggelassen wurde. Sehr charakteristisch für den damaligen Standpunkt Goethes ist gleich der erste Satz über den Dilettantismus. Er lebte damals ganz in klaren und festen Gedanken über künstlerisches Schaffen, und nichts war ihm mehr zuwider als willkürliches Herein- und Herumtappen auf dem Kunstgebiet. Daher sein Ingrimm gegen die Dilettanten, der in den Briefen immer und immer wieder zu Tage tritt und ihn es nicht für verlorene Zeit achten liess, mit Schiller gemeinschaftlich das ausführliche Schema über oder besser wider den Dilettantismus auszu-

arbeiten. Aus diesem Schema, das Stoff zu einem ganzen Buch enthält, erkennt man, wie eifrig sich der Dichter mit diesen Gedanken beschäftigt hat, die ihm auch hier in den Sinn kommen, ohne dass der Hauptinhalt des Aufsatzes dazu nöthigte. Denn es liegt ihm hier ja gerade daran, einem grösseren Leserkreis strengere Grundsätze einigermassen plausibel zu machen, obgleich er selbst anerkennt, dass sie meist »nicht völlig stringent« seien, und obgleich er sich zu der toleranten Erklärung verpflichtet fühlt, dass er den Freund, den Liebhaber der Künste in seiner Urtheilsweise nicht stören will.[1] Desto strenger freilich will er gegen den Künstler sein und sich nicht scheuen, dabei wenn es sein muss, auch gegen das günstige Urtheil der grossen Menge zu verstossen. Indem er diesen letzten Gedanken ausführt, tritt nun doch die ganze Verachtung des »Publikums«, in der er sich immer gleichgeblieben ist, trotz der vorhergehenden sanfteren Verhüllung wieder schroff hervor, und die Sätze, die hier folgen, mögen wohl hauptsächlich veranlasst haben, dass schliesslich die Veröffentlichung unterblieb; denn es war in der That unmöglich, ein neues Unternehmen mit der Lehre zu eröffnen, dass der Künstler sich nach den Wünschen des Publikums so wenig richten dürfe, als der Arzt nach denen des Patienten. Sachlich aber wird diese Lehre hier vollkommen ausreichend begründet, sobald man nur Goethes Voraussetzung zugibt. Diese lautet: dass nach allgemeinem Urtheil nur auf dem Wege der antiken Künstler das höchste Kunstziel erreicht werden könne. Wenn nun trotz dieses allgemein anerkannten Grundsatzes das Publikum dennoch moderne Werke den antiken vorzog, so handelte es thatsächlich widersinnig und verdiente keine Berücksichtigung. Der moderne Beurtheiler wird allerdings die Frage aufwerfen, ob jene Ueberzeugung von dem einzigartigen Werth der Antike wirklich so allgemein gewesen sei, ob sie dem Publikum nicht einigermassen gewaltsam aufgedrungen und von ihm nur ziemlich gedankenlos hingenommen worden sei, während es sich in seinem Geschmack instinktiv doch dagegen sträubte. Für Goethe selbst unterliegt es indess keinem Zweifel, dass es ihm mit der unbedingten Verehrung der Antike damals voller und heiliger Ernst war. Aber trotzdem empfahl er nicht etwa die Nachahmung der antiken Kunstwerke; *sich nach den Alten zu bilden*, rieth er dem Künstler, *nicht aber sie nachzubilden.* O. Harnack.

[1] Etwas überraschend kommt hier der Absatz über die Schätzung älterer Dichterwerke herein. Suphan hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass er vielleicht in Gedanken an Herder geschrieben sein könne, der durch seine geflissentliche Lobpreisung älterer, schon überwundener Dichtungen — besonders in den Humanitätsbriefen — geradezu gegen Goethe und Schiller demonstrirt und sie empfindlich gekränkt hatte.

5. BRIEFWECHSEL ZWISCHEN BRINCKMANN UND GOETHE. NEBST EINEM BRIEFE BRINCKMANNS AN KAROLINE VON WOLZOGEN.

1. *Brinckmann an Goethe.*

Paris den 29 Novbr 99.

Von Spanien aus werd' ich ermuntert Ihnen zu schreiben, und da ich Einmal diesen Mut fasse, so will ich noch die Kühnheit hinzuthun, Ihnen beifolgende Elegien zu übersenden. Ein *Schwedischer Diplomat,* der in Paris *deutsche* Verse *macht* und *drucken* lässt, ist doch eigentlich eine so seltene Erscheinung, dass dieses manches entschuldigt; denn wollte *ich* schlechtweg als *Dichter* meine Werke an *Göthe* übersenden, so möchte das Wort *Kühnheit* noch ein Eufemismus sein. —

Aber schon seit meinem ganzen Aufenthalt in Paris fühl' ich recht lebhaft das Bedürfnis, Ihnen noch mit wahrer Rührung und Sehnsucht für die herablassende Güte zu danken, deren Sie mich in Weimar würdigten.

Ich habe vielleicht in meinem Leben keine so schöne und glückliche Tage genossen wie die wenigen, die ich auf meiner Reise hieher bei Ihnen verbrachte, und ich wende seitdem mein Angesicht nach Weimar, wie die Juden nach Jerusalem, bei jedem andächtigen Gebet, das ich täglich zu den Penaten meines Herzens und Geistes richte. — Ach! Sie hatten wol recht, da Sie mir riethen ganz ruhig noch dort zu bleiben, indem die französischen Direktoren ihre Plane ganz ruhig ausführen würden, ohne sich durch meine Ankunft stören zu lassen. Wie arbeite ich seitdem vergebens! und wie herzlich sehn' ich mich zurück! Wenn Sie mich sonst ein bischen mit meiner Deutschheit zum Besten hatten, so mögen Sie glauben, dass es jetzt zehnmal ärger geworden ist: Ich bin ein förmlicher enragé geworden, und die hiesigen Deutschen selbst finden ich sei ein Ultragermane.

Wenn ich Ihnen aber nur recht deutlich machen könnte, was diese grosse Nazion für ein jämmerliches Ding sei! Es geht über alle Beschreibung. Die Revoluzion selbst ist allerdings ein höchst merkwürdiges Fänomen, aber doch

auch nur ein *Thatengedicht* nach *vorgeschriebenen Endreimen.* Einige sogenannte *Filosofen,* wozu die Marats und Robespierre eben so gut gerechnet werden können, wie die übrigen, gaben immer den Reim an, und die Revoluzionsvirtuosen zwängten darauf die ganze Nazion in Alexandriner, ohne Rücksicht auf irgend ein höheres poetisches Leben — In diesem Kunstprodukt bewunderten die Franzosen alsdenn Natur und Harmonie gerade wie in ihren Trauerspielen.

Der beste Beweis dieser Erbärmlichkeit ist der Zeitungsenthusiasmus, womit jedes neue Quatrain dieser Revoluzion beklatscht wird, wenn es gleich den vollkommensten Widerspruch mit dem vorigen enthält. Unsre Revoluzionsstuzer in Deutschland kommen hiebei gerade eben so sehr in Verlegenheit wie mit den Moden. Während sie sich wahrscheinlich noch über den Prairial höchst freudig gebährden, wird er hier schon als ein elendes Machwerk der Jakobinerrotte auf allen kleinen Theatern gespielt. — Unser grosser, unsterblicher Tag ist jezt der 19. Brumaire; dieser hat uns die *Revoluzion vollendet!* — wie man freilich einen Zirkel vollendet, wenn man die ganze Periferie durchläuft, um gerade auf den Fleck zurückzukommen, von welchem man ausging. Ist dieser Punkt nun das *Ziel,* so könnten *wir* übrigens allenfalls bleiben wo wir sind; denn der französische *Zirkelgang an sich,* scheint mir wenig anziehendes zu haben. — Nicht unmerkwürdig ist es, dass unsre hiesigen, nun erst durch diese entsezliche Erfahrung vollendete Staatsweisen auch ungefehr nichts weiter entdeckt haben, als was der Menschenverstand schon von jeher allen leidenschaftlosen Gegnern der Revoluzion a priori eingab. Sieyes demonstrirte vor ein par Tagen mit unendlicher Salbung: »Man müsste, um eine vollkommne Staatsverfassung zu begründen, Frankreich erst gewissermassen *entrevoluzioniren!* Jedes *einzelne* Prinzip der Revoluzion sei an sich wahr und unwiderlegbar; allein es hätte immer an harmonischer *Verbindung aller Prinzipien* gefehlt; isolirt aufgestellt und streng befolgt, hätte also auch das vortreflichste schädlich werden müssen.« —

So etwas war nun in kein Franzosengehirn noch ge-

kommen, und man bewunderte diesen Ausspruch, als sei er allein schon nicht zu theuer erkauft durch all die blutigen Sofismen, die ihm zu Vordersäzen dienten. — Ich Barbar bewundere darin nichts, wie die *Naivetät;* Gentz hingegen und Mallet du Pan werden sich über den Plagiat beschwehren.

Ein andrer Franzos sagte mir Einmal eben so naiv: »je conçois parfaitement l'enthousiasme des étrangers pour toutes nos revolutions. Ils croient que nous avons toujours eté *de bonne fois,* dans ce qui s'est fait ici, et alors ça doit paroitre très beau, — surtout de bien loin.« —

Doch was quäle ich Sie mit unserer elenden Politik. — Wäre die Literatur nur mehr werth; Aber auch hiebei ärgert mich nichts so sehr, als dass unter die Lumpengötter dieses Volks — der Werther gerathen sei. — Jederman zitirt seinen grossen Namen, und doch ist es mir unerklärbar, was *diese* Menschen darin finden. Da mir dieser Enthusiasmus eigentlich das ensemble de la plattitude françoise verdirbt, so bin ich sehr froh gewesen, während meines hiesigen Aufenthalts folgende damit mehr harmonirende Anzeige einer neuen Ausgabe von Werther zu finden: »Parmi les romans, qui nous viennent d'Allemagne, on *cite avec éloge* — o! dass die Bestien an einem solchen *éloge* ersticken möchten! — les passions du jeune Werther. C'est un modèle de sensibilité, et d'une *certaine grâce innocente* (als wenn von Fontenelle die Rede sei) et *patriarchale!!«* Das ist doch wol der erste Patriarch mit der *Pistole*, der mir in meiner Praxi noch vorgekommen ist. —

Was aber die Sache noch touchanter macht, ist dass beinah um die nemliche Zeit eine Uebersezung von des seligen Schönaichs Herrman in herrlichen Alexandrinern ganz neu angezeigt wurde. »Ce poème, qui a *toujours* eté regardé comme un *chef d'oeuvre* de *la litterature allemande,* merite l'attention particuliere de tous les peuples libres. On y trouve toute l'energie allemande, jointe à cette sobrieté classique, qui caracterise les ouvrages de l'antiquité p« — Wie gefällt Ihnen *diese* energie, sobrieté, antiquité?? —

Alle diese ästhetische Plattitüde, diese Schiefheit der Urtheile — liegen aber viel tiefer; im Blut und Charakter des Volks. Humboldt wird Ihnen dies schwerlich zugeben,

denn die Franzosen sind ihm Einmal interessant worden — blos durch seine Beschäftigung mit ihnen. So schrieb ich ihm neulich er würde auch gewiss an den Spanischen Schafen ganz neue Talente entdecken, blos weil er doch nicht gern umsonst sich mit ihnen möchte in rapports gesezt haben. Ich sammle indess, was mir vorkomt, beim Lesen, Hören und Sehen, um einst jenseits des Rheins wenigstens meine Ansicht der Dinge zu geben.

Ferne sei es indess von mir nicht zu ehren, wem Ehre gebührt. Die Einzige Staël, mit der ich jezt in Einem Hause wohne, und also täglich viel sehe, hat mir die freundlichsten und wahrhaft ehrfurchtvollen Empfehlungen an Sie aufgetragen. —

So auch ein liebenswürdiges Weib Me. de Flaho, Verfasserin eines niedlichen Romans Adele de Senange, der sich vorzüglich durch seine Simplizität auszeichnet. Sie hat mich versichert sie begreife nicht, wie jemand der selbst das menschliche Herz zu schildern wünsche, unterlassen könne, den Werther wenigstens ein par mal des Jahres zu lesen — und vorzüglich wie man sich unterstehen könne die Heloise mit jenem Meisterwerk nur zu vergleichen. L'héloise ce beau plaidoyer d'amour qui Vous expose toujours le pour et le contre avec la plus grande exactitude, pour ne pas faire du tort ni à la passion ni à la vertu.

Verzeihen Sie mir meinen allzulangen Brief, und würdigen Sie mich Ihres gütigen Andenkens.

von Brinckmann.

Alex. Humboldt ist in Cumana in Südamerika glücklich angekommen, hat sich ein Haus und 2 Negerinnen gemiethet, und scheint glücklich und vergnügt.

2. *Goethe an Brinckmann.*

Hochwohlgebohrner
Hochgeehrtester Herr,

Durch Frl. v. Imhof, von welcher ein Brief beyliegt, erfahre ich von Zeit zu Zeit, dass Sie noch gern an uns denken und Sich der Tage, die Sie in Weimar zubrachten, mit Vergnügen erinnern. Sollten Sie einmal wiederkehren;

so würden Sie finden, dass Sie bisher von uns nicht ganz abwesend waren.

Sie erlauben, dass ich Ihnen, durch gegenwärtiges, Herrn Professor Sartorius aus Göttingen empfehle, der Ihnen gewiss, durch seine Schriften, als ein Mann bekannt ist, der sich um Staatsverfassung und Geschichte verdient gemacht hat.

Mögen Sie Ihn, bey seinem Aufenthalte in Berlin, mit würdigen Männern Ihres Kreises bekannt machen, so werden Sie Danck verdienen und mich zugleich besonders verbinden.

Der ich mich freuen werde auch wieder einmal unmittelbare Nachricht von Ihrem Befinden zu erhalten und mich mit besonderer Hochachtung unterzeichne

Weimar d. 1. Juli 1803.

Ew. Hochwohlgeb.
ganz gehorsamsten
Diener
J. W. v. Goethe.

3. *Brinckmann an Goethe.*

Berlin den 4. October 1803.

Es würde Ihnen mit Recht unverantwortlich scheinen, wenn ich Ihren Brief vom 1ten Juli zur rechten Zeit bekommen hätte, und doch so spät beantwortete. Aber Sie wissen vermutlich, dass Professor Sartorius sich lange in Wien aufgehalten und erst im September hier ankam. Da er nun das Glück hat, über Weimar zurückzukehren, benuz' ich mit Freuden diese Gelegenheit, um mein Andenken bei Ihnen wieder aufzufrischen, und Ihnen wenigstens durch ein par Worte zu sagen, welchen unglaublichen Genuss mir die grossmütige Versicherung gewährte, dass Sie den kleinen, unbedeutenden Fremdling noch nicht ganz vergessen haben, den Sie einst mit so herablassender Güte unter Ihren heiligen Penaten empfingen. Ich habe neulich dem Baron Lagerbjelke, der meinen König auf seiner Deutschen Reise begleitet, sehr andächtige Empfehlungen an Sie aufgetragen. Ich weiss nicht, ob er Gelegenheit gefunden, solche auszurichten; aber auf alle Fälle beneide

ich *diesem ächt französischen* Genie ein Glück, das *ich* ganz anders würde zu schäzen gewusst haben.

Seit meinem Aufenthalt in Weimar sehne ich mich in der That nach diesem gelobten Lande zurück, wie das alte Bundesvolk nach Jerusalem. Ohne Hofnung der Rückkehr, aber nie ohne wehmütige Wünsche. Ich war so glücklich bei Ihnen, ich war es hernach in der brennenden Sandwüste der französischen Ueberkultur so lange nicht, dass ich nicht ruhte, bis ich mich wenigstens wieder auf *deutschem* Boden ansiedeln konnte — zum grossen Skandal meiner jungen Freunde in Norden, welche eine armselige Uebersezung alles reinmenschlichen Lebensgenusses ins *Französische* für den Gipfel der Kultur ansehen. Durch diese falsche Stimmung gehen wir armen *Schweden* dann auch allmählig zu Grunde, so wohl in Rücksicht der sittlichen, als der litterarischen Ausbildung. Unserer Sprache und unsern Charakteranlagen zum Trotz, die alle unverkennbar *urdeutsch* sind, bemühen wir uns unablässig, jene verächtliche Travestirung unsrer bessern Eigenthümlichkeit zu vollenden; und es ist nicht zu leugnen, dass ja einige unserer vorzüglichsten *Skarrons*, unter denen Gustav III. oben ansteht, hiebei wirklich eine Art von Talent gezeigt haben. In meinem Vaterland habe ich mich wohl gehütet, den Unwillen hierüber nur im mindesten zu verrathen, denn hierüber verstehen unsre *guten Köpfe* — und deren haben wir wirklich recht viele — keinen Scherz. Ausserdem war ich durch meine langwierigen Auswanderungen schon verdächtig geworden. Man vermutete, ich würde alles *Ächtschwedische* verachten, und daher sezte ich meinen ganzen Stolz darinn, überall in Sprache und Gesinnung so *korrekt* und *klassisch* zu sein wie möglich. Auch hatte ich mich in Paris schon in dieser Uebersezungskunst so sehr geübt, dass es mir jenseits der Belte nur um so besser gelang, und es wurde mir zu keinem geringen Verdienst angerechnet, dass *ich mich* von allen *Germanismen* so unangesteckt erhalten hatte!

Wie wohl es mir aber bald hernach that, mich wieder unter *Deutschen* zu finden, kann ich Ihnen gar nicht beschreiben. So wie ich das politische Europa längst nur in

zwei Hälften getheilt habe, — was *schon* und was *noch nicht* zu Frankreich gehört — so erkenne ich in einem höhern Sinn durchaus nur eine *deutsche* und eine *Nicht deutsche* Geistes- und Sitten Ausbildung. Wie sehr die erstere die allein wahre und seligmachende sei, scheint mir schon daraus völlig klar, dass jeder *vollendete* Deutsche den Ausländer, auch in seinen feinsten Nüanzen *begreift; weil er* überall den *Menschen* im Original liest; jener hingegen auch von dem vorzüglichsten Deutschen selten etwas anders zu fassen vermag, als was der *Übersezung* kaum werth ist; jede bessere Eigenthümlichkeit, *der* Geist wodurch *Deutschheit* eigentlich zu einem vielumfassenden *Begrif* wird, geht ihm überall verloren. *Sie* könnten, wenn es darauf ankäme, den *Voltär konstruiren,* ja ihm selbst die prismatische Stralenbrechung seines esprit erst verdeutlichen, statt dass der alte Sünder, wenn er auch noch ein halbes Jahrhundert citoyen de Potsdam geblieben wäre, nicht Eine Zeile vom *Faust* kapirt haben würde. — Bei den Franzosen ist es überhaupt merkwürdig, wie sehr sie den *esprit allemand* gern *en masse* betrachten; und selbst der geistreichen Stael, die sich doch bis auf einen gewissen Grad aus dem Französischen *losgedacht* hat, konnte ich schwer genug begreiflich machen, dass kein Volk, und keine Literatur so viel *Individuen* hätte, als die Deutschen. Da ich freilich nicht den Mut hatte, das ganze Kapitel sur la literature allemande in ihrem Manuskript durchzustreichen, so musste ich mich wohl begnügen, ihre Musterrolle der so genanten deutschen Poeten, etwas abzukürzen; aber so ganz klar ward es ihr doch nicht, warum *neben Göthe* solche Schächer, wie der ehrliche *Zachariä*, auch nicht genannt werden dürften. Indessen weiss die Stael immer noch mehr von unserer Literatur, als die meisten Deutschen aus der vornehmen Welt.

Berlin unter andern ist eigentlich nur interessant durch die unendliche Flachheit, wodurch hier alles *neben einander* Platz hat. Ohne *Ungezogenheiten* von einer oder der andern Partei, die sich von Zeit zu Zeit studentenmässig über den *breiten Stein* zanken, würde es hier nicht einmal Kollisionen geben. Alles latscht rechts und links aus einander, und

jedes Interesse ist nur zufällig und augenblicklich. Die *Eugenia* und die *Hussiten* sind für das Publikum nur — 2 neue Stücke; Schlegel und Merkel zwei gleichrüstige Vorsteher eines belustigenden Hahnengefechts. — Aber diese völlige Unbedeutsamkeit des Publikums hat auch ihr sehr Gutes. Das vielköpfige Ungeheuer spricht glücklicher Weise nirgends mit, und dem Vortreflichen wird wenigstens auf keine Weise, wie einst in Frankreich, en masse entgegengearbeitet. Die *bessern Köpfe* mögen bisweilen wohl dabei zu Jakobinern werden, aber die *bessern Naturen* bilden sich um so selbständiger selbst aus, und wir haben Gottlob! keine *Normalschulen* des *Hofgenies* oder des *Zirkelgeschmacks*. —

Der *ächte Götheanismus (ich* halte hiebei nur die *Unitarier* für *rechtgläubig)* pflanzt sich hier allmählig wie eine unsichtbare Kirche fort, deren Mitglieder wohl allein als das wahre Salz der geschmackloseren Masse betrachtet werden müssen. *Ich* bin wenigstens so glücklich nur mit *Glaubensverwandten* in vertrautern Verbindungen zu leben, und ich kann mir nicht vorstellen, dass *Sie* irgendwo inniger *geliebt*, und warum nicht? *andächtiger angebetet* worden, als in einigen dieser schönen Zirkeln. Sie kennen, hoff' ich, die Frau von Berg, vielleicht auch ihre vortrefliche Tochter, die Gräfin Voss. Seit mehreren Jahren hab' ich das Glück, in dieser seltenen Familie Kindesrecht zu geniessen, und ich möchte wohl sagen, dass Ihre Schriften der Mittelpunkt unserer ächtreligiösen Verbindung sind. Alle schöneren Seelen, die einer höhern Ausbildung werth sind, werden hier in jene heiligen Mysterien eingeweiht, und es heisst bei uns, in einem höhern Sinn, niemand ein *Mensch*, als wer durch den Geist Ihrer Schriften getauft ist. Freilich mögen wir wohl, wie alle Rechtgläubigen, gerade gegen die *nächst gränzenden Sekten* bisweilen intoleranter sein, als gegen völlig *Ungläubige*, und auf dem Gute der Gräfin wurde wirklich vorigen Winter vor Ihrer Büste ein förmliches Autodafé von allerlei Ketzern gehalten, die uns den Namen Göthes zu *misbrauchen* schienen. Allein vor dem *Volke* möchte ich doch nicht einmal den *Lakrymas* fallen lassen, weil sonst die Kozebue und die Merkels

glauben möchten, dass man doch in etwas *ihrer Meinung* wäre. Einer geistreichen Freundin, die neulich sehr dadurch allarmirt worden, dass *Sie* eine Menge Dinge beschüzen sollen, die ihr durchaus nicht als vortreflich zu Sinne wollten, und die mich nun fragte: »Ob es Ihnen wohl so *eigentlich Ernst* mit der neuen Schule wäre? und ob *Sie* denn wirklich am *Alarkos* eben so viel Geschmack finden *müssten* wie an der *Ifigenie* und dem *Tasso?*« antwortete ich bloss aus *Ilias* XI.

»Alle tadelten sie den schwarzumwölkten Kronion,
weil er dem *Troischen* Volke beschloss zu verleihen den Siegsruhm.
Doch nicht achtete dessen der Donnerer; ferne gesondert
schied Er hinweg von den andern, und sezte sich, freudiges Trozes,
wo er die Stadt der *Troer* umsah', und die Schiffe *Achaias,*
und hellstralendes Erz, und *Würgende* rings und *Erwürgte.*«

Aber ich erschrecke vor der unbescheidenen Länge dieses Sendschreibens. Um Ihre Schonung in Anspruch zu nehmen, muss ich Sie daran erinnern, dass Sie mich selbst in Ihrem Brief grossmütig auffordern Ihnen *mittelbar* einige Nachricht von mir zu geben, und ich bin nicht impertinent genug, um es für möglich zu halten, dass *Sie mir* ein blosses Kompliment machen solten. Verzeihen Sie, grosser, edler, und liebenswürdiger Mann! dass ich mich unterstehe, Ihnen, ohne alle Etikette so vertraulich zu schreiben; die *religiöse* Ehrfurcht ist gewiss nicht die *geringere,* und meine zärtliche nnd dankbare Ergebenheit hat keine Grenzen für den Erhabenen, der mein geistiges Leben so unendlich bereichert und verschönert hat, und um dessentwillen ich mich seitdem allein freue im 18ten Jahrhundert geboren zu sein. Lächeln Sie des Schwärmers, aber zürnen Sie ihm nicht, wenn er im Vollgefühl der tiefsten Ehrfurcht und Dankbarkeit alle andre Rücksichten vergisst, um Ihnen mit der offenmütigsten Vertraulichkeit diese Empfindungen wenigstens Einmal auszusprechen

Ihr ergebenster

von Brinckmann.

4. Goethe an Brinckmann.

Die Fortdauer Ihrer geneigten Gesinnungen habe mit lebhaftem Vergnügen, aus dem durch Herrn Professor Sartorius erhaltenen Bericht, ersehen; empfangen Sie meinen besten Dank für die gute Aufnahme dieses wackren Mannes und lassen Sie eine Bitte stattfinden, die ich im Vertrauen auf Ihre Neigung wage.

Möchten Sie nicht Ihre Kenntniss nordischer Litteratur, zu Gunsten des in Jena vom neuen Jahre an herauskommenden gelehrten Blattes, verwenden? und von Zeit zu Zeit über Vergangenes und Gegenwärtiges jener Sphäre Ihre Gedanken dem Publikum mittheilen?

Sie erlauben, dass Herr Hofrath Eichstädt Ihnen desshalb eine förmliche Einladung zuschicke; so wie Sie mir vergönnen, von Zeit zu Zeit, durch irgend einen Durchreisenden, mein Andenken erneuern zu dürfen.

Ein herzliches Lebewohl!

W. d. 24. Octb. 1803. Goethe.

5. Brinckmann an Goethe.

Berlin den 15ten Mai 1804.

Wenn ich mich erdreistet habe, dem grössten *deutschen* Dichter eine Samlung von Kleinigkeiten öffentlich zuzueignen, deren Verfasser höchstens durch *Adopzion* das Recht erlangen möchte, sich als einen Mitbürger von *Göthe* anzusehen — so habe ich vorzüglich nur auf die herablassende Güte gerechnet, deren Sie mich bisher persönlich gewürdigt haben.

Empfangen Sie daher dies Büchelchen nur als ein Opfer meiner tiefsten Ehrfurcht, und der unerschütterlichen, herzlichen Ergebenheit, die ich Ihnen gewiedmet habe, seit ich die schönsten und genussreichsten Stunden meines Lebens dem wohlthätigen Zauber Ihrer Muse verdanke.

Mein Beruf zum *Dichter* ist freilich mehr als zweifelhaft. Ich habe mich in der Vorerinnerung darüber aufrichtig und ohne Ziererei erklärt. Es giebt aber jezt in unserer Literatur so viel *Liebhaberkonzerte,* dass es schon

eine verzeihlichere Anmassung scheint, hieran Theil zu nehmen, ohne sich für einen Virtuosen zu halten. Das einzige kleine Verdienst, das mir vielleicht die Kenner zugestehen werden, möchte wohl die Sorgfalt sein, die ich auf Sprache und Versbau gewendet habe; aber auch diese mechanische Fertigkeit verdanke ich einzig und allein den Belehrungen unsers Freundes Voss, und dem anhaltenden Studium seiner Werke. Bei einem *Ausländer* scheint mir diese Sorgfalt unerlässliche Pflicht; aber ein Dichter, welcher nur *diese* erfüllt, muss sich billig noch als einen »unnüzen Knecht« betrachten.

Ich schmeichle mir indess mit der Hofnung, dass Sie wenigstens mit den patriotischen *Gesinnungen* zufrieden sein werden, die meine Zueignung enthält. Sie finden, dass ich als Politiker, Filosof und Literator meiner enthusiastischen Vorliebe für Deutschland gleich treu bleibe, und wenn *dies* ein Vorurtheil ist, so muss es wenigstens bei jedem Bewunderer *Göthens* eben so natürlich wie verzeihlich scheinen,

Sie haben mir vor einiger Zeit die Ehre gethan, mich aufzufordern an der Jenaischen Literatur-Zeitung Theil zu nehmen. Bloss überhäufte Geschäfte, welche durch den Aufenthalt meines Königs verdoppelt worden, haben mich verhindert, dieser Aufforderung ein Genüge zu leisten. Ich hoffe aber in Kurzem Ihnen irgend etwas über die Schwedische Literatur zuzusenden.

Empfangen Sie die Versicherungen meiner tiefsten Verehrung und meiner unveränderlichen, herzlichen Ergebenheit.

von Brinckmann.

6. *Brinckmann an Karoline von Wolzogen.*

Berlin den 16. Mai 1804.

In diesem Augenblick befiehlt mir Frau von Schiller, Ihnen meine Gedichte zu schicken, gnädige Frau! und mein Herz gebietet mir eben ernsthaft, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern. Über das Büchelchen habe ich nicht viel zu sagen, über meine Empfindungen für Sie und Schillers

könnte ich sehr lange sprechen — aber leider habe ich nur noch einige Augenblicke Zeit.

Empfangen Sie indessen vor allen Dingen meinen herzlichen und gerührten Dank für die freundliche Güte, mit der Sie sich noch des unbedeutenden Fremdlings erinnern, den Sie einst in Ihrem Hause einer so heimischen Vertraulichkeit würdigten. Das Andenken jener seligen Tage in Weimar ist noch immer einer der lichtesten Punkte an dem Horizont der verdämmerten Vergangenheit. Nach diesem gelobten Lande kehr' ich noch immer, wie das alte Bundesvolk nach Palästina, meine traurigen Blicke; ohne Hofnung, wieder eingesezt zu werden in meine alten Rechte, aber nie ohne Sehnsucht.

»*Da* lebten wir, dies Tröpfchen Zeit
nach *seinem innern Werth* war eine Ewigkeit!«

Unterdessen verwittert mein geistiges Leben in der öden Sandwüste leerer Beschäftigungen und genussloser Zerstreuungen der grossen Welt. Den leztern kann ich mich wohl oft entziehen, aber den erstern muss ich um so unbedingter huldigen, weil meine ganze Denk- und Empfindungsweise mir nun einmal keine Empörung erlaubt gegen den kategorischen Imperatif einer *erkannten Pflicht*.

Gerade während Schillers Anwesenheit in Berlin bin ich weniger, als jemals mein eigener Herr gewesen, und so habe ich *den Herrlichen* viel weniger genossen, als ich gewünscht hätte. Hinlänglich jedoch, um Ihnen zu versichern, dass meine tiefe Ehrfurcht vor seinem Genius, und meine herzliche Liebe zu ihm, wo möglich vermehrt worden sind. Ich fühle, dass wir Freunde werden, und einander bald völlig verstehen würden, wenn ich je das Glück hätte, von Politik und Hof-Erbärmlichkeiten entfernt, in einem ruhigen Winkel Ihres Landes ein filosofisches Idyllenleben zu führen.

Meine Gedichte betrachten Sie also, recht eigentlich wie *Elegien,* durch deren Gesang ein Galeerensklafe sich beim Rudern zu ermuntern sucht; und lesen Sie diese Kleinigkeiten, als theilnehmende Freundin, nicht als strenge Kunstrichterin.

Ich küsse Ihnen mit tiefster Hochachtung, Dankbarkeit und Ergebenheit die Hände, und ersuche Sie um Almosen eines freundlichen und grossmütigen Andenkens.

Ihr Br.

Der Schwede Brinckmann (geboren 1764 in Nacka bei Stockholm, gestorben 1847 in Stockholm) hat seine gesammte Jugendbildung in Deutschland genossen: als elfjähriger Knabe kam er auf das herrenhutische Pädagogium in Niesky, mit achtzehn Jahren an das evangelische Brüderseminar in Barby; an beiden Anstalten war er Schulkamerad Schleiermachers, mit dem ihn ein inniges Freundschaftsverhältniss verband. Gegen den Willen seines Vaters, der ihn zum Theologen bestimmt hatte, verliess er 1787 das Barbyer Seminar und bezog die Universität Halle: seine Neigung zog ihn zum Studium der Philosophie, der Diplomatik und des Staatsrechts, das ihn befähigen sollte, später im diplomatischen Dienst seines Vaterlandes Anstellung zu finden. Genaue Kenntniss des klassischen Alterthums und daraus entspringende nie aussetzende Lectüre der antiken Literaturen, ein feiner Sinn für Poesie und frühe Fertigkeit in poetischer Gestaltung seiner Gedanken und Reflexionen, bei denen vor allem die gediegene und tadellose Formvollendung wohlthut, waren die Eigenschaften, aus denen sein lebhaftes Interesse für deutsche Literatur und deutsches Geistesleben, seine schwärmerische Verehrung für unsere grossen Dichter erwuchs und immerfort sich nährte. Nach kurzer Vorbereitung im inländischen Dienst gelang es ihm, einem Herzenswunsche an höchster Stelle Erfüllung zu erwirken: er wurde 1792 dem schwedischen Gesandten in Berlin als Legationssecretär beigegeben, in welcher Stellung er bis 1797 verblieb. In diesem Jahre wurde er in gleicher Eigenschaft nach Paris versetzt, kehrte jedoch 1801 nach Berlin zurück, wurde 1807 Gesandter, ging 1808 nach London in gleicher Eigenschaft und hat seit der Thronenthebung König Gustavs IV. 1809 das Amt eines schwedischen Hofkanzlers bekleidet. Seine Beziehungen zu Deutschland werden dann schwächer und schwächer, dagegen nimmt er in diesen seinen letzten Jahrzehnten eine hervorragende Stelle in der Entwicklung der schwedischen Literatur ein. Eine hübsche Charakteristik Brinckmanns gibt Varnhagen, Vermischte Schriften (zweite Auflage) 3, 133.

Den Grössen Weimars trat Brinckmann auf der Reise von Berlin nach Paris im Februar 1798 persönlich nahe. Am 17. Februar bat er Goethe in einem kurzen Billet um die Erlaubniss, ihm seine Aufwartung machen zu dürfen: »Ich fühle es gewiss selbst, wie unbescheiden es gewöhnlich

scheinen muss, wenn jeder unbedeutende Reisende sich zu der Bekanntschaft eines grossen Mannes hinzudrängt, und die Furcht, mich diesem Vorwurf auszusetzen, würde auch in diesem Fall meinen lebhaftesten Wunsch unterdrückt haben, wenn ich nicht ganz eigentlich auf Ihre Güte gegen unsre gemeinschaftlichen Freunde, Herrn und Frau von Humboldt rechnete« (Ungedruckt). Zugleich überreichte er ein Schreiben des Berliner Archäologen Hirt vom 31. Januar, in dem es von Brinckmann heisst: »Als Freund der Familie von Humboldt, und überhaupt als ein Mann von liberalem Geiste, der selbst verschiedene glückliche Versuche in den Musenkünsten gemacht hat, bedarf derselbe keiner weitern Introduction. Die schöne Welt bedauert, in ihm einen der aimabelsten Gesellschafter zu verlieren« (Ungedruckt). Goethe bat Brinckmann, einige Tage länger zu bleiben, und lud ihn auf den 20. zu Mittag ein (vgl. Tagebücher II, 199). Dieser sagte in einem zweiten Billet zu und beschloss inzwischen nach Jena zu gehen, um Schiller kennen zu lernen, wozu er sich von Goethe den »Talisman« einiger empfehlender Zeilen ausbat, um nicht abgewiesen zu werden. Diese holte er am 18. früh bei Goethe ab (vgl. dessen Tagebuch). Goethe schrieb: »Herr von Brinckmann, der um Sie zu sehen nach Jena geht, wünscht einige Worte von mir mitzunehmen. Da er Ihnen durch die Musen schon empfohlen ist, und seine lebhafte Unterhaltung Ihnen gewiss angenehm seyn wird, so brauche ich weiter nichts zu sagen« (Briefe XIII, 70); ferner am 21.: »Brinckmann war sehr erfreut mit Ihnen einige Stunden vertraulich zugebracht zu haben. Seine lebhafte Theilnahme an so vielem verdient wirklich eine gute Aufnahme. Gestern ass er mit mir und ich hatte ihn zwischen unsere zwey liebenswürdige Schriftstellerinnen [Karoline von Wolzogen und Amalie von Imhoff] placirt, wo er sich ausserordentlich gut befand. Eigentlich scheint er mir aber eine rechte Natur für ein so grosses Element wie Berlin zu seyn« (Briefe XIII, 71). Auch Schillers Urtheile über den schwedischen Fremdling sind erhalten; er schreibt an Goethe am 20. Februar: »Da ich eine Zeitlang ‚von dem Schall der menschlichen Rede' fast ganz entfernt lebte, so war mir die lebhafte Gesprächigkeit des Freundes, der mir gestern Ihren Brief überbrachte, sehr erfrischend und ergötzend. Es ist überhaupt unterhaltend, einen *Leser* zu sehen, und sich die eigenen oder fremden Ideen in irgend einer Gestalt wieder geben zu lassen. Diesem sieht man übrigens die Filiation stark an, weil er durch Humboldts in unsern Kreis gezogen worden. Eigen ist es, wie sich bei einem gewissen Zustand der Litteratur ein solches Geschlecht von Parasiten oder wie Sies nennen wollen, erzeugt, die sich aus dem was von andern geleistet ist, eine gewisse Existenz

bilden, und ohne das Reich der Kunst oder Wissenschaft selbst zu bereichern oder zu erweitern, doch zum Vertrieb dessen dienen, was da ist, Ideen aus Büchern ins Leben bringen, und wie der Wind oder gewisse Vögel den Saamen dahin und dorthin streuen. Als Zwischenläufer zwischen dem Schriftsteller und dem Publicum muss man sie wirklich sehr in Ehren halten, obgleich es gefährlich seyn möchte, sie mit dem Publikum zu verwechseln. Uebrigens hat dieser gegenwärtige Freund einen feinen Sinn und bei seinem raisonnirenden Hange scheint er mir eine zarte Empfindung zu besitzen; dabei eine besondre Geschmeidigkeit, sich in fremdes zu finden, ja es sich anzueignen. Gegen Humboldt gehalten scheint er mir zwar ein viel flacheres Urtheil und schwankendere Begriffe aber mehr Gefühl zu haben« (Briefe V, 347) und wiederum am 23.: »Er ist ein sehr unterhaltender Mensch in Gesellschaft und schlau genug, das Geistreiche und das Triviale an beiden Enden zusammenzuknüpfen« (Briefe V, 350). Auf jene längere Charakteristik erwidert Goethe am 21. Februar: »Unsern Schweden den Sie trefflich geschildert haben habe ich noch morgen zu bleiben beredet. Unsere Frauen in Weimar bedürfen gar sehr solcher fremden Erscheinungen, und ich mag ihnen, da sie sonst so wenig Vergnügen haben, dergleichen gerne gönnen. Gewiss sind diese Naturen sehr wünschenswerth weil sie zur affirmativen Seite gehören und doch immer Talente in der Welt supponiren müssen, wenn ihr Talent gelten soll« (Briefe XIII, 76; vgl. auch 75).

Diese persönliche Berührung, für Brinckmann, wie er oft betont hat, einer der schönsten Lichtpunkte seines ganzen Lebens, führte zu dem vorstehenden Briefwechsel, dem als Anhang ein Schreiben Brinckmanns an Karoline von Wolzogen beigefügt ist.

Anmerkungen.

1. Original im Goethe- und Schiller-Archiv. — S. 30 Z. 5, durch Wilhelm von Humboldt, der damals mit seiner Familie Spanien bereiste. — Z. 7. »Elegien. Abdruck für Freunde. Paris 1799.« Will man die Feinheit der Brinckmannschen Versification studieren, so vergleiche man diese Elegieen mit ihren Umarbeitungen in den Gedichten von 1804. — S. 33 Z. 14. Ueber Madame de Flahault (1760—1836) vgl. Biographie universelle XXXIX, 724; Lebensnachrichten über Niebuhr I, 146; Tagebuch Wilhelm von Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796 S. 107.

2. Original in Brinckmanns Nachlass, jetzt im Besitze des Herrn Grafen Axel Knut von Trolle-Wachtmeister auf Trolle-Ljungby in Schonen. Eigenhändig. Nach einem Concept gedruckt Goethes Briefe XVI, 245, — S. 33 Z. 34. »Brinckmann kam sehr entzückt von Weimar und Jena hier an und

ganz voll von Amalia — wenn die Partie zu machen ist, soll von meiner Seite nichts fehlen sie zu Stande zu bringen; und hätte Brinckmann jetzt schon einen Gesandtschaftsposten, so wäre auch keine Frage, dass er nicht ernstlich an Amalie dächte; das merke ich an allem. Auch wären sie in der That wie für einander geschaffen und einer würde der Eitelkeit des andern Genüge thun« schreibt Karoline von Humboldt im Mai 1798 an Schillers Frau (Charlotte von Schiller II, 177; vgl. auch 325). Die Biographin Amalie von Imhoffs erwähnt von dieser Beziehung nichts. — S. 34 Z. 4. Ueber Georg Sartorius vgl. Allgemeine deutsche Biographie XXX, 390; ferner von der Hellen zu Goethes Briefen XVI, 238, 10.

3. Original im Goethe- und Schiller-Archiv. — S. 37 Z. 23. Karoline Friederike von Berg, geborne von Häseler, die bekannte Freundin der Königin Luise.

4. Original in Brinckmanns Nachlass. Geists Hand, die letzten drei Zeilen eigenhändig. Nach einem Concept gedruckt Goethes Briefe XVI, 333. — S. 39 Z. 8. Brinckmann scheint an der damals neuorganisirten Jenaer Literaturzeitung nicht mitgewirkt zu haben. »Hast du nichts vom Schweden Brinckmann gehört? Warum mag der meinem Vater und Eichstädt nicht geantwortet haben? Wir hätten ihn so gern an der Zeitung zum Rezensenten« schreibt Heinrich Voss an Solger (Archiv für Literaturgeschichte XI, 102).

5. Original im Goethe- und Schiller-Archiv. — S. 39 Z. 22. »Gedichte. Erstes Bändchen. Berlin, bei Johann Daniel Sander. 1804.« Das Widmungsgedicht in Stanzen ist an Goethe gerichtet.

Ein weiterer Brief Brinckmanns an Goethe vom 7. Juni 1804 enthält eine Empfehlung des jungen Grafen Wachtmeister, der auf einer Reise durch Deutschland auch Weimar berührte und Goethe kennen zu lernen wünschte; vgl. darüber Goethe-Jahrbuch XIII, 237.

6. Original im Goethe- und Schiller-Archiv. — S. 41 Z. 14. Das Citat kann ich nicht nachweisen. — Z. 23. vom 1.—17. Mai des Jahres.

Albert Leitzmann.

6. *Fr. Tieck an Goethe.*

Berlin 3 April 1802

.... Unter den Künstlern, die ich hier nun habe kennen gelernt, ist Buri ohnstreitig der interessanteste. Seine Copie nach Lionardo scheint mir soviel ich von diesem Meister

kenne sehr gut zu sein. Ein Portrait eines Gendarms Offiziers welchen er die ganze Figur in Wasserfarben gemalt hat, enthält manches Gute, doch gefällt mir auch vieles nicht. Desto besser ist aber das Portrait der Gräfin Tolstoy, ich habe nur eine Copie davon gesehen, die er selbst gemacht und von welcher er mir gesagt, sie sei bei weitem nicht so gut als das Original. Es ist nicht blos in ganz vortrefflichem Stil gezeichnet, sondern wirklich ausserordentlich gut colorirt. Der Goldgrund macht, um harmonisch zu bleiben, natürlich ein sehr blühendes Colorit nöthig und er hat alles erreicht, was er nur wünschen durfte.

Leider hat er den grössten Theil der Zeit hier mit Copieen seiner Bilder nach Lionardo zugebracht. Doch wird er wahrscheinlich in 3 Wochen Berlin verlassen, um für die Königin von Preussen die grosse Madonna in Dresden zu copiren; von dort aus geht er nach Italien zurück.

Schlegel lässt sich Ihnen gehorsamst empfehlen, der Jon ist hier noch nicht aufgeführt, weil schon so viele andre Stücke vorher angenommen. Er wird aber in den ersten Tagen oder Hälfte des nächsten Monats gegeben. Der Architekt Genelli, den Sie schon aus mehrerem kennen, hat Schlegel eine Dekoration dazu gezeichnet, die wirklich ausser dem schönen malerischen Effect viel Werth als Architekturstück hat. Es lässt sich also hoffen, dass von dieser Seite das Stück hier in Berlin mit grosser Vollkommenheit gegeben werden wird. Die Dekoration war wirklich für Berlin sehr nöthig, denn die Schlechtigkeit und Dummheit des hiesigen Malers beim Theater ist unbeschreiblich. . . .

Berlin 21. Febr. 1824.

. . . . Ich füge nichts über den Werth der einzelnen Arbeiten (Brandtschen Medaillen) bei, weil solche Euer Exzellenz vor Augen liegen, und es unverständig wäre Ihrem eigenen Urtheile vorgreifen zu wollen, doch bitte ich diese mit den Arbeiten unserer anderen Medailleurs zu vergleichen, zum Beispiel denen in der letzten Zeit in München geschnittenen, welche so sehr gerühmt wurden. Ich bin

wenigstens über die mit dem Bildnisse Fr. Jacobis, welche noch dazu nach meiner Büste geschnitten ist, erstaunt. Uebrigens war Herr Brandt der erste hier, welcher seine Münzen erhoben im Stahl schnitt und dann in die Stempel einsenkte, welches allgemein für die bessere, obgleich schwierigere Art gehalten wird. Ehemals kannte man hier keine andere Art, als dass nach der gegebenen Zeichnung die Medailleurs sich ihre Münzen im grössern Format von einem Bildhauer im flachen Relief modelliren liessen, diess Relief wurde abgeformt, und diese hohle Form, welche vergrössert den Stempel darstellte, wurde mit Quadraten überzogen und nach diesen der wirkliche stählerne Stempel gleich *vertieft* geschnitten. So sind alle Münzen, welche unter dem Namen des Daniel Loos gehen, sowie aller andern früheren Berlinischen Münzenschneider gemacht, Abrahamson war der einzige unter ihnen, welcher selbst seine Modelle machen konnte.

Auch der grössere Theil der früheren französischen grossen Prachtmünzen ist auf diese oder ähnliche Art gemacht. Erst in den letzten Jahren der französischen Republik dachte man zu Paris auch daran, den Medailleuren einen höhern Grad künstlerischer Ausbildung zu geben, man setzte Preise aus wie für Maler und Bildhauer und zwang so die jungen Leute modelliren zu lernen und sich nicht bloss mit der Technik ihrer Kunst zu beschäftigen. Noch der berühmte Andrieux, von welchem die schönste Denkmünze Ludwig des 18ten existirt und welcher erst im vorigen Jahre gestorben ist, konnte nur vertieft schneiden, wenn gleich dies in sehr hoher Vollkommenheit. Mir ist auch nicht bekannt, ob Hedlinger seine Münzen anders als vertieft geschnitten hat. Die Münzen gleich vertieft zu schneiden hat den grossen Nachtheil, dass, da der Stempel doch bei einer der ersten Münzen zerspringen kann und alsdann die ganze Arbeit verloren wäre, derselbe zuerst in weichem Stahl abgeprägt werden muss, um im Fall des Zerspringens wieder ersetzt werden zu können, statt dass bei dem Schneiden des erhobenen Stempels dieser dann in den erweichten Stahl eingetrieben wird und so mit grösserer Leichtigkeit der zerprungene Stempel ersetzt werden kann.

Seit Herr Brandt hier ist, haben auch die anderen jungen Stempelschneider angefangen in Stahl erhoben zu schneiden und mehrere der Münzen, welche Loos der Sohn unter seiner Direction (das heisst als Unternehmer) herausgegeben hat, sind auf diese Art geschnitten und man kann nicht läugnen, dass die Herren König, Goez und Voigt junge Männer von vielem Talent sind. König ist jetzt nach Dresden gegangen, woselbst er bei der königlichen Münze angestellt ist; Goez ist in diesem Augenblick auf einer Reise durch Italien begriffen, woher er zurückerwartet wird und ist seit mehreren Jahren bei der hiesigen Münze angestellt. Voigt, der jüngste unter ihnen, ist sehr fleissig und denkt auch auf eine Kunstreise nach Italien.

Ausserdem ist noch ein Medailleur Jagdmann hier, welcher zwar den Titel als Hofmedailleur führt, aber nicht für die königliche Münze beschäftigt ist. Er hat auch wenig bekannt gewordene Arbeiten geliefert. Eine grosse Münze, mit dem Bildnisse Albert Dürers, welche er vor einigen Jahren geschnitten, ist sehr lobenswerth und werde ich suchen, Ihnen solche ein andermal zu übersenden, wenn Sie solche nicht schon besitzen sollten. Es ist dieselbe, d. h. der Kopf, vielleicht mit mehr Fleiss und Weichheit als irgend einer der Köpfe des Herrn Brandt geschnitten, obgleich letzterem wohl niemals so viel Zeit auf eines seiner Werke zu verwenden gelassen ist, da leider die Denkmünzen grösstentheils übereilt gemacht werden müssen.

Verzeihen Euer Exzellenz mein langes Geschwätz sowie die schlechte Handschrift, doch fügte ich gern noch etwas über mich selbst und meine eigne Arbeiten hinzu, wenn ich etwas Interessantes von mir zu sagen wüsste. Aber so ist die ganze Zeit meines Aufenthalts hier in Berlin mit den Modellen zu den Stuck- und Sandstein-Arbeiten des Theaters hingegangen, sowie zu den Kupfertreibereien, welches alles mehr oder weniger doch nur als Decorationsarbeiten anzusehen sind. Nach der Vollendung jener Arbeiten habe ich einige Marmorbüsten vollendet, worunter eine Wiederholung jener des alten Geheimrath Wolf, welche noch in Weimar modellirt wurde. Diese zweite Marmorbüste ist unstreitig

besser als die erste entfernt vom Original ausgeführte. Jetzt bin ich unter andern Dingen beschäftigt das Modell zu der Statue Ifflands auszuführen, welche ebenfalls im Theatergebäude aufgestellt werden soll.

Sehr schmerzhaft ist es mir gewesen, dass man sich nicht von Frankfurt aus an mich gewandt hat Euer Exzellenz Statue wegen, sondern an Rauch; wie sehr ich auch Rauchs Freund bin, kann ich mich doch des Neides nicht erwehren, dass ihn in sovieler Rücksicht das Glück mehr begünstigt und das Glück, Ihr Bildniss in Marmor aufzustellen, kann ich mit ruhigem Herzen Niemand gönnen. . . . .

Berlin 15. Junius 1824.

. . Was mich dazu geführt,[1] Rauch dieß Blatt mitzugeben, ist die Erwähnung Diderots und seiner Tochter, der Frau von Vandeul im letzten Hefte für Kunst und Alterthum bei Gelegenheit des Manuscriptes zu Rameaus Neffen. Dieß brachte mir nemlich eine alte Geschichte wieder in Erinnerung, welche ich von eben dieser Frau von Vandeul in Paris hörte.

Ich hatte Gelegenheit gehabt durch Frau von Humboldt dieselbe kennen zu lernen und sehr gütig von ihr aufgenommen, war ich regelmässig alle acht bis vierzehen Tage Mittags oder Abends bei ihr eingeladen, wo ich die Bekanntschaft mehrerer älterer Künstler machte.

Von ihr erfuhr ich, dass noch ein Manuscript Diderots ungedruckt existirt, welches den Titel führt La promenade du Scepticien. Das fertige Werk hatte ihr Vater nemlich einigen Freunden mitgetheilt, als er eines Morgens einen Besuch einer Magistrats-Person erhielt. Diese, mit ihm im Gespräch in seiner Bibliothek auf und abgehend, zieht von Zeit zu Zeit einen Band hervor, bis selbige endlich den Heft findet, welcher dies Manuscript enthält, wo mit dem Ausspruch »das war es was ich suchte«, ihm ein Polizeibefehl mitgetheilt wird, diess Werk zu confisciren.

[1] Es steht ziemlich deutlich da: gewöhnt; diess dürfte aber bloss Schreibfehler sein, das Wort »gewöhnen«, womit der vorhergehende Satz schloss, steckte ihm noch in der Feder; aber man erwartet unter allen Umständen »geführt«.

Im Jahr 1800, eben als ich noch in Paris war, kam dieser Vorfall wieder zur Sprache und ich hörte dieß mehrere male von Frau von Vandeul erzählen und viel darüber sprechen. Ein Buchhändler nemlich kündigte eine Bücherauction an, und um Käufer anzulocken machte er bekannt, dass in dieser Sammlung sich jenes noch ungegedruckte Manuscript Diderods vorfände und mit versteigert werden sollte. Frau von Vandeul, obgleich sie wohl das Manuscript ihres Vaters gedruckt wünschte, fürchtete doch den Stadtklatsch zu sehr, welcher ihr die Impietät gegen das Andenken ihres Vaters nicht verziehen haben würde ein Manuscript von ihm versteigern zu lassen. Sie trat deshalb mit dem Buchhändler in Unterhandlungen selbiges zurückzukaufen. Dieser aber welcher nun glaubte, in der Versteigerung es nun um so höher treiben zu können, wenn Frau von Vandeul es ihrer Pflicht gemäss hielt es zu kaufen, wollte von keinem Vergleich wissen, sondern verwies auf die Auction, obgleich ihm vorgestellt wurde, dass er auf jeden Fall in ungerechtem Besitz sei, da wenn jene Magistratsperson, aus deren Nachlass das Manuscript in seine Hände gekommen, auch beauftragt gewesen sei, selbiges zu confisciren, so habe solche kein Recht gehabt, es als Eigenthum zu behalten, sondern es müsse der Polizei oder der Erbin Diderots zurückgegeben werden. Da an keinen Vergleich zu denken war, so machte Frau von Vandeul dem Polizeipräfecten von Paris Anzeige und dieser confiscirte das Manuscript ohne Umstände zum zweitenmal, zum Nachtheil des Buchhändlers. Frau von Vandeul fürchtete, durch dieß rasche Verfahren des Polizeipräfecten in einen langen und kostspieligen Process mit dem Buchhändler verwickelt zu werden, doch scheint dieß nicht der Fall gewesen zu sein, wenigstens so lange als ich in Paris war, bis August 1801 nicht. . . . .

Berlin 12. April 1828.

. . . . Ich habe mich bemüht, alle 15 kleinen Statuen (für das Gesellschaftszimmer der Kronprinzessin), soviel mir möglich war, im Sinne der Antike darzustellen, ohne dass ich doch etwas anderes als die Natur zum Vorbilde ge-

nommen, weshalb ich glaube, dass solche lebendig sind. Zum Achill, Ulyss, Bacchus habe ich antike Köpfe benutzt. Seitdem diese Arbeiten vollendet sind, auf welche ich mehr Fleiss verwendet habe als meinen ökonomischen Verhältnissen angemessen, weil man mir geschmeichelt, dass solche in Marmor sollten ausgeführt werden, habe ich die Statue Ifflands vollendet und in das Schauspielhaus aufgestellt. Auch diese Statue sitzend über Naturgrösse habe ich für die geringe Summe von 2500 Thlrn mit Einschluss des Marmors ausgeführt, um die Gelegenheit nicht zu versäumen ein Marmorwerk zu machen. Diese Statue ist sitzend, das Bildniss nach dem von Schadow im Jahr 1804 modellirten, welches sehr ähnlich ist. Stellung und Bekleidung so, dass solche an die beiden Antiken, den Menander und Posidippus erinnern sollen, d. h. also keinem ähnlich. Es freut mich, dass diese Statue Beifall gefunden hat, obgleich der Ort der Aufstellung für die Beleuchtung nicht günstig ist. Der Winter ist mir damit hingegangen, zum Behuf des Museums zwei Pferdebändiger und Pferde zu modelliren, welche in Eisen gegossen und vergoldet den obern Aufbau krönen sollen. Mangel an Fonds haben nur die Ausführung der beiden an der vordern Front möglich gemacht. Die männlichen Figuren sind eben über 10 Fuss hiesiges Maass gross, das springende Pferd noch etwas höher. Die Stellung ungefähr die der Kolossen auf Monte Cavallo, aber bewegter, um gegen die Luft eine reichere Silhouette zu bilden. Ein Mann und ein Pferd sind auch bereits recht gelungen in Eisen gegossen und vor Ende des Sommers werden beide aufgestellt sein. Jetzt bin ich mit der Vollendung zweier Marmorbüsten beschäftigt, die der Kronprinzess, welche den Brunnen-Saal zu Aachen schmücken soll und die des Kanzlers Niemeyer in Halle, von welcher das Modell bei seiner Jubelfeier figurirte. Die nächste zu unternehmende Arbeit ist eine Reihe kleiner Reliefs an einem Sarkophage zu einem Grabmonumente des General von Scharnhorst ....

Unsere Academie wird den Todestag (Dürers), nach dem neuen Kalender berechnet, am 18 d. M. feiern. Es wird dazu in dem neuerbauten Saal der Singacademie eine

Decoration aufgerichtet nach Schinkels Angabe. Der untere Theil derselben bildet eine Architectur, eine Wand, deren Gesimse durch Pfeiler getragen, diese in 5 Felder theilen. Vor den mittleren wird eine Statue Albert Dürers aufgestellt, welche Prof. Ludwig Wichmann aufstellen wird. Zu beiden Seiten sind sitzende Statuen, Malerei, Sculptur, Perspective und Militärbaukunst darstellend in den anderen vier Feldern angebracht, welche ich zu besorgen übernommen habe. Ueber diese Architectur ist in einem grossen bogenförmigen Felde nach einem der schönsten Holzschnitte Albert Dürers die Trinität von Engeln umgeben in Malerei colossal ausgeführt, welches Professor Daehling malt. Das Ganze von goldnen Rahmen und Verzierungen umgeben, durch zeltartige Gehänge von der Architectur des Saales abgeschlossen. Professor Toelken, Secretär der Academie der Künste wird ein Elogium Albert Dürers lesen, eine Cantate, welche Prof. Levezow geschrieben und Felix Mendelssohn componirt hat, aufgeführt werden, zu welcher unsere besten Sänger und Sängerinnen die Soloparthien, die Singacademie aber die Chöre übernommen hat, die Feier wie gewöhnlich dann ein Essen schliessen. Rauch wird dabei den Entwurf des Monuments aufstellen und dem kunstliebenden Publikum, welches gegenwärtig, der Wunsch Nürnbergs ans Herz gelegt werden zur Ausführung beizutragen.

Von anderen künstlerischen Bemühungen ist es Euer Exzellenz wol schon auf anderm Wege bekannt geworden, dass ein Theil der Zuhörer Herrn Alexander von Humboldts demselben zu Ehren eine Medaille schlagen lassen. Das Bildniss zur Vorderseite habe ich modellirt, die Rückseite hat Rauch nach Professor Levezows Angabe entworfen. Unten sitzen Gea und Oceanus, über ihnen ein Theil des Thierkreises, welcher die Zeichen der 5 Monate enthält, in welchen die Vorlesungen gehalten sind, über demselben Helios im Wagen. Die Anordnung ist geschickt, indem durch das Band, welches der Thierkreis bildet, der Untertheil des vorwärts springenden Pferdes verdeckt wird. . . . .

Die vorstehenden kurzen Briefauszüge waren ursprünglich dazu bestimmt, als ein Theil der Serie: Goethe und Berlin

den Briefen F. A. Wolfs und A. Hirts (Goethe-Jahrbuch XV, S. 54 ff.) unmittelbar zu folgen. Der damalige Abdruck wurde durch Platzmangel verhindert, doch leitete zu der Ausschliessung auch die Erwägung, dass die wenigen Briefe eines Künstlers mit den zahl- und inhaltsreichen zweier Gelehrten kein gutes Ganze ausmachten. Weit besser passen sie in den Zusammenhang unseres Bandes. Denn hier werden nicht nur neben Goethes Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Kunst auch Goethes Beziehungen zu einzelnen Künstlern erörtert, sondern speziell ein Kunstwerk — das Goethedenkmal zu Frankfurt — besprochen (oben S. 3 ff.), an dem betheiligt zu werden Tieck sehnlich gewünscht hätte.

Friedrich Tieck, der Bildhauer (1776—1851) wird den Meisten eine ziemlich neue Erscheinung sein. Nur ein grosser Brief Tiecks an Goethe aus dem Jahre 1825 ist im Goethe-Jahrbuch Band VII, 202—205 gedruckt, sonst wird sein Name (vergl. das Gesammtregister der ersten 10 Bände s. v.; in Band 11—14 kommt sein Name überhaupt nicht vor, in Bd. 15 an zwei Stellen, die gleich angeführt werden müssen) nur gelegentlich in den an Rauch gerichteten Briefen erwähnt, eine seiner Goethe-Büsten kurz genannt und ein paar wegwerfende Urtheile Böttigers mitgetheilt, der ihn als ein Mitglied der Berliner Clique hasste. Selbst in einer, über Goethes persönliche Verhältnisse so reichhaltig unterrichtenden Quelle, wie die Sammlung von Goethes Gesprächen, wird Tieck nur einmal und zwar ganz kurz als Goethes Tischgast erwähnt. Im Leben und nach seinem Tode schadete ihm der grössere Ruhm seines Bruders Ludwig, der ihn nicht recht aufkommen liess, und die bedeutende Umgebung der damaligen berühmten Berliner Bildhauer, insbesondere Rauchs, die ihn erdrückte. Dass er jedoch denen, die ihn näher kannten, eine höchst sympathische Erscheinung war, sympathischer selbst als sein vielgepriesener Bruder, geht aus der anmuthigen Schilderung hervor, die Theodor Bernhardi, der Sohn von Tiecks Schwester, in seinen kürzlich erschienenen Jugenderinnerungen von dem Onkel entworfen hat.

Ein persönliches Verhältniss hat, wenn man die Beziehungen Tiecks mit denen Wolfs, ja selbst Hirts vergleicht, zwischen ihm und Goethe kaum geherrscht; daher soll auch hier nicht der durch mehrere Jahrzehnte hindurchgehende gelegentliche Verkehr im Einzelnen verfolgt werden. Vielmehr soll nur auf zwei kurze Perioden hingewiesen werden, in denen die Beziehungen etwas lebhafter waren, und aus denen infolgedessen schriftliche Zeugnisse übriggeblieben sind: die eine von 1800 bis 1804 die andern 1824 bis 1828.

Tieck befand sich seit 1798 in Paris (vgl. A. D. B. 38, 247 fg.). Von dort wurde er durch W. v. Humboldt an Goethe

derartig empfohlen (vgl. Briefw. Goethes mit den Brüdern Humboldt z. B. 162. 170), dass die Erwartungen des Meisters ziemlich hochgespannt waren. Schon auf die Empfehlung Humboldts hatte Goethe von diesem geschrieben (19. Nov. 1800, Briefe 15, 148):

... »Vielleicht hätte Herr Tieck die Gefälligkeit mir bey dieser Gelegenheit einige nähere Notiz von den französischen Künstlern zu geben, auch den Geburtsort, das Alter, und was sonst von ihnen merkwürdig ist, anzuzeigen und mit mir, wenn Sie Frankreich verlassen, in eine unmittelbare Correspondenz zu treten.« Tieck kam 1801 nach Weimar und wurde ausser für eine Goethe-Büste auch für die Arbeiten am Schlossbau in Anspruch genommen. Seiner Büste gedenkt Goethe als einer »mit grosser Sorgfalt gefertigten« (Annalen 1801). Bei dieser Gelegenheit mag darauf hingewiesen werden, dass Goethe in den Annalen 1820 eine neue von Tieck modellirte Büste erwähnt. Genaueres über die vier verschiedenen von Tieck herrührenden Goethe-Büsten: 1) die Bearbeitung der Trippelschen Büste 1800, 2) die nach dem Leben gemachte 1801, 3) die Colossal-Büste für die Walhalla 1806—8, 4) die bereits erwähnte von 1820, findet man in den einschlägigen Werken von Rollett und Zarncke, auf die hier kurz verwiesen werden muss, da ein weiteres Eingehen auf diese Kunstwerke meine Kenntnisse überschreiten würde, zudem auch grade in diesem Zusammenhange von keiner erheblichen Wichtigkeit ist, da unsere Briefe auf die Büsten nur ganz gelegentlich eingehen.

Während die Romantiker sich sehr entzückt über Tiecks Persönlichkeit äusserten (A. D. B. a. a. O.), war Goethes Stimmung getheilt. Dem Künstler war er wohlgesinnt und drückte diese Ansicht z. B. in seinem Briefe an Sartorius (10. Oct. 1801, Briefe 15, 260) in den Worten aus:

»Herr Tieck, Bildhauer, der eben von Paris zurückkehrt, modellirt gegenwärtig an meiner Büste. Ich hatte dabey Gelegenheit mich viel mit ihm über jene wunderliche Hauptstadt der Welt zu unterhalten, wo er beynahe 3 Jahre studirt hat. Wenn seine Arbeit glückt, wie ich hoffen kann, so erlauben Sie ja wohl dass ich Ihnen gelegentlich einen gipsenen Freund ins Haus schicke.« Deutlicher, eingehend auf das ihm nicht ganz genehme Wesen des Menschen, sprach er sich in einem Briefe an W. v. Humboldt aus, 29. Nov. 1801, Briefw. S. 176; Goethes Briefe 15, 291 fg.:

... »Tieck, den Sie ja selbst näher kennen, ist eine Zeit lang bey uns gewesen, als Künstler und Mensch erregt er lebhaftes Interesse. Er besitzt ein schönes Talent, das er treulich ausgebildet hat; nur leidet er gar zu sehr an den affectionibus juventutis, indem er sich ein äusserst heftig absprechendes Urtheil erlaubt, das denn doch oft eine grosse Beschränkt-

heit andeutet. Dieses schadet ihm nicht allein innerlich, indem es ihn für guten, fördernden Rath unempfänglich macht, wie ich bey verschiedenen Gelegenheiten bemerken können, theils äusserlich, in Bezug auf die Gesellschaft, indem er sich, ganz ohne Noth und Zweck, Widersacher, Feinde und strenge Richter aufregt.

Können Sie hierin etwas auf ihn wirken, so werden Sie ein grosses Verdienst um ihn haben; denn er ist, wie ich merke, zugleich sehr empfindlich und mag nicht wohl vertragen, dass es aus dem Wald schalle, wie er hinein gerufen hat. Und freylich ist es eine ganz natürliche Folge, dass man denjenigen, der alle Menschen beurtheilt, als wenn sie unbedingt wirken könnten, wenn er selbst producirt, diejenigen Bedingungen auch nicht gelten lässt, welche ihn beschränken, sondern gleichfalls, bey Beurtheilung seiner, ein Absolutes zum Massstab nimmt.«

Diese Stelle sollte ursprünglich anders, in mancher Beziehung schärfer lauten. Diese Variante (Briefe 15, 365) darf hier nicht fehlen, zumal sie ausser der Beurtheilung Tiecks auch ein Stückchen Selbstcharakteristik Goethes enthält. Sie lautet:

»Zwar wir waren auch etwas unleidlich da wir jung waren; ob wir aber so selbstsüchtig, so absprechend, so ohnbehos't, so grob und so empfindlich waren, weiss ich mich wirklich nicht zu erinnern.

Das schlimmste ist, dass er sich sein Leben von Grund aus zerstört, wenn ihm nicht bald ein Licht über seinen sittlichen Zustand aufgeht. Denn natürlich, wenn einer so selbstisch, rechthaberisch, ohne irgend eine Rücksicht in den Wald hineinschreyt, so erwiedert ihm das Echo solche frazenhafte Töne, die ihm freylich zu keinem Ohrenschmaus gedeyen. Nun hat der Wald unrecht! und die Welt! und ein kränklich ombrageuses Menschenfeindchen ist fertig, das viele Jahre braucht um nur gegen sich selbst und gegen andere wieder eine vernünftige Positur zu fassen. Wer der Welt grad aus zu Leibe gehen will muss ein derbes Fell auf den Knochen haben.«

Den Winter 1801/2 verbrachte Tieck in Berlin. Dort erreichte ihn der offizielle, 21. Dezember 1801 geschriebene Brief (15, 299 fg.), in dem ihm die grossen Basreliefs an der Haupttreppe des Schlosses aufgetragen und andere in Aussicht gestellt wurden. Gelegentlich werden Grüsse an ihn in den an Berliner Freunde gerichteten Briefen bestellt. (Briefe 15, 297, 16, 75.)

Während dieses Berliner Aufenthalts ist unser erster Brief geschrieben. In den ausgelassenen Stellen des Briefes meldete Tieck, dass er erst in 2 bis 3 Wochen nach Weimar kommen würde und erzählte ferner, dass seine Büste der Schauspielerin

Unzelmann, besonders der Kopfputz daran, in Berlin sehr gefallen habe. Er schrieb ausserdem, dass die Goethe bekannte Frau von Berg (es ist die im G.-J. XIV, 59, 109, 126 und oben S. 37 u. 45 erwähnte) Goethe den Abdruck einer von Tieck gemachten Büste zukommen lassen wolle, und fuhr fort: »wenn Sie sich des Gesichts noch erinnern, so werden Sie eingestehen, dass es eine schwere Aufgabe war.« Erwähnt mag endlich bei dieser Gelegenheit sein, dass Goethe bei der Schilderung des Schlossbaues sich, wie so oft, in kunstgeschichtlichen und technisch-künstlerischen Dingen der Hilfe seines Freundes Meyer bediente. Auf die Erwähnnng Tiecks in den Annalen bezieht sich folgende Stelle in einem ungedruckten Briefe an Meyer: (23. Mai 1828) »Man thut wohl am besten, Tiecks als Bildhauer, Catels als Marmor-Mosaicistenglätter zu gedenken und überhaupt das Technische abzuschliessen und einige Masse zu gewinnen; denken Sie gefl. darüber nach und helfen mir durch Ihr gutes Gedächtniss.«

Wegen des langen, durch den Tod seiner Eltern und die Erkrankung seiner Schwester veranlassten Ausbleibens Tiecks wurde Goethe ungehalten. A. W. Schlegel sollte daher in seinem Auftrage den Bildhauer daran erinnern, dass Goethe ihn älteren Concurrenten vorgezogen habe, nun durch sein Ausbleiben bei dem Herzog, der ein schnelles Fortschreiten der Arbeiten wünschte, in eine unangenehme Lage käme. »Ja es bleibt«, so schloss Goethe den Brief (13. Mai 1802, Bd. 16, 88) »mir nichts übrig als noch eine kurze Zeit abzuwarten und als dann Herrn Tieck einen peremtorischen Termin zu setzen, welches ich nicht gern thue, doch aber auch die Verantwortung einer solchen Zögerung nicht auf mich nehmen kann.« — Wann Tieck nach Weimar kam, ist nicht genau zu bestimmen (vgl. Goethes Briefe 16, 443). Er scheint den grössten Theil des Jahres 1803 dort gewesen zu sein. Freilich, am 18. Jan. 1803 sandte er (doch wohl von Berlin aus) die Büste der Schauspielerin Jagemann. Aber schon dem Anfang des Jahres werden ein paar künstlerische Anfragen zugerechnet (Briefe 16, 161) und Ende 1803 wünschte Tieck von seiner Goethe-Büste einen Abguss zu machen, um mehreren Personen die Büste zu verschaffen; Goethe war aber nicht gern bereit seine Büste dazu herzugeben (Briefe 16, 374, zwei andere nicht Goethe betreffende Arbeiten werden das. 17, 127, 159 angedeutet). Diese Bitte trug Tieck dem Dichter selbst vor (10. Jan. 1804, ein früheres Billet vom 4. Jan. betrifft ein anderes Kunstwerk): er wünschte einige Stunden, um Goethes Kopf, den er habe, nach der Natur zu retouchiren und bat, falls der Dichter weder Zeit noch Lust dazu habe, sich zu diesem Zweck die Gypsbüste aus. Die zahlreichen übrigen Arbeiten der Weimarer Zeit, die zumeist in Weimar verblieben

sind, einige Medaillons, viele Büsten, Basreliefs im Treppenhause und einzelnen Gemächern des Schlosses, Statuen der Musen und antiker Götter und Göttinnen sind A. D. B. 38, 248 fg. verzeichnet und sollen hier nicht alle wiederholt werden. — In Goethes Tagebuch wird Tieck am 17., 18. Nov., 22. Dez. 1803 erwähnt.

Aus der zweiten Periode des Verkehrs zwischen Künstler und Dichter mögen wenigstens drei Briefe abgedruckt werden; auch der bereits im Band VII veröffentlichte gehört hierher während die übrigen im Goethe-Schiller-Archiv befindlichen, da sie meist nur technische Mittheilungen enthalten, hier weggelassen sind. Der Brief aus dem Jahre 1828 verdient einen Abdruck, weil er von einer Arbeit spricht, die Goethe auch öffentlich erwähnte. Ueber diese 15 kleinen Statuen nämlich sprach er sich in der Notiz »Heroische Statuen von Tieck« K. u. A. Band VI Heft 2, abgedruckt Hempel 28. 848, aus. Der Artikel schliesst nach einem besonderen Lobe der Kassandra »Alle zusammen im Komplex mit architektonischer Klugheit dargestellt, können einer schönen und zugleich prächtigen Wirkung nicht verfehlen.« Näheres über den Standort der Statuen siehe bei Eggers, Rauch und Goethe S. 133 A.

Die in dem Briefe vom 15. Juni 1824 behandelte literarische Curisiotät verdient eine kurze Erläuterung. Die Anekdote über das Manuscript Diderots nämlich ist in der Form, wie sie hier erzählt wird, unbekannt. Nur der Anfang, der Besuch einer Magistratsperson bei Diderot, wird von dessen Tochter, Frau von Vandeul, selbst erzählt. Sie nennt in den Mémoires sur Diderot (grosse Pariser Ausgabe I, S. XLVI) diese Person d'Hémery. In der Vorrede zu »La promenade d'un Sceptique« a. a. O. I, S. 173 ff. wird auseinander gesetzt, dass diese erst 1830 nach einer Abschrift, die Naigeon gemacht oder gekauft hatte, veröffentlicht wurde. Naigeon erwarb eine Copie in der Auction der Sachen des Herrn Malesherbes und gab daraus in seinen Memoiren einen Auszug. Copie und Memoiren gingen etwa 1821 aus dem Besitz eines alten Fräuleins Mérigault in die Hände von Brière über, der sie am Ende seiner Diderot-Ausgabe 1823 veröffentlichte. Es wäre daher möglich, dass es sich bei der Erzählung Tiecks um diesen Malesherbes'schen Nachlass handelte. Immerhin ist diese Erinnerung an den französischen Schriftsteller, dem Goethe, wie bekannt, ein so grosses Interesse widmete, nicht ohne Bedeutung.

Ludwig Geiger.

7. ZWEI BRIEFE VON JOHANN HEINRICH VOSS AN GOETHE.

(Vgl. die Abhandlung »Heinrich Voss d. J. und sein Verhältniss zu Goethe und Schiller«.)

1.

Jena, 27 Apr. 1805.

Sie sind uns wiedergeschenkt worden, nun zum dritten male, und im Ernst, bis zu der fernen Stunde der Natur. Ich drücke Sie mit Wehmut und Freude an mein Herz, Innigst geliebter; und denke: ein herliches Göttergeschenk für Viele, die Göthe kennen und lieben, wie wir! Sobald blauer Himmel ist, komme ich hinüber, den Genesenden, den Gesünderen wiederzusehn.

Vorher wollen wir einen der menschlichen Zufälle bei Seite schieben. Ich gehe nach Heidelberg: ohne Amtspflichten natürlich, mit einer Pension von 1000 Gulden. Mildere Luft und Familienbedürfnis nöthigen mich aufzugeben, was ich mit schwerem Herzen verlaßen werde, Haus und Hof, und ländliche Stille, und die Krone von allem, edle Freunde in der Nähe. Diese jährlich einmal, und dann auf längere Zeit, als von hieraus, zu besuchen, scheint mir leicht, wenn ich die Reise in Absäzen denke.

Dem Durchl. Herzog, dessen zuvorkommender Gnade ich ein lebendiges Vorgefühl des Heimischen und Behaglichen verdanke, werden Sie meine ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit, und, wie ungern ich abgehe, bezeugen.[1] Was mich drückt, laue Thalluft mit schneidenden Bergwinden schnell wechselnd, läßt sich nicht abändern.

Über Jacobis Besuch werden Sie u Schiller entscheiden. Wenn Sie um Johannis verreist sind, so nimt er einen anderen Weg in das Pfaffenland, und ich begegne ihm irgendwo. Ihren Ausspruch erfahre ich durch Heinrich, oder aus Ihrem Munde. Unsre herzlichsten Grüsse.

Voß.

2.

Heidelberg, 26 Oct. 1806.

Nach verwirrten Gerüchten von dem, was unser Weimar und Jena betroffen hat, erhielten wir gestern die erste Nachricht durch Heinrich. Welch ein fürchterlicher Eintritt des dunklen Verhängnißes! und wo der Ausgang! Wir im Lichten der vorüberfliegenden Sturmwolke blicken nach Euch mit Wehmut, Ihr lieben Landsleute, Ihr Freunde, Ihr Zierden und Hofnungen des Vaterlands! Wer hätte das vorigen Sommer gedacht, als wir aus dem Schooße des Friedens hieher, wo das Wetter zusammenzog, auswandern mußten?

Edler, theuerster Freund, Sie sind Vater, und lieben meinen Heinrich; ein Ausweg für ihn wird Ihnen Freude machen. Man hat hier beschloßen, ihm die zweite Profeßur der Philologie, mit welcher ein Seminar verbunden sein wird, und eine Stelle an der Bibliothek zu geben. Der Ruf wäre, auch ohne diese Verheerung, zum neuen Jahre erfolgt. Jezt gilt es, ihn so frühe als möglich, dem Elende, wo er nichts helfen kann, zu entreißen. Ich nehme ihn zu mir, unserer Ruhe, und seiner Gesundheit wegen. Er wird mit dem jungen Boie noch in erträglicher Witterung hier ankommen können. Wir bitten Sie dringend, ihm den Entschluß durch Zureden zu erleichtern, und ihm seinen Abschied vom Gymnasio zu beschleunigen. Mit der nächsten Post hoffe ich ihm Reisegeld zu schicken.

Ihr Herz wird Sie unter den fallenden Trümmern aufrecht erhalten; denn Sie sollen noch lange unter uns wirken und zum Beßeren hinlenken. Sein Sie herzlich gegrüsst mit den Ihrigen, und lieben Sie mich,

Ihren

Voß.

Im Herbst 1802 war Voss von Eutin nach Jena übergesiedelt. Goethe hat wiederholt ausgesprochen, wie sehr und warum er die Nachbarschaft des »trefflichen« Mannes als eine Bereicherung seiner eigenen Existenz, als wesentlichen Gewinn für die Universität und die von Weimar-Jena ausgehende Geistesarbeit empfand. Es ist bekannt, mit welcher Wärme und Beharrlichkeit er bemüht war, der Familie Voss den neuen Aufenthalt in jedem Sinne angenehm zu machen, und wie herz-

lich er sich freute, als Voss im Sommer 1804 den Ruf nach Würzburg ablehnte. Nicht minder bekannt ist die heftige Aeusserung seines Zornes und Schmerzes über Vossens Weggang nach Heidelberg, dessen Sohne Heinrich gegenüber am 18. Mai 1805. »An dem Tage«, berichtet der jüngere Voss (Mittheilungen über Goethe und Schiller S. 64, in Berlits Neudruck S. 97 f.) hatte er durch Riemer erfahren, dass mein Vater nach Heidelberg gehn würde. Seine Krankheitsschwäche, Schillers Tod und der Verlust meines Vaters, — alles lag schwer auf seinem Gemüth; er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsetzen erstarrte. »Schillers Verlust«, sagte er unter andern, und dies mit einer Donnerstimme, »*musste* ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht.« Unter den »Menschen« konnte Goethe im Grunde doch nur Einen verstehen, nämlich Voss selbst, der über das eigene Bleiben und Gehen die Entscheidung in Händen hatte. Diese leidenschaftliche Rede wird ergänzt durch das ruhige Wort Goethes zu Eckermann, als er diesem zweiundzwanzig Jahre später (7. Oktober 1827) »den classischen Boden«, Vossens Haus und Garten in Jena zeigte: »Er war mir sehr werth und ich hätte ihn gerne der Academie und mir erhalten. Allein die Vortheile, die man ihm von Heidelberg her anbot, waren zu bedeutend, als dass wir bei unsern geringen Mitteln sie hätten aufwiegen können. Ich musste ihn mit schmerzlicher Resignation ziehen lassen.« Voss, in seinem nüchternen Abwägen der ökonomischen Vortheile, ist gewiss von Undankbarkeit gegen Goethe nicht freizusprechen. Als besonders rücksichtslos aber und für Goethe verletzend musste Vossens vertrauenloses Schweigen über sein Vorhaben erscheinen einem Manne gegenüber, der ihm so viel Offenheit und freundschaftliche Theilnahme entgegengebracht hatte.

Von diesem Vorwurfe wird Voss nunmehr durch den ersten der hier mitgetheilten Briefe befreit. Man fühlt den knappen, künstlich gesetzten Worten, trotz ihrer scheinbaren Herzlichkeit, die Kühle und Verlegenheit des Schreibers an.

Die Angabe des j. Voss, Goethe habe am 18. Mai durch Riemer erfahren, dass sein Vater nach Heidelberg gehe, beweist, dass er keine Kenntniss von dem Brief an Goethe, dieser über den Empfang und Inhalt desselben bis dahin nicht mit Heinrich gesprochen hatte. Durch Riemer mag Goethe am 18. Mai neuerdings an die Angelegenheit erinnert worden sein, worauf dann die heftige Aussprache in Heinrichs Gegenwart erfolgte, so dass dieser zu der Annahme berechtigt war, Goethe habe am selben Tage zuerst von der Sache gehört. Anfang Juli 1805 verliess Voss Jena. Dass der Sohn den

Eltern über kurz oder lang nachfolgen würde, war Goethe sofort klar, er sprach es noch am Abend jenes 18. Mai gegen Christiane aus (Brief Heinrichs an Solger 22. Mai 1805, Archiv für Literaturgeschichte Band XI S. 125). Die Uebersiedelung Heinrichs nach Heidelberg — der wesentliche Inhalt des zweiten der oben mitgetheilten Briefe — wird im Zusammenhang der Abhandlung besprochen und desshalb hier nur auf den betreffenden Abschnitt (8) verwiesen.

Wenige Einzelheiten bedürfen der Erläuterung.

1. Voss konnte Goethe als einen den Freunden *»zum dritten Male Wiedergeschenkten«* begrüssen, insofern kurz zuvor, im Februar und März 1805, zwei heftige Anfälle und zu Anfang des Jahres 1801 eine schwere Krankheit Goethes Leben bedroht hatten. — *»Ohne Amtspflichten«*, diese Bedingung war schon an Vossens Eutiner Pension geknüpft. In Heidelberg lebte Voss in freier Musse seinen Studien. — *Fr. Hnr. Jacobi,* auf dem Wege nach München, hielt sich Ende Juni mehrere Tage in Weimar auf und verlebte mit Goethe am 27. Juni einen Abend bei Voss.

2. Der *junge Boie* ist Friedrich, der älteste Sohn von Vossens Schwager Hnr. Chn. Boie (Vgl. Goethe-Jahrbuch X, 81 f.). —

Von beiden Briefen besitzt das Archiv die Originale. Für die Erlaubniss der Mittheilung spreche ich auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aus.

Hans Gerhard Gräf.

II. Besuch des Freiherrn Ludwig Löw von und zu Steinfurt bei Goethe am 3. October des Jahres 1829.

Von Friedr. Otto.

Der Freiherr Karl Friedrich *Ludwig von und zu Steinfurt* (1803—1868) war der Sohn des nassauischen Oberjägermeisters Philipp v. Löw (1756—1841).[1] Nachdem er zu Heidelberg, wo er sich des näheren Umgangs mit dem Historiker Schlosser zu erfreuen hatte, und zu Göttingen die Rechte studiert, aber auch anderen Zweigen der Wissenschaft und namentlich der Kunst seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte, liess er sich im Jahre 1826 zu Heidelberg als Privatdocent nieder und schrieb hier sein Erstlingswerk, das noch jetzt geschätzte Buch: »Ueber die Markgenossenschaften von K. F. L. Freih. v. Löw«, Heidelberg 1829. 8. Im Jahre 1833 folgte er einem Rufe an die Universität zu Zürich als Professor; später kehrte er in die Heimat zurück und wirkte hier als Mitglied der höheren Justizbehörden, zuletzt als Präsident des Oberappellationsgerichts zu Wiesbaden.

Da er ein glühender Verehrer Goethes war, so ist es begreiflich, dass er nichts sehnlicher wünschte, als den verehrten Dichter selbst einmal zu sehen und zu sprechen. Schon sein Vater hatte das Glück gehabt dessen persönliche Bekanntschaft zu machen; als Goethe im Jahre 1814 zu Wiesbaden in der Kur war, treffen wir ihn wiederholt im Verkehr mit demselben, und auch die Gemahlin seines Bruders Georg, Luise geb. v. Diede, deren Eltern Goethe seine »werthen Gönner und Freunde« nennt,[2] eilte damals nach Wiesbaden,

[1] Vgl. Notizen über die Familie derer Freih. Löw von und zu St. von Wilhelm Freih. Löw, 1868, S. 118. Ueber Ludwig A. D. B. Bd. XIX.
[2] Italienische Reise, Bericht vom 22. Februar 1788.

um ihn zu begrüssen, wie sie ihn auch später (1828) mit ihrer Tochter zu Dornburg besuchte.[1] Es ist auffallend, dass in unserm unten folgenden Bericht weder Goethe noch der Freih. v. Löw dieser Begegnungen gedenkt.

Wann dieser seinen Vorsatz ausführte, darüber gibt er zwar selbst scheinbar Aufschluss, indem er den September 1831 namhaft macht. Aber abgesehen davon, dass dieses Jahr mit einigen Thatsachen, die der Bericht angibt, nicht vereinbar ist, nennt das Tagebuch Goethes, das Herr Dr. Fresenius für uns einsehen durfte, den 3. October 1829 als den Tag des Besuches, und dieser Angabe müssen wir unbedingt Glauben schenken; nach ihr haben wir einzelne Zahlen des Berichts zu verbessern kein Bedenken getragen. Soviel geht augenscheinlich aus dem Irrthume v. Löws hervor, dass der Bericht geraume Zeit nach dem Besuche, aber nach den sogleich gemachten Notizen niedergeschrieben ist, als der Verfasser auch andere Erlebnisse, namentlich Reisen schriftlich aufzeichnete. In den Cyclus derselben nahm er auch unsern Bericht auf, als er sie abschriftlich in einen kleinen Quartband vereinigte, und zwar an zweiter Stelle, woher vielleicht der Anfang unserer Erzählung »in dieser Zeit« zu erklären ist. Indessen ist aus dieser Reihenfolge eine bestimmte Zeitangabe der Abfassung nicht zu entnehmen.

Uns lag eine doppelte Ausfertigung des Berichts vor, die uns in dankenswerthem Entgegenkommen der Sohn des Verfassers, Herr Oberlieutenant Freih. E. v. Löw mittheilte:

1. Das Original, 16 Seiten in Quart. Hier sind manche Stellen, insbesondere mehrfach die Namen von Personen durchstrichen. Was den Verfasser zu diesen Tilgungen bewog, lässt sich nicht immer erkennen, da fast nirgends in der Sache selbst ein Grund vorzuliegen scheint. Vielleicht dachte er an eine Veröffentlichung seiner Aufzeichnung[2] und wollte bei den betreffenden Personen, deren Namen er getilgt hatte, wenn sie noch am Leben waren, oder bei ihren Angehörigen und Nachkommen keinen Anstoss erregen; so bei Thibaut und dem Historiker Schlosser, mit denen er zu Heidelberg und auch noch später enge befreundet war, und bei Fritz Schlosser, von dessen Gemahlin er ein Empfehlungsschreiben an Goethe und dessen Schwiegertochter erhalten hatte. Wir haben jetzt keinen Grund mehr diese Namen zu unterdrücken und haben

[1] Vgl. F. Otto, Goethe in Nassau, in den Annalen des Ver. f. nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, XXVII, 85 f.

[2] Davon sprach er allerdings manchmal, wie sein Sohn, Herr Erw. v. Löw, versichert, doch gab er später die Absicht auf, weil er meinte, das Ganze sei zu überschwänglich gehalten, und es passe nicht mehr für den reiferen Mann die Stimmung des Jünglings, in der er sich Goethe genähert habe.

sie an den betreffenden Stellen in eckigen Klammern eingefügt. Andere Stellen betreffen Verbesserungen des ursprünglichen Textes in Wahl der Worte u. s. w.; hier haben wir den ersten Wortlaut ganz unbeachtet gelassen und das neu eingesetzte Wort ohne Bemerkung aufgenommen. Wieder andre getilgte Stellen sind kürzere oder längere Zusätze, die dem Verfasser wohl unwesentlich oder ungeeignet erschienen; diese haben wir in die Anmerkungen verwiesen oder ganz weggelassen.

2. Eine Abschrift, in der alle angegebenen Verbesserungen, Auslassungen u. s. w. wohlbeachtet sind, hie und da auch ein Lesefehler sich eingeschlichen hat. Es schien nicht nothwendig dies jedesmal zu bemerken. Diese Abschrift ist in dem Quartband von S. 17 an enthalten.

Wir lassen nunmehr den Bericht selbst folgen.

BESUCH BEI GOETHE.

In dieser Zeit[1] fühlte ich lebhafter als je den Wunsch, Göthe'n einmal zu sehen und zu sprechen. Schon auf dreifache Weise hatte ich die Einwirkung dieses gewaltigen Geistes auf meine innere Bildung erfahren. Wenn in jener früheren Zeit des Trübsinns[2] sein Faust vielfach dazu beigetragen hatte, mir das verworrene Räthsel meines Daseyns zu lösen, so hatte ich später aus seinen Gedichten und Romanen mehr und mehr frische Lebenskraft gesogen und mich durch sie in heitrer Auffassung der äusseren Dinge und in frischer Verfolgung des vorgesteckten Ziels den hemmenden Vorurtheilen gegenüber befestigt, mit welchen selbst die Besten häufig einem freien allseitigen nicht auf einzelne äussere Zwecke gerichteten Streben feindselig entgegen treten. Nun war mir auch allmälig die eigentliche Freude an der Kunst aufgegangen und wo fand ich hierfür wieder vielfältigere Anregung und Bereicherung des Eigenen, als in Göthe's Schriften? —

Auf solche Weise war meine frühere Verehrung zu einer wahren Vergötterung gestiegen. Wohl bin ich mir

[1] Ueber diese allgemeine Zeitbestimmung s. d. Einleitung.

[2] Von einer solchen Stimmung schreibt er z. B. am 5. Sept. 1823 an den Prof. Schlosser in Heidelberg von Göttingen aus.

dessen stets bewusst gewesen; ich habe mich häufig sogar deshalb getadelt und zu grosser Beschämung öfter erzählen gehört, wie der grosse Mann selbst jedes Weihrauchstreuen abwehre und hasse, erkennend, dass auch der kräftigste Geist seine Abhängigkeit von äusseren Verhältnissen häufig und bitter, und je vielseitiger sein Streben ist, desto häufiger und bittrer erfahren muss. Ja ich habe öfter lebhaft gewünscht, nie etwas von Göthe'schen Schriften gelesen, nie etwas von seinem Wesen und Handeln erfahren zu haben, damit sich desto freyer von jedem fremden Einfluss meine Individualität entwickeln könne. Allein erkannte ich auf solche Weise das Gefährliche blinder Nachbeterei, so entgieng mir auf der andern Seite doch auch nicht der vielfache Nutzen, ja fast die unabweisliche Nothwendigkeit, sich in einem Alter des Schwankens, der Unruhe, der Regellosigkeit an bestimmte ideale Charaktere, die zur völligen Klarheit durchgedrungen sind, fest anzuschliessen. Dass aber grade Göthe's Charakter besonders zu einem solchen Ideale geeignet, getraute ich mir gegen die fast allgemein behauptete verneinende Ansicht durchzuführen.

Die Reise nach Weimar ward also (Ende Sept. 1829) angetreten. Ich legte sie bis an Ort und Stelle im Eilwagen zurück und wüsste mir kaum irgend etwas von Bedeutung aus dem Verlaufe derselben zu erinnern. In Weimar angelangt suchte ich zunächst meine Verwanden auf. Dann wurden alsbald die Empfehlungsbriefe, [die mir Geheimerath *Thibaut*][1] an Göthe [und die Räthin *Schlosser*[2] an Göthe und seine Schwiegertochter gegeben] abgesendet. Auf 12 Uhr des folgenden Tages[3] ward ich beschieden. Der Zustand von Spannung und Gepresstheit der Seele, in welchem ich mich bis dahin befand, ist schwer zu beschreiben. Ich

[1] Der bekannte Professor der Rechte zu Heidelberg von 1805—1840.

[2] Gemeint ist die Gemahlin von Goethes Freund Fritz Schlosser, der gewöhnlich von seiner vorübergehenden Stellung als Oberschul- und Studienrath zu Frankfurt (1812) den Titel Rath führte. Frese, Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlass S. 7. Seine Gemahlin war Sophie geb. Dufay; sie hatte Goethes Schwiegertochter auf einer Reise nach Weimar kennen gelernt.

[3] Des 3. Oktobers. S. die Einleitung.

brachte einen grossen Theil der Nacht schlaflos oder unruhig träumend zu und durchrannte am folgenden Morgen in höchster Aufregung Strassen und öffentliche Anlagen. Endlich schlug die bezeichnete Stunde. Ich trat in das Haus, das ich schon mehrmals im Vorübergehen mit heiliger Ehrfurcht betrachtet. Zeigte dessen Aeusseres mit Ausnahme grossartiger Dimensionen nichts Bedeutendes, so überraschte gleich beim ersten Eintritt das Innere höchlich. Auf in der Höhe angebrachten Vorsprüngen standen Büsten, in Nischen Statuen, gleich vorn an der Treppe ein Abguss des bekannten antiken Hunds. Die Treppe selbst zog sich in dreifacher Beugung und rein italiänischer Bauart sachte ansteigend hinauf. Sie war mit Guirlanden geziert zu Ehren eines Freundes, dessen Geburtstag man feierte.[1] Vor der Thüre, durch welche man mich eintreten hiess, ist das Wort Salve in Holz eingelegt. So ehrwürdige festliche Umgebung erhöhte die ernste Stimmung, in der ich mich befand. — Man führte mich durch ein Zimmer in ein zweites. Überall Kunstwerke verschiedener Art, Gemählde, Kupferstiche, Büsten, Statuen, auf Repositorien grosse Mappen, Zeichnungen enthaltend. Das Ameublement stand hiermit in Widerspruch; es war geschmacklos, alt, fast ärmlich zu nennen. Ich wartete einige Minuten. Dann sah ich durch eine offen stehende Thüre des Zimmers, in welchem ich mich befand, Göthe in das anstossende Gemach kommen, ziemlich rasch in sehr aufgerichteter Haltung, die Lippen bewegend, manchmal selbst leise redend hindurch schreiten und zu mir eintreten. Sein Aeusseres entsprach im Ganzen meiner Erwartung nicht. Nach den vielfachen glänzenden Beschreibungen, die ich gehört und gelesen, hatte ich mir ihn noch grösser und weniger gealtert vorgestellt. Nur sein lebhaftes, mitunter feuriges Auge und seine aufrechte Haltung, die er während unserer ganzen Unterredung beizubehalten suchte und von Zeit zu Zeit, wenn der Oberkörper unwillkührlich vorsank, wieder herstellte, bezeugte auch im Aeusseren noch die Herrschaft des gewaltigen

[1] Des Grafen Reinhard. S. unten S. 72. Die Feier hatte nach dem Tagebuch Goethes am 2., dem Geburtstage Reinhards, stattgefunden.

Geistes über den 80jährigen Körper. Höchst merkwürdig aber, ja wahrhaft erstaunenswürdig war die Art wie er sprach. Es war der reinste ununterbrochenste Fluss der Rede, die höchste Mannigfaltigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, über welchen Gegenstand er auch sprechen mochte. Da wo sich's um tiefere Dinge handelte und wo selbst die Gebildeten, selbst die geübten Denker in der Regel die Worte suchen müssen, da bewegte er sich mit derselben Leichtigkeit, als wenn er über das Wetter oder eine Stadtneuigkeit spräche. Man sah überall, wie ihm, der sein ganzes Leben der Beschäftigung mit Ideen und Idealen gewidmet, diese Dinge, die uns nur Zuckerbrod sind, zur gewöhnlichen Speise geworden. Es war mit einem Worte unsre deutsche Sprache in der Gestalt, wie man sie sich von überirdischen Wesen geredet denken möchte.

Nachdem wir uns niedergelassen, fragte er zunächst, in welcher Beziehung *[Thibaut]* der Verfasser meines Empfehlungsschreibens mich seinen Collegen nenne und als ich die Bewandniss der Sache erklärt, sprach er einiges zum Lob des Standes der Gelehrten, indem er meinte, theils sey es angenehm, an einem Orte zu leben, wo man stets dem Gang der Wissenschaft genau folgen könne, theils erfreulich, das was man erlernt und erforscht, nun den Jüngeren durch mündliche Lehre wieder mitzutheilen; insbesondere habe das Studium der Geschichte [1] viel Anziehendes.[2] Er erkundigte sich hierauf nach dem neuen Universitätsgebäude,[3] seiner Einrichtung und Bauart und erwähnte dann rühmend einiger Professoren, [namentlich *Thibauts*, *Creuzers*, *Schlossers* und *Paulus*].[4] Von *[Schlosser]*

[1] Verbessert für »des deutschen Rechts«, das v. Löw las.

[2] Hier folgen die durchstrichenen Worte: »da es auf die ältere Zeit zurückführe.«

[3] Gemeint ist das kurz vorher erworbene Bibliotheksgebäude.

[4] Creuzer, Professor der Philologie 1804–1845, mit einer kurzen Unterbrechung im J. 1809, † 1858. Schlosser, Professor der Geschichte 1817—1861. Paulus, Prof. der Theologie von 1811—1851. Nach »Paulus« sind die Worte durchstrichen: »Ueber Thibauts Clavierspiel schien er sich etwas ironisch zu äussern.«

pries er das neueste Buch,[1] hinzufügend, dass es freilich noch manches zu wünschen übrig lasse, allein man müsse sich bei solchen Werken an die vorzüglicheren Seiten halten. Ich sprach von *[Paulus]* Einfluss auf die Theologie und meinte, es sey gut, dass ein so kräftiger Vertheidiger der Denkfreiheit noch vorhanden sey; allein er scheine mir doch zu weit zu gehen, wenn er, wie mir berichtet worden, den jungen Leuten gradezu sage, es gebe keine Unsterblichkeit. »Freilich, freilich«, erwiederte er, »und es ist ja lächerlich, so etwas zu behaupten; was weiss er denn davon?« Er sprach dann ausführlicher von den theologischen Streitigkeiten der jüngsten Zeit[2] und meinte, dass solche Partheiungen wohl stets bestehen würden, da sie stets bestanden hätten. »Wie sich's mit der Dreieinigkeit verhalte, und ob der Mensch von Natur gut oder böse sey, und ob er durch Christum erlöst und von seinen Sünden befreit worden, oder ob er durch eigene Kraft oder nur durch Gottes Gnade selig und von der Verdammniss befreit werden könne, oder, fügte er herzlich lachend hinzu, ob er sich gar selig preisen soll, dass er verdammt ist, darüber wird wohl, so lange es Menschen gibt, mit Eifer gestritten werden.« Am schönsten, meinte er, sey es jetzt in einer Stadt Nordamerikas, von der er neulich gelesen, dass in ihr an die 60 Kirchen seyen, in deren jeder ein anderes Glaubenssystem gepredigt werde; da könne man also an jedem Sonntag im Jahr sich in einer andern Confession erbauen. Die Menschen verliessen in diesen Dingen viel zu sehr den einfachen Weg; die Kinder könnten darin gar wohl unsre Lehrmeister seyn. Ich erinnerte an sein kleines Gedicht ‚Katechisation'? Er lachte und sagte:

---

[1] Durchstrichen: »die Universalgeschichte.« Gemeint ist offenbar die universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur, die von 1826 an erschien. Goethes anerkennendes Urtheil über Band I s. Werke, Ausgabe von 1850 ff. 26, 289. In Betreff des folgenden leichten Tadels vergesse man nicht die Verschiedenheit der Betrachtungsweisen und Standpunkte beider Männer.

[2] Statt der letzten Worte hiess es ursprünglich: »von dem Streit zwischen *Voss und Creuzer*«, über den Herbst in seiner Biographie von J. H. Voss II, 207 ff. übersichtlich gehandelt hat.

»Ja, ja, so ist's.« Ueber sein Verhältniss zu *Stolberg* befragt, sprach er von ihm, besonders aber von seiner Schwester und überhaupt von dem Kreise der Menschen, die sich damals um die Fürstin *Galitzin* in Westphalen versammelten, mit grossem Lob. Es seyen Menschen von ausgezeichneter Bildung gewesen, bei denen er immer gerne verweilt und die auch den alten Heiden immer recht wohl in ihrer Mitte geduldet hätten.[1] Über das *[Schlossersche]*[2] Ehepaar befragt, berichtete ich, was mir bekannt war, rühmte ihre Gastfreiheit, ihren schönen Wohnort (in der Nähe von Heidelberg)[3] und fügte hinzu, es sey unbegreiflich, dass zwei Menschen von so klarem Verstand in diesen Bigottismus hätten verfallen können.[4] »Wohl ist das schwer zu begreifen,« erwiederte er; »ja wenn sie noch vielleicht eine grosse Sünde begangen hätten, die sie nur im Schoosse der allein selig machenden Kirche abzubüssen hätten hoffen können! Aber so sind sie die besten unschuldigsten Menschen von der Welt, die niemals etwas Böses gethan haben.« Er sprach dann von ihrem letzten Aufenthalt bei ihm[5] und als ich sagte, dass er doch in reli-

---

[1] Hierauf folgen die durchstrichenen Worte: »Ihr strenger Catholizismus habe ihn niemals gestört, wie ihn überhaupt der Unterschied von Protestanten und Catholiken nie berühre; er frage gar nicht darnach und bemerke es nicht einmal und wisse kaum, wer von seiner Umgebung zu den einen oder andern gehöre«.

[2] Statt Schlosserschen steht am Rande »das W.sche Ehepaar«; dass es aber, wie oben beibehalten ist, nach der ursprünglichen Schreibung heissen muss, geht aus der folgenden Beschreibung ihres Wohnorts, ihrer Gastlichkeit u. s. w. hervor, die ganz zu Frese, a. a. O. S. 15 passt.

[3] Fritz Schlosser (1780—1852) hatte sich im Jahre 1825 auf Stift Neuburg bei Heidelberg einen freundlichen Sommeraufenthalt geschaffen, ihn mit Kunst- und literar. Schätzen reichlich ausgestattet und wusste ihn durch die ausgedehnteste Gastlichkeit zu erheitern und zu beleben. Frese S. 13. 15.

[4] Schlosser war am 21. Dezember 1814 mit seiner Gemahlin in Wien zur katholischen Kirche übergetreten; übrigens blieb er ein warmer Freund Goethes und tolerant genug gegen Andersglaubende, um sogar Marianne Willemer häufig zu Stift Neuburg freundlich zu begrüssen. Frese S. 9. 14 f. Weder sie scheute sich das Schlossersche Paar zu besuchen noch er sie zu empfangen; zu Heidelberg freilich hiess Neuburg eine Jesuitenburg.

[5] Nach Frese S. 7 war Schlosser im Jahre 1820 bei Goethe in Weimar; seine Frau muss, nach unserer Stelle, ihn begleitet haben.

giösen Punkten sehr schwer mit ihnen werde harmonirt haben, entgegnete er, im Allgemeinen mache der Unterschied von Protestanten und Catholiken ihn niemals irre, er frage gar nicht darnach, er bemerke es nicht einmal, und wisse kaum, wer von seiner Umgebung zu den einen oder andern gehöre. Allein freilich habe eine so scharf hervortretende Bigotterie immer verhindert, zu einem vollen inneren Verständniss zu kommen.

Ich wandte das Gespräch auf seine literarischen Productionen, insbesondere auf Faust und die italiänische Reise. Er äusserte sich darüber mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. Die italiänische Reise seyen Briefe, die er an seine Freunde geschrieben und die er sich habe zurückgeben und drucken lassen, weil er geglaubt, sie möchten wohl für manche interessant seyn. In der eben erscheinenden neuen Ausgabe seiner Werke wolle er jetzt noch Nachträge liefern.[1] In seinem Faust habe er das unruhige Wogen und Treiben im Menschen einmal schildern wollen. Ich sagte, es habe mich sehr gelächert, am Schlusse des zweiten Theils des Faust die Worte »ist fortzusetzen«[2] zu finden, da bekanntlich immer soviel darüber gestritten worden, ob das Gedicht überhaupt fortgesetzt werden könne oder nicht, ob Faust der Teufel geholt habe oder nicht; nun seien die armen Leute doch in Zweifel und Ungewissheit geblieben. »Freilich«, erwiederte er mit der lieblichsten Schalkheit, »könnte das nun noch lange Zeit so fortgehen. Ja man muss es wohl einem alten Mann verzeihen, wenn er sich manchmal so einen kleinen Scherz erlaubt.« Ich entledigte mich der vom Grafen *Sternberg*[3] aufgetragenen Empfehlungen. Er

[1] Die »eben erscheinende neue Ausgabe«, 1827 begonnen, brachte im Jahre 1830 die Bände 21—30, von denen Band 27, 28 u. 29 die italienische Reise enthalten.

[2] So schliesst der Abdruck des 1. Aktes des zweiten Theiles in der Ausgabe von 1828, Bd. 12 der Ausgabe letzter Hand, nach V. 6036 der Weimarer Ausgabe Bd. 15, 1. 1888 (Scene im Lustgarten nach den Worten des Kaisers: Sei stets bereit, wenn eure Tageswelt, Wie's oft geschieht, mir widerlichst missfällt).

[3] Graf Caspar v. Sternberg (1761—1838), der von Goethe oft gerühmte naturwissenschaftliche Freund. Bei Gelegenheit der Versamm-

sagte einiges zu seinem Lobe und erkundigte sich nach der Medaille, die grade jetzt ihm zu seinem Gedächtniss geprägt werde, bemerkend, dass, wenn sie von geschickter Hand ausgeführt werde, man etwas Schönes zu erwarten berechtigt sey, da das Profil des Mannes bedeutende Formen zeige.[1] Meine Frage, ob er noch immer sich hauptsächlich mit Naturwissenschaften beschäftige, bejahete er, hinzufügend: »Die Naturwissenschaften sind die einzigen, die uns auf einen sichern festen Grund führen, oder vielmehr, die uns nicht täuschen.« Der Sinn dieses mir damals etwas dunkeln Ausspruches ist mir später durch die Lektüre von Wilhelm Meisters Wanderjahren[2] klar geworden. Von der Naturforscherversammlung, die grade damals wieder zusammentrat[3], sprach er mit Achtung; alles der Art sey schon gut, weil es überhaupt zu Stande habe kommen können; erspriessliche Folgen für Wissenschaft und Gelehrte könnten da nicht ausbleiben.

Es war geraume Zeit während unserer Unterredung verstrichen; ich bemerkte, dass er sie beendigt wünsche, und stand auf. Er empfahl mir schliesslich den Besuch der Grossherzogin-Mutter, ihre hohen Eigenschaften rühmend und entliess mich. Ich stieg eine Treppe höher zu seiner Schwiegertochter, wo ich in das eben Erlebte versunken fast kein Wort sprach und die traurigste Rolle spielen mochte.

Hatte ich mich im höchsten Grade glücklich zu preisen über den freundlichen Empfang, den ich erfahren, über die

---

lung der Naturforscher zu Heidelberg, die er besuchte, wird H. v. Löw ihn gesehen und gesprochen haben. Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 38, 252 ff.

[1] Wurzbach S. 266 erwähnt zweier Medaillen in Silber und Bronze oder Kupfer, aber ohne Jahresangabe der Anfertigung; über Sternbergs Gestalt und Gesichtszüge s. ebenda S. 263 f.

[2] Vielleicht u. a. die Stelle am Ende des dritten Kapitels, wo Jarno zu Wilhelm sagt: »Die Natur hat nur Eine Schrift, und ich brauche mich nicht mit so vielen Kritzeleien herumzuschleppen. Hier darf ich nicht fürchten, wie wohl geschieht, wenn ich mich lange und liebevoll mit einem Pergament abgegeben habe, dass ein scharfer Criticus kommt und mir versichert, das alles sei nur untergeschoben.«

[3] Die Versammlung zu Heidelberg fand vom 18. September an statt.

heitre Stimmung, in der ich den edeln Greis gefunden, so musste ich noch an demselben Tage die Launen des Glücks auf die bitterste Weise erfahren. Ich gieng nämlich von Göthe zu meinen Verwandten und brachte dort den ganzen Nachmittag und Abend zu. Als ich in's Gasthaus zurückkehrte, kam mir der Kellner sogleich mit der Botschaft entgegen, Frau v. Göthe habe mich auf den Abend einladen lassen, um ihr in Gesellschaft ihres Schwiegervaters und des Grafen *Reinhard*, des Freundes, dessen Geburtstag man feierte,[1] zuzubringen; da er nicht gewusst, wo ich aufzufinden, habe er dieses Auftrags sich nicht früher entledigen können. — Verehrer Göthe's, welche wissen, dass grade in kleinen Kreisen die Liebenswürdigkeit seines Wesens und die Hoheit seines Geistes am meisten hervortrat, solche auch, die erfahren haben, dass die Sehnsucht einen grossen Mann kennen zu lernen durch das erste Begegnen keineswegs befriedigt, sondern vielmehr gesteigert wird, werden sich den Eindruck vorstellen können, den jene Schreckensbotschaft auf mich machte. Noch jetzt kann ich nicht ohne das schmerzlichste Gefühl daran zurückdenken.«

[1] Vgl. S. 66 Anm. H. v. Löw hatte nach dem Tagebuch nach seinem Besuch Goethes mit dem Grafen eine Spazierfahrt gemacht.

II. Abhandlungen.

I.

Heinrich Voss der Jüngere und sein Verhältniss zu Goethe und Schiller.[1]

Von

Hans Gerhard Gräf.

I.

Den Lesern des Goethe-Jahrbuchs ist Johann Heinrich Voss, der älteste Sohn des Philologen und Dichters gleichen Namens, kein Unbekannter. Im fünften, der »Familie Voss« gewidmeten, Abschnitt der von Bratranek herausgegebenen »Nachträge zu Goethe-Correspondenzen«[2]

[1] Für die gegenwärtige Arbeit war es mir vergönnt, aus den Schätzen des Goethe- und Schiller-Archivs (ausser den beiden oben mitgetheilten Briefen) Folgendes zu benutzen: einen Brief Heinrichs an Goethes Sohn, dat. Heidelberg 13. April 1808, und einen (den einzigen erhaltenen) Brief Heinrichs an Christiane, dat. Weimar 23. Juli 1805, sowie die Manuscripte von Goethes »Herrmann und Dorothea«, »Reineke Fuchs« und »Achilleïs«. Die Mittheilung einiger Proben aus der »Achilleïs« geschieht mit ausdrücklicher Genehmigung. Dem hochverdienten Leiter des Archivs, Herrn Prof. Dr. Suphan spreche ich für den, mir in reichem Masse erwiesenen, thätigen Antheil, für so manche fördernde Belehrung meinen ergebensten Dank aus. — Ferner wurden von ungedruckten Briefen Heinrichs verwerthet: 1. die an B. R. Abeken, im Besitz der Königl. Oeffentlichen Bibliothek zu Dresden, 2. die an F. K. Wolff, deren Benutzung ich der Güte ihrer Besitzerin, Fräulein Strodtmann in Ploen, verdanke.

[2] Goethe-Jahrbuch V, 38—112.

erscheint der Sohn Heinrich als Haupt- und Familien-correspondent. Die dort veröffentlichten fünfzehn Briefe an Goethe bezeugen, im Verein mit Heinrichs Briefen an Schillers Wittwe,[1] das rege Nachleben eines vertrauten, während der Jahre 1804 bis 1806 mit Goethe und Schiller gepflogenen persönlichen Verkehrs.

Ueber diesen seinen Verkehr mit beiden Dichtern hat Heinrich Voss in zahlreichen Briefen berichtet, die, zum grössten Theil gedruckt vorliegend, viel Anerkennung, ja enthusiastisches Lob erfahren haben und von den Biographen mannigfach benutzt worden sind. Ein jüngst erschienener Neudruck von zweiunddreissig der wichtigsten Briefe[2] gibt Veranlassung, der Persönlichkeit des jungen Voss und seinem Verhältnisse zu Goethe und Schiller eine eingehende Betrachtung zu widmen. Nur aus der Anschauung seiner Individualität heraus lassen sich die eigenthümlichen Vorzüge und Mängel seiner Mittheilungen über beide Dichter erklären und würdigen.

2.

Der Vater Voss, auf dem Dorfe geboren, war in Leben und Dichtung der Einfachheit ländlicher Sitten, dem Häuslich-Behaglichen, Idyllischen zugewandt; beharrlich, nüchtern, von solidestem Fleisse, verbrachte er seine Tage im Schulzimmer, unter den Bäumen seines Hausgartens, zum grössten Theil aber am stillen Arbeitspult seiner Studierstube. Ehrlich und gut, schätzte er an den Menschen nächst der Wahrhaftigkeit vor allem die Herzensgüte. Auf wissenschaftlichem Gebiete schroff bis zur Härte gegen Andersdenkende, fühlte er sich im Grunde wohl und verstanden nur im engen Kreise der Seinigen. Am Besten verstand ihn seine Frau, Ernestine, die Schwester seines Freundes Heinrich Christian Boie, eine liebevolle, still thätige Natur, deren schlichte (nicht selten freilich parteiische, daher vorsichtig zu benutzende) Familienaufzeichnungen mit Recht schönere Idyllen genannt worden sind, als Voss selbst sie schrieb.

Heinrich war beider Eltern Lieblingskind. Nicht nur weil er der körperlich schwächlichste, geistig begabteste der vier Söhne war, sondern weil in ihm sich die Art und Neigung der Eltern am reinsten darstellte. Man möchte

[1] Charlotte v. Schiller und ihre Freunde III, 201—256.

[2] Unter dem Titel: Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre. Nach brieflichen Mitteilungen von Heinrich Voss. Mit Einleitung und Erläuterungen neu herausgegeben von Georg Berlit. Stuttgart 1895.

sagen, Vossens beste Dichtung, das Idyll, habe in seinem Sohne Heinrich menschliche Gestalt gewonnen.

Heinrich wurde zu Otterndorf (unweit Cuxhaven) am 29. October 1779 geboren und starb, unverheirathet, am 20. October 1822 in Heidelberg. Von den dreiundvierzig Jahren seines Lebens verbrachte er volle siebenunddreissig im Elternhause. Auf welcher Altersstufe wir ihn aufsuchen, immer blicken wir in ein stilles, unscheinbares, idyllisches Dasein. Die Familie war 1782 nach Eutin übergesiedelt. Hier wuchs Heinrich bis zum zwanzigsten Jahre unter der Obhut von Vater und Mutter heran. In Haus und Garten, umgeben von der lieblichsten Natur, in Gesellschaft biederer Menschen, bewegte er sich ganz in der idyllischen Welt der »Luise«,[1] um nach einer Unterbrechung von wenigen Jahren wieder in diese Welt, als in sein Element zurückzukehren. Zwar nicht nach Eutin, denn von da waren die Eltern 1802 nach Jena, 1805 nach Heidelberg übergesiedelt. Aber dieser Wechsel des Wohnortes bedeutete für Vossens nicht einen Wechsel der Lebensweise. In ihrem Hausgarten zu Heidelberg gediehen Erbsen und Kohl, blühten Rosen und Nelken unter Mutter Ernestinens Pflege, wie in Eutin, Vater Voss pflanzte und veredelte seine Obstbäume wie ehemals, und beide wurden in Garten, Hof und Haus bei jeglichem Geschäft treu unterstützt von ihrem Heinrich, unter dessen besonderer Obhut die Hühner und Puter standen. Ganz im Charakter der Idylle ist auch Heinrichs Vorliebe für allerlei Handarbeiten. Schon früh zeigte sich seine Lust und Fähigkeit zu dergleichen, und manches, was er im Alter von zehn Jahren getrieben, das übte er, vierzigjährig, als Heidelberger Universitätsprofessor mit gleichem Behagen und gleicher Hingebung. Zwar unterliess er später wohl, was dem Knaben mehr Freude gemacht hatte, als die Spiele der Altersgenossen: Stricken und Häkeln und das Zubereiten der mitgenommenen Chocolade auf gemeinsamen Ausflügen. Aber beharrlich baute er die Käfige für seine zahlreichen Canarienvögel selbst;[2] er verstand zu drechseln und erfreute die Mutter einmal mit einem kunstreich gefertigten Spinnrade; auch wusste er

[1] Wilhelm von Humboldt, der auf einer Reise nach Norddeutschland 1796 Eutin besuchte, schreibt über Vossens in seinem Tagebuche (Hsg. v. A. Leitzmann, Weimar 1894, S. 78): »Die ganze Familie ist im guten Verstande idyllenartig, gut und natürlich.«

[2] An Charl. Schiller, 2. August 1807: »Wenn es Michaelis nicht mit den gelehrten Arbeiten gehen will, so werde ich Vogelkäfige flechten.« — Da H. Einunddasselbe häufig in mehreren Briefen mit ganz ähnlichen Worten erzählt, dürfen kleine scheinbare Abweichungen in den Citaten bei etwaigem Vergleichen nicht auffallen.

Bücher regelrecht zu binden, und mancher Einband in des Vaters Bibliothek ging aus der Hand des Sohnes hervor. Das Meisterstück seiner Geschicklichkeit aber legte er ab, als er 1803 in Jena die Zimmer des neuen Heims, unterstützt von den Brüdern, eigenhändig tapezierte. Dies Werk gelang so, »dass«, wie die Mutter schreibt, »der kunstfertige Meister nicht vermisst ward.« Bei dieser Arbeit wurde Heinrich einmal von Goethe überrascht, der, das bereits Geleistete lobend, sagte: er wolle ihn zum Hoftapezier in Weimar creiren. Auch in Heidelberg war der stets Bereite als Tischler, Drechsler, Tapezier, Clavierstimmer unentbehrlich. Bis zu seinem Tode blieb die Pflege der Hausuhr seiner Sachkenntniss anvertraut.

In diesen bescheidenen Thätigkeiten, die unmittelbar zur Erhöhung des häuslichen Behagens beitrugen, spricht sich neben der entschiedenen Vorliebe für das Idyllische zugleich das trauliche Verhältniss Heinrichs zu seinen Eltern aus. Mit ihnen war er in allem Thun und Lassen, im Fühlen und Denken auf das Engste verwachsen, ihnen zur Freude zu leben, blieb allezeit sein Hauptwunsch. Ernestine, die selbst ganz und gar sich in die Denkart ihres Gatten hineingelebt hatte, seine Stimmungen theilte, findet einmal für Heinrich den innigen Ausdruck: »der treue, stille Theilnehmer unsrer Gefühle.« Hier ist das Rechte getroffen. Die Mutter war für den Sohn der liebste Umgang, sich mit ihr zu unterhalten, ihr vorzulesen seine grösste Freude. Zum Vater blickte er allezeit verehrungsvoll auf und ordnete sich ihm unbedingt in jedem Sinne unter.

Früh wurde Heinrich mit dem Lebenselement des Vaters bekannt und vertraut, mit dem klassischen Alterthum. Ein lebhafter Sinn für die alten Sprachen, insbesondere Verständniss für deren metrische Eigenschaften, gehörte zum väterlichen Erbtheil. Neben dem Griechischen und Lateinischen, in das der Vater selbst ihn einführte, eignete er sich durch fleissige Lectüre von Shakespeares und Cervantes' Dichtungen zeitig die Kenntniss des Englischen und Spanischen an. Die Philologie war jedenfalls dasjenige Gebiet, zu dem Heinrich am meisten Fähigkeit und Wissen auf die Universität mitbrachte. Landpfarrer zu werden lag seinem Gemüth und seiner Neigung zum Stillleben nahe, doch gab er diesen Plan auf und schloss sich in der Folge ganz den Studien des Vaters an. Wie Heinrich als Knabe und selbst in späteren Jahren besondere Freude daran fand, sich dem Vater durch säuberliches Abschreiben von dessen Manuscript für den Druck dienstfertig zu erweisen, so folgte er im eigenen Beruf als Gymnasiallehrer in Weimar, als Universitätsprofessor in Heidelberg, durchaus der vom Vater über-

kommenen Methode und blieb in seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen und Bestrebungen der treue Famulus, der bescheidene Appendix des Vaters. »Wenn ich meines Vaters ganzes Wesen und Sein fühle«, schrieb Heinrich sehr bezeichnend, zwei Jahre vor seinem Tode, »— nicht in allen Stunden gelingt mir das — so denk' ich bei mir: »Du bist doch gar weit vom Stamm gefallen.« Glaube nicht, dass mir in diesem Gefühl etwas Drückendes liegt; es zwingt mich bloss zur Demut zurück; der Sohn und Erbe seines Geistes zu sein, das liegt nicht in mir, wohl aber seines Herzens Sohn zu sein und noch immer mehr zu werden.«

Gewiss ist Heinrichs kindliche Pietät verehrungswürdig, aber bei ihm wird diese schönste Zierde des Kindes beinahe zur Karikatur, denn sie artete aus in blinde, bedingungslose Unterordnung. Zum Theil hatte freilich dieser Mangel an Selbständigkeit seinen Grund in Heinrichs von Geburt an leidendem, nie zu voller Gesundheit gelangendem Körper. »Ach! dass die Gesundheit nicht kommen will«, klagt er wiederholt, »Was habe ich doch in meinem Leben schon gelitten! Ich habe die ganze körperliche Schwäche und Gebrechlichkeit meiner Mutter zum Erbtheil empfangen!« Von der Mutter erbte der Sohn aber zugleich die Liebenswürdigkeit und Milde des Charakters, die der Vater häufig vermissen lässt.

Diese Kränklichkeit, in Folge deren nicht selten Wochen und Monate lang an ein gedeihlich fortschreitendes Arbeiten nicht zu denken war, steigerte Heinrichs Hang zur Einsamkeit. Von klein auf menschenscheu, ohne menschenfeindlich zu sein, liebte er es, in der Abgeschiedenheit seines Studierstübchens sich seinen Gefühlen hinzugeben. Hier sass er, zumeist schon in aller Frühe, umgeben von den geliebten Büchern, im warmen Schlafrock, beständig aus der langen Pfeife rauchend, und spann bei einer Tasse Kaffee oder Thee gemächlich und selbstzufrieden die Fäden seiner Lieblingsbeschäftigungen fort.

Dichterisch productiv zu sein, war ihm versagt. So wandte er sich, auch hierin dem Beispiele des Vaters folgend, mit Begeisterung der poetischen Uebersetzerarbeit zu. Aber etwas Ganzes, Bedeutendes zu schaffen, sollte ihm trotz allen Bemühens nicht gelingen. Die Verdeutschung des Äschylos, sein Lieblingswerk, blieb unvollendet, obgleich er ihm mehr als anderthalb Jahrzehnte seines Lebens gewidmet hatte; die Shakespeare-Uebertragungen vermochten sich gegen Schlegels, Baudissins und Dorothea Tiecks Arbeiten nicht zu behaupten, wenn schon sein »Othello« und »König Lear« durchaus anerkennenswerthe Leistungen sind.

Mit seiner Unproductivität hängt auf das Engste die starke

Neigung zum Recensiren zusammen, über die er mit leiser Selbstironie schreibt: »Ich kann mit Jago sprechen: I am nothing, if not critical. Wäre die ganze Welt eine Äschylosausgabe, so würde ich die Welt recensiren, und den lieben Gott obendrein.« Seine zahlreichen Recensionen, zumeist philologischer Werke, zeigen tüchtige Fachkenntniss, bisweilen feines Verständniss. Doch ist Heinrich in seinen Urtheilen keineswegs immer gerecht, die Behandlung lässt nicht selten Mass und Ruhe vermissen. Er war naiv genug, zu glauben, dass er, als der treue Schildknappe seines Vaters, ohne Weiteres berechtigt sei, sich gleichfalls des groben Rüstzeugs zu bedienen, das jener in wissenschaftlicher Fehde führte. Heinrich gesteht selbst, bei Gelegenheit seiner Recension von Hölderlins »Sophokles«, die in ihrem schulmeisterlichen Dünkel und vorlaut spatzenmässigen Tone dem unglücklichen Dichter wenig gerecht wird: »Ich war bange, er [Vater Voss] möchte nicht zufrieden sein, weil ich es mit dem Hölderlin etwas derbe gemacht habe; aber mein Vater ist in seinen Recensionen selbst derbe, und muss es an seinem Sohne schon dulden.« Er bedachte nicht, dass das, was man dem berühmten Vater um dessen hoher Verdienste willen allenfalls zu Gute halten konnte, ihm als dem Sohne, der erst noch etwas leisten sollte, doppelt übel anstand. Nach dieser Seite hin passt auch auf Heinrich das Wort Knebels: »Es ist ein eigenes Geschlecht um das Vossische. Es ist, als wenn sie vom Meister Grobschmied wären gehämmert worden. Alle Züge ihres Charakters sind so hart ausgedrückt.«[1]

Und doch war Heinrich im Grunde eine weiche, bescheidene, freundliche Natur, von herzgewinnendem Wesen. So zeigte er sich als Lehrer seinen Schülern und Zuhörern gegenüber, so auch im persönlichen Verkehr mit Freunden und in den an sie gerichteten Briefen.

»Mit meiner Schule geht mirs sehr gut: ich bin durchgängig von allen Schülern geliebt, und wohl der einzige Lehrer hier, in dessen Stunden es immer ordentlich zugeht«, meldet Heinrich von Weimar aus, und einer seiner ehemaligen Schüler bestätigt, wie günstig »die liebenswürdige Persönlichkeit des Lehrers, sein milder Ernst, sein wohlwollender Eifer« gewirkt habe. »So warme Anhänglichkeit, wie sie Voss als Professor in Weimar bei seinen Schülern besass, hatte damals wohl noch selten ein Schulmann besessen. Es war der Erfolg der reinsten und biedersten Humanität.«[2]

---

[1] Ch. v. Schiller und ihre Freunde III, 411.
[2] Briefe von Heinrich Voss III, 51 f.

Die liebste Erholung fand Heinrich im Briefwechsel mit seinen Freunden, unter denen Wilhelm Iden, von Eutin her mit ihm bekannt, und die Studiengenossen Christian Niemeyer, Karl Solger, Rudolf Abeken ihm die vertrautesten waren. In der sogenannten »Griechischen Gesellschaft«, deren Präsidium Heinrich unter dem Namen »der Alte Ehrwürdige« führte,[1] hatten die Freunde sich auf der Universität vereinigt, und so dachte Heinrich sie sich auch nach ihrer räumlichen Trennung als gesellig beisammen, als »Ein gemeinsames Herz«, wie er sich ausdrückt, und liebte es, einen und denselben Brief an mehrere von ihnen gemeinschaftlich zu richten, obschon sie sich nicht am gleichen Orte befanden.[2] In diesen Briefen, in dem ungehemmten, vertraulichen Erguss von Herz zu Herzen fand sein sanftes, gefühliges, hingebendes Wesen den ihm gemässen Ausdruck. Das gelegentliche Urtheil der Mutter über einige dieser Briefe passt auf die meisten: »Es ist so durchaus die Schilderung einer reinen Seele, die sich mit allen ihren Schwächen, in dem Gefühl hingiebt, verstanden zu werden.« Heinrich war der geborene Briefschreiber. Eine ungemein schnelle Handschrift kam ihm zu Statten, und so füllen seine Berichte nicht selten zehn, sechzehn und mehr engbeschriebene Octavseiten. Seiner Natur gemäss tragen die Briefe den Charakter behaglicher Ausführlichkeit, bequemer, lässiger Breite, durchweg herrscht die Sprache des Gefühls; es zeigt sich ein liebenswürdiger Humor, der die Anekdote liebt, und ein lebhafter Sinn für das Häusliche, Alltägliche, Menschlichfamiliäre. Den Inhalt der Briefe bilden Familiennachrichten, Berichte über eigene Arbeiten, Urtheile (von denen die meisten sich nur leicht an der Oberfläche bewegen) über mancherlei Bücher und — für uns das Wesentliche — Mittheilungen über eine Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten, zu denen Heinrich in mehr oder weniger nahe Beziehungen trat. Diese Mittheilungen zeigen, deutlicher als den Charakter der geschilderten Personen, Heinrichs eigenes Wesen, besonders einen wichtigen Zug desselben, der mit seiner Unselbständigkeit und Schwäche auf das Engste zusammenhängt.

Das Sittliche war durchaus die herrschende Kraft in

---

[1] Die Anfangsbuchstaben dieses Beinamens, D. A. E., benutzte H. bei vielen seiner Recensionen als Chiffre.

[2] Ein Beispiel dafür bietet Heinrichs, an Iden adressirter, Brief vom 31. Juli bis 3. August 1805, dessen erste zwölf Seiten der Adressat behielt, während Abeken die übrigen acht Seiten zu sich nahm. Jene sind veröffentlicht im Archiv für Litteraturgeschichte IV, 244—251, mit der Bemerkung am Ende: »Schluss und Unterschrift fehlen«, beides gibt das unter den Briefen an Abeken befindliche Manuscript.

Heinrich, nicht der Verstand, noch weniger die Phantasie. Von klein auf zeigte er einen ungewöhnlich starken Trieb zur Bewunderung, einen Durst, sich zu begeistern für alles Gute, Menschlichedle. Sich demüthig zu beugen vor einem bedeutenden Menschen, das wurde seine Wollust, sein Gottesdienst. »Nie ist mir das Gefühl der Demuth näher, als wenn ich bei Männern stehe, in denen ich die Allmacht Gottes verehren kann.« Es lebte in Heinrich eine tiefe Sehnsucht nach dem, was ihm mangelte: Männlichkeit, Gesundheit, Kraft und Grösse, er trug davon ein Ideal in sich und wo er es verwirklicht zu finden glaubte, da gab er sich, wie berauscht, in schwärmerischer Entzückung hin. Sein weiches Gemüth bedurfte, wie es scheint, einer solchen Art von Heldenverehrung, er hing ihr sein Leben lang nach.

Als die Heroen dieses jugendlich überschwänglichen Persönlichkeitskultus erscheinen neben dem Vater, »diesem edelsten der Männer«, nach einander: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Goethe und Schiller, Wilhelm Heinrich Karl von Gleichen in Rudolstadt, Christian von Truchsess auf Bettenburg, General von Dörnberg, Johann Georg August von Hartmann in Stuttgart und Jean Paul. So verschieden diese Männer waren, Heinrich fand und liebte in allen das Gleiche: eine innerlich reiche, kräftige, auf sich selbst ruhende Persönlichkeit, den Menschen von lauterem Herzen. Auch im Aeusseren seiner Helden glaubte er stets Aehnlichkeiten zu entdecken. Goethe erinnert ihn an Stolberg, Jean Paul an Goethe. Von Hartmann schreibt er: »Er sieht Leopold Stolberg gleich — und hat auch etwas vom Herrn von Gleichen.« Dörnberg ist ihm der »militärische Jean Paul.« Am Anfang und am Ende seines Lebens stehen die Gestalten von Stolberg und Jean Paul. In der Masslosigkeit der Liebe zu Beiden verhielt sich der Vierzigjährige wie der Zehnjährige. Den Grafen Stolberg, der ihn zuerst mit Shakespeare bekannt machte, »vergötterte« Heinrich als Knabe; in Bezug auf Jean Paul schrieb er (1817): »Ich habe in der That vorübergehende Momente, wo meine Liebe zu ihm eine wahre Paulolatrie wird.«

Der Leichtentzündliche vergriff sich auch wohl einmal im Gegenstande seiner Verehrung, nahm das Unechte für echt, den Schein für das Wesen, wie es bei dem Dichter Fouqué der Fall war (hier ging Heinrich behende alsbald zu Spott und Verachtung über) und vor allem bei dem »unwiderstehlich anziehenden, demüthigfrommen« Kaiser Franz. Dass das treuherzige, schlichtbürgerliche, gemüthliche Gebahren dieses Mannes nur die Maske der Schlauheit war, hinter der sich ein Mensch von sehr wenig Herz und Geist verbarg, entging Heinrichs kindlichem Blick.

»Hätte ich meinem inneren Triebe folgen dürfen, so wäre ich vor ihm niedergekniet, und hätte ihm die Hand geküsst«, bekannte Heinrich, als er 1815 Kaiser Franz bei dessen Besuch in Heidelberg sah. Glücklicher Weise irrte er sich so gründlich nur dies eine Mal, meist durfte er sich getrost dem Zuge seines Herzens anvertraun.

Heinrichs Begeisterung wirkt sympathisch, denn sie kommt aus dem Innern und ist ihm heiliger Ernst. Aber der Gute bleibt doch viel zu tief in der blossen Verehrung stecken, sie fördert ihn wohl, insofern sie ihn, nach seinem eigenen Ausdruck, »im Guten stärkt und über das Gemeine erhebt«; aber sie erhöht seine Energie nicht, sie setzt sich nicht um in That. Er empfindet lebhaft das Licht und die Wärme seiner Gestirne, und sonnt sich dankbar in ihrem Schein, aber sie zeitigen nichts in ihm, die Frucht bleibt unreif.

Eine Ausnahme hiervon, innerhalb gewisser Grenzen, bildet Heinrichs Verhältniss zu Goethe und Schiller; jedenfalls ist es für uns das interessanteste und lehrreichste von allen, wie es für ihn von allen das segensreichste war. An ihm wird sich im Einzelnen darthun lassen, was über Heinrichs Individualität bisher im Allgemeinen gesagt worden ist.

3.

Heinrich sah Goethe zum ersten Mal, als er, fünfzehnjährig, im Mai 1794 den Vater auf einer Reise nach Halberstadt und Weimar begleitete. Schiller lernte er sechs Jahre später, Weihnachten 1800, bei Gelegenheit eines Ferienbesuches kennen, den er als Student von Halle aus in Jena und Weimar machte. Zugleich sah er damals Goethe wieder. Die liebevolle Aufnahme, die er in Jena im Hause des Kirchenraths Griesbach fand, bewog Heinrich, im Herbst 1801 mit seinem, der Medicin sich widmenden Bruder Wilhelm nach Jena überzusiedeln. Von der Zeit an sah Goethe die Brüder Voss bisweilen. In Briefen aus dem Winter 1801[1] nennt er Heinrich »etwas überspannt«, Wilhelm »etwas dunkel«, es scheine ihnen an Ernst, sich auszubilden, nicht zu fehlen; sie machten mit drei anderen Jünglingen eine der wunderbarsten jungen Gesellschaften, die je zu seiner Kenntniss gekommen seien. »Wär es nicht die Neigung und das Verhältniss zu diesen jungen Leuten, so würde schon die Neugierde, wie ein solches Phänomen sich auflösen kann, mich aufmerksam auf

[1] Goethes Briefe XV, 282, 17; 283, 11.

sie machen.« — »Man sieht sie hier weder in der Comödie, noch bei sonstigen Lustbarkeiten, und ich habe sie bisher nur in Jena gesprochen, ich werde von Zeit zu Zeit nach ihnen sehen und ihre Fortschritte beurtheilen.«

Bei Heinrichs Schüchternheit wurde ein näherer Verkehr mit Goethe und Schiller erst möglich, als die Eltern Voss im Herbst 1802 Eutin verliessen und, auf der Umschau nach einem gesunden, stillbehaglichen Wohnsitz, vorerst, um der Söhne willen, gleichfalls nach Jena zogen. Goethe hat mehrfach betont, wie werthvoll und erfreulich ihm die Nachbarschaft des alten Voss war. »Seine grosse umsichtige Gelehrsamkeit,« heisst es in den Tag- und Jahresheften 1802, »wie seine herrlichen poetischen Darstellungen, die Freundlichkeit seiner häuslichen Existenz zogen mich an, und mir war nichts angelegener, als mich von seinen rhythmischen Grundsätzen zu überzeugen.« Mit warmer Freundschaft war Goethe unablässig bemüht, den schwerzubehandelnden, spröden Mann in Jena heimisch und sesshaft zu machen. Dem Lande, der Universität, der »Jenaischen Literaturzeitung« wünschte er die hochgeschätzte Kraft dauernd zu verbinden; für sich selbst hoffte er bedeutenden Gewinn von einem persönlichen Verkehr.[1]

Heinrich, der nach Beendigung seiner academischen Studien zunächst eine Hofmeisterstelle beim Grafen Reuss-Köstritz in Berlin antreten sollte, war im Sommer 1803 nicht unbedenklich an der Gicht erkrankt, musste in Folge dessen jene Stelle aufgeben und verbrachte traurige Wochen in der Einsamkeit der Krankenstube. Zeitweilig betrachtete er sich als einen Sterbenden, auch die Seinigen sahen ihn dafür an. Erst im Laufe des Winters trat eine wesentliche Besserung des Befindens ein, und wenn jetzt Goethe oder Schiller die Eltern besuchte, so vermochte Heinrich, im Gefühl wiederkehrender Lebensfreude, der Gegenwart beider Männer froh zu werden. »Jetzt ist Goethe wieder hier,« schrieb er am 25. November 1803 den Freunden, »Nun kann auch ich ihn geniessen, da ich den Tag über schon wieder bei meinen Eltern bin. Auch der liebe Schiller war acht Tage bei uns, und oft in unserem Hause.« Voss, der Vater, erhielt zu Anfang 1804 einen Ruf nach Würzburg, der ihn lockte. Goethe aber hoffte, ihn durch eine feste Anstellung des Sohnes zum Bleiben zu bestimmen und schlug Heinrich als Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium zu Weimar vor. Der Vorschlag wurde ge-

[1] Für die Beziehungen Goethes zu J. H. Voss vgl. ausser G.-J. V, 38—112 und Herbsts Biographie die Darstellung von Düntzer (Aus Goethes Freundeskreise S. 132—172).

nehmigt und zugleich für später die Aussicht auf das Direktorat eröffnet, da der bisherige Leiter der Anstalt, Karl August Böttiger, um diese Zeit sein Amt niederlegte. Alsbald lud Goethe den jungen Mann in sein Haus ein, damit er sich unter seinen Augen in Weimar bekannt mache und auf die neue Thätigkeit vorbereite.

Zweimal wohnte Heinrich, vor seiner Einführung am Gymnasium, mehrere Tage hintereinander[1] bei Goethe als dessen Gast, das zweite Mal zugleich als Hofmeister von Goethes Sohn in Vertretung des abwesenden Riemer. »Eine himmlische Zeit! Göttertage,« wie der Entzückte den Freunden zuruft, in denen Goethes Milde und Väterlichkeit dem Schüchternen die Zunge löste und das Herz ganz und gar gewann. »Goethe ist der herzlichste, der innigste Mann unter Gottes Sonne,« das war Heinrich bei seiner Rückkehr nach Jena zweifellos, »da denke ich manchmal: wenn Der für dich ist, wer mag wider dich sein. — Goethes Zutrauen und seine Liebe zu verlieren, wäre das Schrecklichste, was mir in Weimar begegnen könnte; aber so lange ich bleibe, was ich bin, und fortfahre zu werden, was ich werden kann, so lange werde ich sein ‚lieber Sohn' bleiben, wie er mich mehrere Male genannt hat.« In Goethe glaubte Heinrich zugleich einen trefflichen Schutz gegen das »Verspiessbürgern« gefunden zu haben. »Goethe wird mich in Athem und Thätigkeit halten — ich weiss es und fühle es, dass ich Aufmunterung von Aussen bedarf.«

Nicht weniger begeistert war Heinrich von der Aufnahme im Schillerschen Hause, von der Theilnahme und der »geraden, anspruchslosen Offenheit« des Dichters. Freudig stimmte er dem Vater bei, als dieser, ihn beim Abschied segnend, sagte: »Ich stosse Dich nicht aus dem Paradiese, ich schicke Dich vielmehr in das Paradies hinein.«

Heinrichs Begeisterung sollte alsbald eine schwere Prüfung auf ihre Echtheit bestehen. Voss fühlte sich zur Annahme des neuerdings dringender wiederholten Antrages nach Würzburg um so geneigter, als man nunmehr auch für Heinrich günstige Aussichten eröffnete. Er wünschte, da der Genuss seiner Eutiner Pension die Annahme eines Amtes ausschloss, sich des Sohnes als eines getreuen Vermittlers zwischen sich und der Universität zu bedienen. Heinrichs Neigung aber, nebenbei das Gefühl, für ein academisches Lehramt nicht, wenigstens noch nicht, geeignet zu sein, entschied für Weimar. Zum ersten und letzten Mal in seinem Leben zeigt hier der Sohn den Eltern gegenüber eine eigene Meinung, eigenen Willen. »Ich will

[1] Vom 12. bis 20. Februar und vom 29. März bis 8. April 1804.

Mensch werden«, so rechtfertigt er vor sich selbst und den Freunden gegenüber seinen Entschluss, »und zum Menschen werde ich fürs erste nur in Weimar. Ich habe mich standhaft erklärt, dass ich hier bleibe. Mit Goethe gelebt haben zu dürfen, und dies nicht gethan zu haben, das wäre nach meiner Denkweise ein Leichtsinn, der mir unendliche Reue für die Zukunft bereiten würde. — Gott segne mein geliebtes Weimar. Mir ist es ein heiliger Ort, weil ich fühle, wie ich als gereifter Mann einmal bekennen werde, dass ich ihm meine Ausbildung verdankt habe. — Wahrlich, der Herzog soll es mir nicht umsonst gesagt haben, dass er mein Hierbleiben zu schätzen wisse. Ich will in seiner herrlichen Stadt, wo ein Goethe, ein Schiller ist, auf meinem Posten nicht umsonst gelebt haben. Das habe ich dem Herzog und meinem theuren Goethe im Herzen gelobt!«

In unmittelbarer Nähe Goethes, beim Schlossvoigt am Frauenplan fand Heinrich Quartier. August Goethe und Riemer konnten bequem von Fenster zu Fenster den neuen Genossen herbeirufen, der sich mit Schreibpult, Sopha, Kaffeemühle, Weingläsern, langen Pfeifen und anderem idyllischem Hausrath alsbald seine Junggesellenwohnung behaglich gemacht hatte. Zu jeder Tageszeit durfte Heinrich unangemeldet in Goethes Arbeitszimmer treten, und nicht selten war er schon früh um sechs Uhr dort; mehrmals in der Woche ass er des Mittags oder Abends bei Goethe, leistete ihm in Haus und Garten, oft viele Stunden lang, Gesellschaft und ging mit dem Dichter im Park spazieren; er wurde Goethes Vorleser, Zuhörer, Schüler, Mitarbeiter.

In der Familie Schillers war Heinrich herzlich willkommen. Als bescheidener, heiterer Gesellschafter hatte er schnell Charlottens Zuneigung und die Liebe der Kinder gewonnen; jene, die allzeit Lese- und Lernbegierige, nahm bei ihm Unterricht im Spanischen, die Knaben wurden seine Privatschüler in den alten Sprachen. Ueber den Dichter schrieb Heinrich an die Freunde: »Wenige Menschen haben mich so enthusiastisch eingenommen wie Schiller. Er weiss es und ist mir desshalb gut geworden. ‚Es sei so selten‘, hat er sich geäussert, ‚dass junge Leute in reiner Absicht zu ihm kämen und mehr wollten als einen berühmten Mann anstaunen‘.«

Vollen Einblick in den von Tag zu Tag sich vertraulicher gestaltenden Umgang mit Goethe und Schiller und deren Familien würde nur ein chronologisch, aus sämmtlichen brieflichen Mittheilungen Heinrichs zusammengestellter Text gewähren, dem sich die gelegentlichen Aeusserungen beider Dichter über ihren Schützling ergänzend an-

schliessen müssten.[1] Für den gegenwärtigen Zweck genügt es, das Wesentliche hervorzuheben und zusammenzufassen.

4.

Aus Heinrichs Briefen lässt sich die lehrreiche Anschauung gewinnen von Goethes Art und Kunst, die Entwickelung eines begabten jungen Mannes im persönlichen Umgang zu fördern. Vor allem sucht Goethe das Selbstvertrauen des schüchternen Schülers zu stärken. Er lenkt das Gespräch auf Gebiete, wo Heinrich zu Hause ist, geht lebhaft auf seine Lieblingsbeschäftigungen ein: alte Mythologie und Geographie bilden in der ersten Zeit den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltungen. Das Vossische Specialgebiet, antike Metrik und die Kunst des Uebersetzens kommen alsbald zur Sprache. Heinrich legt Goethe seine Horazübersetzungen vor, liest stundenlang Sophokles mit ihm; eine gemeinsame Durchnahme der griechischen Silbenmasse wird verabredet. In beständigem Staunen war Heinrich während der ersten Wochen, denn Goethe, dieses ehrliche, für seinen Vater nicht eben schmeichelhafte Geständniss legte er den Freunden ab, »eröffnete« ihm »den wahren Sinn für klassische Litteratur.«

Durch die Richtung auf bestimmte Zwecke und durch sofortige Verwerthung des Geleisteten wusste Goethe die Thätigkeit seines Schülers zu steigern. Es ist bekannt, wie lebhaft Goethe am Zustandekommen und Emporblühen der neuen »Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung«, die seit Januar 1804 unter Eichstädts Leitung erschien, betheiligt war. Jetzt kam er Heinrichs Neigung zum Kritisiren entgegen, indem er ihm Recensionen für die Litteraturzeitung auftrug. In diesen Arbeiten suchte er ihn überall zu Klarheit der Vorstellung, Bestimmtheit des Ausdrucks, vor allem aber zu Mass, Milde und Wohlwollen zu leiten. Ein Beispiel dafür bietet sogleich die erste Recension Heinrichs, über des Vaters »Mythologische Briefe«; sie machte Goethe zwar viel Freude, aber er »rechtete« mit dem Verfasser über ein paar Ausdrücke, die er »unfreundlich« und »verächtlich« nennt.[2] Der Hitzköpfigkeit seines Schülers und dessen gelegentlich durchbrechender, grob zufahrender

[1] Auszüge aus Heinrichs Briefen, in der angedeuteten Weise bearbeitet, werden demnächst in Philipp Reclams Universal-Bibliothek erscheinen.

[2] Goethes Briefe XVII, 96 f. An Eichstädt schrieb Goethe: »Die Recension gefällt mir sehr . . . Einige wenige Bitterkeiten wären wohl wegzulöschen« (XVII, 100, 25).

Stammesart, die Goethe einmal kurzweg als »Vossität« bezeichnet,[1] begegnete der Meister stets mit Gelassenheit und liebevoller Mahnung. Er that es um so lieber, als Heinrich sich bildsam und dankbar zeigte. »Voss erzählte mir mit Rührung,« berichtet der Archäologe Welcker,[2] »wie weise und geschickt Goethe ihn, als er über eine böswillige Kritik aufgebracht war, besänftigt und auf alle Erwiederung zu verzichten bewogen habe,[3] und so immer wohlmeinend und edel in seinem Rathe sei.« In späteren Jahren, wo Heinrich, beständig unter den Augen des Vaters arbeitend, Goethes milden Einfluss entbehrte, verfiel er zwar als Recensent bisweilen nur zu sehr in die alte »Vossität«, niemals aber kam ihm in den Sinn, seine plumpen Ausfälle, offen oder versteckt, gegen Goethe zu richten. Riemers Bemerkung,[4] Heinrich habe (1809) in seiner Recension von »Grübels Gedichten« (vielmehr von Grübels »Correspondenz und Briefen«) Goethe »tückisch einen hämischen Streich versetzt,« ist als ungerecht und feindselig zurückzuweisen. Grob freilich und unfreundlich ist jene Besprechung und nur tadelnd, im Gegensatz zu Goethes freundlicher Anerkennung. Es liegt aber keinerlei Grund zu der Annahme vor, dass Heinrich mit ihr Goethe habe verletzen wollen.

Bei der für Voss, Vater und Sohn, wichtigsten Recension der neuen Zeitung, bei der Besprechung der Vossischen Gedichte verbanden sich Meister und Geselle zu gemeinsamer Arbeit. »Einige Stellen habe ich ausgearbeitet,« berichtet Heinrich, »nämlich die über die höheren Stände, und den letzten Theil über Sprache, Rhythmik und Mythologie. — Ein recht originelles und schönes Ding, aber keine Recension, sondern vielmehr ein Gedicht über die Gedichte. — Nur den zweiten Theil haben wir gemeinschaft-

[1] Goethes Tagebücher 1806, 27. August (III, 165).

[2] R. Kekulé, Leben F. G. Welckers, Seite 37 (auch Goethes Gespräche VIII, 293 f.).

[3] Es handelt sich hier um eine heftige Entgegnung Friedrich Asts auf Heinrichs Recension von dessen Sophoklesübersetzung. In der ersten Hitze wollte Heinrich gleichfalls heftig erwidern, Goethe aber belehrte ihn, dass er jenen empfindlicher als durch Leidenschaftlichkeit durch Ruhe treffen werde, und dass man mit dieser allein über den erregten Gegner eine wahrhafte Superiorität gewinne. »Ueberlassen Sie mir die Antwort. . . . Dazu sind wir Alten ja da,« schloss er seinen väterlichen Rath, »dass wir die Jugend vor Unbesonnenheiten warnen; als wir jung waren, machten wir es selbst nicht besser, aber es hat uns Verdriesslichkeiten zugezogen in zahlloser Menge.« Heinrich folgte dem Rath, und Goethe selbst verfasste in wenigen, sachlichen Zeilen die »Antwort des Recensenten.« Vgl. Goethes Werke (Hempel) XXIX, 242 f. und Euphorion, 1. Ergänzungsh. S. 190: L. Geigers Erläuterung zu einem Briefe Arts an Creuzer.

[4] Mittheilungen über Goethe II, 667 Anmerkung.

lich gemacht. Wenn er Dir nicht so scheint wie der erste, so denke daran, dass das Ganze nicht in einem Gusse gemacht ist und dass ich im letzten Theil oft die Feder geführt habe, weil Goethe solche Dinge lieber spricht als hinschreibt. Ich machte es denn, so gut ich konnte, und Goethe übersah dann das Ganze und corrigirte, wo es Noth that.« Das lächerliche Gerede Misswollender, Goethe habe das Ganze gar nicht ernst gemeint, es sei vielmehr ironisch zu verstehen, fand, wenn auch bei den Eltern Voss vielleicht, bei Heinrich nicht im Geringsten Eingang. Der Anblick Goethes an jenem Abend, wo im geselligen Kreise aus der »Luise« gelesen wurde, Goethe aber, von Rührung übermannt, nicht weiter sprechen konnte, seine herzlichen Gespräche unter vier Augen, als sie gemeinschaftlich an der Recension arbeiteten, dies alles gehörte zu Heinrichs heiligsten Erinnerungen, jeder Zweifel an der Aufrichtigkeit von Goethes öffentlichem Lob hätte ihm als ein Frevel erscheinen müssen. Noch zehn Jahre später klagt Heinrich: »Was wirkt heutzutage eine Recension, da nicht einmal Goethes treffliche und fast durchaus treffende Charakteristik meines Vaters[1] den Leuten die Augen geöffnet hat?«

Gewiss hoffte Goethe, dass jene liebevolle Darstellung mitwirken würde, Voss in Jena zu halten. Für die neue Zeitung arbeitete Voss bereits; gleichfalls auf ihn bezog sich ein weit ausschauender Plan Goethes. In einem merkwürdigen kleinen Schriftstück[2] aus dem März 1804 entwickelt dieser seine Gedanken über die Gründung einer »kleinen Societät,« deren Hauptzweck sein sollte: »ein wahrhaft allgemeines deutsches Wörterbuch zusammen zu bringen.« »Unser Voss müsste präsidiren, die Herren Eichstädt, Fernow, Voss, der Sohn, würden sich anschliessen und Schiller und ich nach unserer Weise nicht unwirksam bleiben.« Heinrich hatte dem Vater schon bei dessen Vorarbeiten zu einem ähnlichen Werke geholfen, so war es natürlich, dass Goethe auch für dieses, unausgeführt gebliebene, Unternehmen die Kräfte des jungen Mannes zu nutzen gedachte.

---

[1] Aus dieser Bemerkung geht zugleich hervor, dass Heinrich Goethes Recension ganz richtig auffasste. Goethe hat in ihr auf eine eigentlich ästhetische Würdigung, auf die Beurtheilung des künstlerischen Werthes der Gedichte verzichtet; aber gewiss nicht, wie man gemeint hat (vgl. Herbst, J. H. Voss II, 2, 74—77), aus diplomatischer Klugheit und weil er nun einmal nicht tadeln, sondern anerkennen und loben *wollte*, sondern weil er erkannte: dass für Vossens »Individualpoesie« der rein ästhetische Massstab untauglich ist, und dass man zur Anschauung seines eigenthümlichen Werthes nur durch liebevolle Versenkung in die den Dichter umgebende Natur und durch Darstellung seines menschlich-sittlichen Charakters gelangen kann.

[2] Goethes Briefe XVII, 305 f.

5.

Bedeutungsvoller als in diesen wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen wurde Heinrichs Thätigkeit im Dienste Goethes auf metrischem Gebiet und im Bereich poetischer Uebersetzung.

Goethe schätzte Heinrichs Kenntniss der antiken Versmasse hoch, sowie dessen spätere Uebersetzerarbeiten, und unterliess nicht, wenn er öffentlich oder in Briefen der Verdienste des Vaters dankbar gedachte, auch den Sohn zu nennen.[1] Wie sehr musste der junge Mann sich geehrt und gehoben fühlen, als Goethe ihm eigene Dichtungen zur metrischen Verbesserung übergab. Auch das war ein glücklicher Umstand für Heinrich, dass Goethe gerade damals eine neue Ausgabe seiner Werke vorbereitete. Durch ein heiteres Spiel des Zufalls sollte der Sohn mit Feuereifer an der Ausfeilung und formellen Vollendung jener Dichtung Goethes arbeiten, die der Vater stets nur als eine schwache Nachahmung seiner »Luise« angesehen hat.[2] »Goethe hat mir die Umarbeitung von ‚Hermann und Dorothea' aufgetragen, und ich darf ändern, wo und wie viel ich will. Dazu hat er mir sein Manuskript gegeben, wo die einzelnen Verse so weit von einander abstehen, dass ich viel dazwischen schreiben kann. Ich war anfangs schüchtern dabei, doch nun habe ich, da er es nicht anders haben will, auch toll hineincorrigirt.« Das Letztere wird Niemand leugnen, der einen Blick in die Handschrift gethan hat. Heinrichs Aenderungen sind aber, wie es scheint, bei den späteren Ausgaben gänzlich unberücksichtigt ge-

---

[1] An das von Goethe in den Tag- und Jahresheften 1806 und in seinem Briefe an Heinrich vom 22. Juli 1821 (G.-J. V, 87 f.) Ausgesprochene schliesst sich folgende briefliche Aeusserung Heinrichs vom 12. Juli 1822 über einen Besuch des Freiherrn Otto Christoph von Budberg: »Er kündigte sich sogleich an als einen Uebersetzer der alemannischen Gedichte ins Hochdeutsche und las mir einen Brief von Goethe vor, der ihm die gereimten Gedichte corrigirt zurückschickt und ihn mit den hexametrischen an mich verweiset als den, nächst seinem Vater, vorzüglichsten und geistreichsten Kenner der griechischen Silbenmasse.« — Beiläufig sei hier erwähnt, dass Goethes eben citirter Brief an Heinrich, in dessen an Abeken gesandter Abschrift folgende Abweichungen von dem Druck im Jahrbuch zeigt: S. 87, Zeile 17 »lieben« statt »Herrn«, Z. 23 nach »wir« folgt »daher«; S. 88, Z. 6 »Unwollenden« statt des unverständlichen »Umrollenden«, Z. 9 fehlt »wenigstens«.

[2] Heinrich theilte, wie immer, die Ansicht des Vaters. Vgl. das merkwürdige Zeugniss Abekens in dessen »Erinnerungen« S. 32 (herausgegeben von A. Heuermann in der Festschrift zur 300jähr. Jubelfeier des Raths-Gymnasiums zu Osnabrück 1895).

blieben,[1] auch nicht, wie Goethe beabsichtigte, einer gemeinsamen Durchprüfung unterworfen worden. Heinrich vermuthete, dass ihm zu gleichem Zweck auch der »Reineke Fuchs« würde anvertraut werden; wenn es geschah, so kam es doch zu keiner Durchsicht; das Manuskript des Gedichts enthält keinerlei Aenderungen von Heinrichs Hand. Dagegen weist die Handschrift der »Achilleïs« eine grosse Zahl von Correcturen auf, die zweifellos von Heinrich herrühren, obgleich dieser nicht nur nirgends etwas davon erwähnt,[2] sondern geradezu schreibt: »Ausser ‚Hermann und Dorothea' habe ich nichts durchgesehen.« Dieser Irrthum ist um so auffallender, als Heinrich im Allgemeinen über seine Thätigkeit mit behaglicher, von Selbstgefälligkeit nicht immer freier, Breite berichtet. Und gewiss begrüsste er doch die »Achilleïs«, als sie 1808 im zehnten Bande der neuen Ausgabe erschien, mit besonderer Freude, denn in dieser Dichtung hat der Meister thatsächlich einige Aenderungen seines Schülers angenommen. Sogleich der erste Hexameter ist in der Wortfolge zur Hälfte Heinrichs Werk. Goethe schrieb ursprünglich:

»Hoch zu Flammen entbrannte noch einmal die mächtige Lohe«

und änderte nach dem Vorschlage Heinrichs:

»Hoch zu Flammen entbrannte die mächtige Lohe noch einmal.«

Nicht selten geht aus der ersten Fassung und Heinrichs Verbesserung ein Drittes hervor, z. B. in Vers 494, der anfänglich lautete:

(Steuernd gelangt er hieher und zeigt den Hügel von ferne)
»Den Gesellen und fragt, was hier wohl das Zeichen bedeute?«

Heinrich strich das »wohl« und begann: »Seinen Genossen«; jenes acceptirte Goethe, von diesem nahm er, seiner Vorliebe für das Wort »Geselle« treu, nur »Seinen« auf und schrieb endgültig:

»Seinen Gesellen und fragt, was hier das Zeichen bedeute.«

---

[1] Endgültig kann hierüber nur von dem Herausgeber in der Weimarer Goethe-Ausgabe berichtet werden. Vgl. H. Schreyer, Goethes Arbeit an ‚H. u. D.' (G.-J. X, 197 f.) und Heinrichs Brief an Goethe vom 31. Juli 1805 (G.-J. V, 48).

[2] Heinrich schreibt allerdings einmal, Goethe habe ihm noch »andere Sachen« (ausser »H. u. D.«) zur metrischen Durchsicht gegeben; zu diesen gehörte also offenbar die »Achilleïs«.

Besonders interessant ist Vers 471, wo Heinrich das Richtige fühlte, aber das kühne »bläulich« nicht wagte. Er corrigirte das ursprüngliche:

»Warlich! versetzte darauf die Göttin mit blauen Augen«

in:

»Warlich! versetzte darauf die — — blickende Göttin.«

Es ist hier nicht der Ort, Goethes Verhalten zu Heinrichs Aenderungen eingehend zu besprechen und diese selbst zu charakterisiren; nur die Thatsache, dass Goethe bei der endgültigen Gestaltung eigener Dichtung seinem jungen Freunde Rath und Stimme eingeräumt hat, musste hervorgehoben und durch einige Beispiele veranschaulicht werden.

Auch für seine poetische Uebersetzerarbeit fand Heinrich die fruchtbare Anregung in Weimar. Er hatte Goethe und Schiller als Probestück seiner Fähigkeit den ersten Aufzug von Shakespeares »Richard III.« vorgelegt. Diese Uebersetzung, insbesondere die wohlgelungene Traumerzählung des Herzogs von Clarence veranlasste beide Dichter, ihm die Verdeutschung des »Othello« aufzutragen. Heinrich löste diese erste, grössere Aufgabe zur Zufriedenheit der Meister. Schiller ging das Ganze gemeinschaftlich mit Heinrich durch, bearbeitete es für die Bühne und empfahl das Stück als »eine verdienstliche Arbeit« an Iffland.[1] In der Freude über das Gelingen hatte Heinrich zu Schiller gesagt: wenn der »Othello« aufgeführt würde, wollte er sich »nicht wie sonst unter den gemeinen Pöbel unten hinsetzen, sondern oben erscheinen, wo er wäre«; als am 8. Juni 1805 die erste Aufführung stattfand, schrieb er den Freunden: »Ich habe mich vormals darauf gefreut als ein Kind zum heiligen Christ, aber jetzt ist es mir sehr gleichgültig, oder vielmehr traurig, denn ich soll ihn ohne Schillern sehn.« Ausser »Othello« gehen von Heinrichs Shakespeare-Uebertragungen unmittelbar auf Goethes und Schillers Anregung noch diejenigen von »König Lear« und »Heinrich IV.« zurück.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, in wie mannigfacher Weise Heinrich unter den Augen der beiden Männer seine Kräfte zu üben Gelegenheit fand. Aber seine Natur war so geartet, dass der Hauptgewinn dieses Verkehrs für ihn nicht im Aesthetischen, Poetischen oder Wissenschaftlichen lag, sondern im Sittlichen und rein Menschlichen.

---

[1] Vgl. Heinrichs Vorrede zum »Othello« (erschienen 1806) und Schillers Brief vom 12. April 1805 an Iffland (J. V. Teichmann, Liter. Nachlass S. 233).

6.

Heinrich fand im Verkehr mit Goethe und Schiller einen seiner wichtigsten Glaubensartikel, die »ewige, unerschütterlich feste Wahrheit« bestätigt: dass der wahrhaft grosse Künstler stets zugleich ein grosser und guter Mensch ist. Seine Begeisterung galt vor allem dem edlen, schlichten Menschenthum der beiden Dichter, er betrachtete sie in erster Linie als sittliche Vorbilder, »durch die es ihm leicht gemacht werde, gut zu sein und immer vollkommener zu werden,« deren Beispiel und Aufmunterung ihn zu dem mache, »was er allein nicht hätte werden können.«

In Goethe erblickte Heinrich von Anfang an seinen Erzieher und Lehrer, seinen geistigen Vater. Ihm verdankte er nicht nur seine äussere Existenz, die Anstellung in Weimar, für ihn arbeitete er und genoss in ungezählten Stunden seine liebevolle Belehrung. Besondern Eindruck machte auf ihn die Deutlichkeit und Anschaulichkeit von Goethes Rede, die Tiefe seiner Betrachtungen. »Kein Mensch dringt so auf Klarheit der Vorstellung, wie Goethe. — Goethe hat überall die hellsten Blicke. — Was Goethes Gespräche so lehrreich und interessant macht, welchen Gegenstand er auch berührt, ist das Allgemeine, was allem, auch dem Speciellsten seiner Rede zu Grunde liegt. — Goethe ist das wahre Gegenspiel von aller abstrakten Weisheit. Ich möchte Goethe den popularsten Philosophen nennen, der uns auch bei den geringfügigsten Gegenständen wahre Weisheit in die Seele redet.« Bewunderungswürdig erschien ihm Goethes Gerechtigkeit und Ruhe in Beurtheilung der Menschen, er kam ihm darin vor wie der leidenschaftslos betrachtende Naturforscher. »Nie sind Goethes Forderungen an die einzelnen Menschen unbillig, sie richten sich nach der Fähigkeit jedes Subjektes. Jedes Talent ehrt Goethe, jede mechanische Fertigkeit, jedes Streben zum Besseren unterstützt er nach Kräften. Wer nach Selbständigkeit ringt und ausbildet, was in ihm auszubilden ist, den liebt er. — Wie kämen wir schwachen Kinder des Staubes auch sonst neben ihm zurecht, wenn er diese schonende und liebreiche Maxime nicht hätte?« Das Gefühl seiner Inferiorität dem Meister gegenüber hinderte Heinrich aber nicht, ihm jeden Zweifel, jede Sorge vertrauensvoll vorzutragen. »Als . . . sich alles vereinigte, mich von Weimar weg nach Würzburg ziehn zu wollen, da fand ich nirgends Trost, so lang ich auf meinem Zimmer war. Jedesmal aber, wenn ich zu Goethe kam und ihm mein ganzes Herz (selbst alle Schwächen meiner Innerlichkeit) wie einem Beichtvater ausschüttete, so ging ich wie

mit neuem Muth gekräftigt in meine Einsamkeit zurück.... Ich kann wohl sagen, dass mich Goethe in den Tagen wie neu geschaffen hat. Er hat manche Schwäche von mir bei der Gelegenheit erfahren, weil ich ihm auch gar nichts verhehlen *wollte*. Meine Offenheit hat mich hinterdrein auch nicht eine Minute lang gereut. Ich kann im *eigentlichsten* Sinne sagen, dass mir Goethe alle meine Sünden[1] vergeben hat, oder ich mir selber, dadurch dass ich sie ihm mitgetheilt habe, und ohne dies letztere hätte ich mich selber verzehrt.« »Es ist Himmelswonne«, ruft er den Freunden begeistert zu, »von einem Goethe geleitet zum Besseren geführt zu werden.« Als Höchstes verehrte Heinrich an Goethe »das Unnennbare, das durch ihn in die Herzen dringt und mit Worten nicht ausgesprochen werden kann.« »Ich denke auch nie über ihn, ich fühle ihn nur; aber mein Herz sagt mir Alles über ihn.«

Doch dieses Herz war nur allzu gefühlig und verhätschelt, es fühlte sich glücklich in seiner Schwäche. »Ich freue mich, dass ich manchmal müde werden *kann* und mich dann an einen Stab lehnen und ausruhen kann; der Gedanke thut mir wohl, wenn es auch nicht dazu kommt. — Es gehört ein gewisser Grad von — wie soll ichs nennen? — Abhängigkeit, freier Unterordnung einer edlen Leitung zu meinem Bedürfnisse, wie physisch der Kaffee und eine Pfeife. — Ich werde vielleicht mein Lebelang in dieser Hinsicht unmündig bleiben und es wird dann mein Schade nicht sein.« In der That blieb er es, doch zu seinem grossen Schaden. Hier ist nichts, aber auch gar nichts von jenem gesunden, kräftigen Jünglingswillen, der seinen Helden wählt, »dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet.«

Wie konnte Heinrich, wenn sein Enthusiasmus für Goethe mehr war als ein Strohfeuer, wenn der seelenstärkende Einfluss Goethes, den er so häufig rühmt, nicht bloss auf dem Papier seiner Briefe stand, wie konnte er, bei der Innigkeit des Verhältnisses zu seinen Eltern, dulden, dass diese in Jena und später Goethe häufig so falsch, ja hart und bitter beurtheilten? musste er nicht alles daran setzen, die Missverständnisse zu beseitigen, die Verstimmungen zu mildern? war es nicht eine schöne Aufgabe, zwischen so geliebten Personen der Vermittler zu werden? Aber Heinrichs an sich geringe Kraft der Selbstbestimmung wurde durch diese Missverhältnisse gänzlich paralysirt, er hatte nur Seufzer, wehmüthige Blicke, Händedruck und Thränen.

[1] Welche »Sünden«? — Der Widerspruch gegen die Eltern erschien dem an innigste Uebereinstimmung gewöhnten Sohne als »Sünde« und stürzte ihn in verzehrende Gewissensqualen.

Wie zartfühlend und schonend Goethe seinerseits das »gute Vosschen« (so liebte er Heinrich zu nennen) behandelte, wie er es ihn nie entgelten liess, wenn der alte Voss ihm Verdruss bereitete, zeigt ein Umstand besonders deutlich, der, weil er leicht übersehen werden kann, hier Erwähnung verdient. Goethe war über Vossens Absicht, nach Heidelberg zu gehen, von diesem selbst Ende April 1805 brieflich benachrichtigt worden, ohne dass Heinrich, der nie vermocht hätte, Goethe den Willen seines Vaters mitzutheilen, von diesem Briefe wusste (s. oben S. 58 ff.) Doch musste Heinrich gewärtig sein, dass Goethe auf irgend einem Wege von der Sache erführe. Bald darauf starb Schiller. Heinrich konnte lange Zeit nicht die Kraft finden, vor Goethes Augen zu erscheinen. Selbst auf das Tiefste erschüttert, dachte er an Goethes Zustand bei Schillers Verlust, zugleich aber schlug ihm das Herz in peinlicher Furcht, ob Goethe von des Vaters Plan schon unterrichtet sein, und wie er diesen aufnehmen möchte. »Drei Tagelang bin ich ihm ausgewichen,« schreibt Heinrich, »ich weiss nicht wie, aber mir graute und bangte vor seinem Anblick! Auch er hat an die Vulpius gesagt, er wollte, dass er mich erst wiedergesehn hätte. Er hat mir herzliche Worte durch seinen August sagen und mich mehrmals zu sich bitten lassen.« Es »graute« Heinrich, denn er ahnte dunkel jene leidenschaftliche Scene im Park voraus, wo Goethe sich heftig über den Weggang seines Vaters aussprach; Goethe andrerseits vermuthete Heinrich mit Recht in der trostlosesten Gemüthsverfassung, darum sagte er zu Christiane, er wollte, dass er ihn erst wiedergesehn hätte; darum liess er, den Verzagten zu ermuthigen und seiner fortdauernden Liebe zu versichern, durch August ihn wiederholt zu sich bitten. In dergleichen unscheinbaren Zügen offenbart sich Goethes Zartgefühl auf das Schönste. —

Heinrich zeigt in seinen Mittheilungen wohl bisweilen Blick für das Wesentliche in Goethes Gesprächen, aber es fehlt ihm die Fähigkeit, das Vernommene klar und schlicht wiederzugeben. Meist schildert er nur die eigenen Gefühle, selten gibt er in einem ruhigen Bericht Goethes Worte. Fast jeder seiner Briefe bietet dafür Beispiele. Eines Nachmittags war Heinrich viele Stunden mit Goethe allein: »Da war er so recht behaglich gestimmt. Es war etwas unendlich Schönes und Edles, was seinen Reden zu Grunde lag; alles, worüber er sprach, trug das Gepräge davon. Er sprach einmal von der Peterskirche, und nie hörte ich über irgend einen Gegenstand so eindringend und schön reden. Mir wurde recht wohl und weh ums Herz; ich habe meinen Blick nicht von ihm gewandt; es war mir, als müsste ich

mich immer recht fest an ihn schmiegen.«[1] Ein andermal erzählt Heinrich, Goethe habe über Gott und Unsterblichkeit gesprochen; er beschreibt wohl den unbeweglichen, vom Irdischen weggewandten Blick des Dichters, die Ruhe seines ganzen Körpers, die innere Erregung, aber das eigentlich Interessante und Wesentliche: was Goethe denn über Gott und Unsterblichkeit gesagt hat, erfahren wir leider nicht. Und doch rühmt Heinrich sich mit naiver Selbstgefälligkeit, Goethes »ὑποφήτης« zu sein, ein Verkündiger und Deuter göttlicher Aussprüche!

Es war Heinrich versagt, Goethes Bild im höheren, geistigen Sinne, wenn auch nur in diesem oder jenem Zuge, festzuhalten. Seiner angeborenen Fähigkeit und Neigung, seiner Gewohnheit folgend, sah er Goethe und dessen Umgebung wesentlich unter dem Gesichtspunkt der Vossischen Idyllen- und Biedermannspoesie. »Morgens beim Aufstehen, wenn ich zur Tasse Kaffee eine Pfeife rauche, denke ich fast immer an Goethe oder an meine Eltern« — und im Behagen dieser Genüsse schilderte Heinrich dann nach seiner Weise den Meister und sein Leben mit ihm. Goethes häusliche Existenz nahm er mit liebevollem Blick wahr. Wie der Dichter in seiner Lesegesellschaft präsidirt, wie er Heinrich in einer anmuthigscherzhaften Mittagscene durch August das Doctordiplom überreichen lässt, wie er mit Christiane verkehrt, mit Schauspielerinnen scherzt, wie er sich am Abend im Hauskleide mit seinem andächtigen Schüler unterhält; kurz, aus Goethes alltäglichem Leben weiss Heinrich Manches anziehend zu berichten, manchen Bericht zu einem freundlichen Idyllion abzurunden.

Und dies ist in noch viel höherem Masse bei den Schilderungen der Fall, die Heinrich von dem andern der »beiden grossen Lieblinge seines Herzens« entwirft. Sein Verhältniss zu Schiller war von vornherein ein anderes, mehr freundschaftlichgeselliges. Heinrich sah Schiller wohl eben so häufig, wie Goethe, aber weniger allein, nicht als Schüler und Lernender. In Stunden der Erholung, wenn der Dichter sich den Seinigen widmete, erschien Heinrich und nahm Theil an der Herzlichkeit dieses glücklichen Familienkreises; er war Schillers Begleiter bei Festlichkeiten und Maskeraden; hier mit fröhlichen Genossen, um Schiller, als ihren »Trinkkönig« herum zu sitzen, zu zechen und sich zu begeistern für den »kindlich frohen, grossen Mann,« das

[1] Die Beweiskraft dieses Beispiels wird dadurch nicht vermindert, dass Heinrich in einem anderen, gleichzeitigen Briefe einige von Goethe über die Geschichte der Peterskirche gemachte Angaben erwähnt.

war seine höchste Lust. Zwar sei auch Goethe ein Freund von Heiterkeit, Gelächter und Spass, schreibt Heinrich, »Das ungezwungenste Benehmen ist ihm das liebste. Und doch ist er dann bei aller Laune und gutherzigen Fröhlichkeit so, dass man nie vergessen kann, dass man in Goethes Nähe ist, nie sich geneigt fühlt, auch nur die weiteste Grenze der Ehrfurcht zu überschreiten. Mir ist, auch wenn ich am freisten und offensten gegen ihn bin, immer zu Muthe, wie im Shakespeare irgendwo steht: ,Wenn die Sonne scheint, so mögen die Mücken in ihren Strahlen spielen; aber wenn sie sich verbirgt, muss alles zu Loche kriechen'.[1] — Mit Schiller geht es mir anders; da kann ich das Gefühl der frommen Ehrfurcht (missverstehe mich ja nicht) mitunter aufgeben. Ich kann manchmal Schiller vergessen, und den fröhlichen Menschen allein sehen. Er kommt mir eher vor wie unser einer. Goethe ist mir wie ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man sich schon etwas herauswagen darf.« »Anmuth und Würde gesellt« schien ihm Schillers Charakter, und in keiner Dichtung drückte sich nach seiner Meinung des Dichters Wesen vollkommener aus als in — dem Lied »An die Freude.« »Die menschliche Seite war an diesem Göttlichen die göttlichste,« Schiller, der Gatte, der Familienvater erschien ihm unendlich grösser, bewundernswerther als der Dichter und Schriftsteller. Für das Edle und Milde, für den »Gottesfrieden«, zu dem Schillers Wesen sich in seinen letzten Zeiten hinaufgeläutert hatte, war Heinrichs Gemüth voll empfänglich; als die schönsten Stunden seines Lebens pries er jene einsamen Nächte, die er als treuer Pfleger am Krankenlager des innigst geliebten Mannes durchwachte. In den Schilderungen dieser Nächte offenbart sich auf rührende Weise die ganze Liebenswürdigkeit von Heinrichs Natur. Hier wollen wir dankbar seinen auf das Kleine, Unscheinbare, Idyllische gerichteten Sinn verehren, mit dem er ausführlich berichtet: wie er auf Schillers Wunsch durchaus seine Pfeife bei ihm rauchen und sich so stellen musste, dass der Kranke »wenigstens den Dampf davon kostete und so den Vorschmack zu seiner Gesundheit einathmete.« Es bleibt ein ergreifendes, in seiner Art einziges Bild: Schillers bescheidene Stube, im Dämmerschein der nächtlichen Lampe, der Dichter auf dem Sopha liegend, schwer krank, dem Ende nah, erheitert durch die Erzählungen des guten Heinrich, der, vor dem Ofen knieend, im Topfe

[1] Das von Heinrich wiederholt, mit Bezug auf sein Gefühl Goethe gegenüber, citirte Wort findet sich in der (von Heinrich übersetzten) »Komödie der Irrungen« II, 2, 30 f.: ,When the sun shines let foolish gnats make sport, But creep in crannies when he hides his beams'.

rührt, sein altes Talent Chokolade zu kochen nochmals bewährend. — In der Nacht des zwanzigsten Februar (seines Vaters Geburtstag) 1805 wachte Heinrich bei Schiller. »Da trank er meines Vaters Gesundheit in einem viertel Glase Tokayer und ass auch ein Stückchen Kuchen. Wie schön er aber die Nacht schlief, glaubst du nicht. Ich wünschte nichts sehnlicher, als dass er sich selbst betrachten und sich über sich freuen könnte, so ruhig und gesund athmete er. Da legte ich mich auch hin, und zwar zu seinen Füssen, indem ich mir zwei Stühle an sein Sopha rückte und den Kopf auf seine Bettdecke legte.« — Diese Bilder liebevoller Hingebung und Treue lassen vergessen, dass Heinrich von der Bedeutung des Dichters und von den »Riesenschritten«, mit denen dieser »den Kreis des Wollens, des Vollbringens mass,« in seiner naiven Beschränkung so gut wie keine Ahnung hatte.

»Schiller ist mir wie eine in mir festgewurzelte Idee,« bekannte Heinrich nach Schillers Tode. »Er hat auch für mich gelebt, denn er hat mich zu einem besseren, freieren Menschen gemacht; wäre ich wohl einer unwürdigen That fähig, während ich seiner gedenke?« Schillers Leiden und Ende war das erste und blieb das einzige grosse, erschütternde Ereigniss seines Lebens. In seinem Schmerz richtete er den Blick auf den Freund des Heimgegangenen, der auch ihm so nahe stand. »Noch ist *er* da,« schrieb Heinrich, »und für mich mit ihm eine schöne Lebensstunde. Goethe lehrt mich Schillers Verlust zu ertragen.«

7.

Im Allgemeinen erfuhr gewiss weder Goethe noch Schiller eine nennenswerthe ästhetische oder wissenschaftliche Anregung durch Heinrich. Er hatte für sie den Werth eines bescheidenen, strebsamen, dankbar empfänglichen Schülers, und seine guten Fähigkeiten in ihrer Ausbildung zu begünstigen, lag ihnen, schon um seines Vaters willen, am Herzen. Sie freuten sich an der reinen Begeisterung, mit der der andächtige Jünger zu ihnen, wie zu höheren Wesen, aufblickte, und sie liebten ihn, weil er eine gute, treue Seele war. Heinrichs Mutter gedachte oft mit Rührung der herzlichen Worte, die Schiller wiederholt über den Sohn an sie richtete mit dem Zusatz: »Sie sind eine glückliche Mutter!« Charlotte Schiller sagte von Heinrich: »Es ist ein so guter braver Mensch, der einen recht freuen kann; er geht still und emsig seinen Weg fort und treibt sein Geschäft mit Liebe und Eifer.« Nach seinem Tode schrieb sie an die Eltern: »Ihnen Beiden muss ich es aus-

sprechen, wie schmerzlich die Trauerbotschaft mich bewegte! wie ich aufs neue lebendig fühlte, wie mich Dankbarkeit und Freundschaft an den Abgeschiedenen fesselte. Er hat mit mir in den schmerzlichsten Stunden meines Lebens geweint, er war der freundliche Tröster meiner Kinder.« Mit grosser Liebe hingen die Kinder an Heinrich, dem es nicht weniger Freude machte, als jenen, wenn er sie zu Kaffee und Kuchen bei sich hatte, ihnen Bratäpfel bereitete, oder mit ihnen spielte, spazieren ging und Märchen oder vom Vater erzählte.

Indem Goethe seine, von Heinrich wiederholt gepriesene »liebreiche Maxime« auf diesen selbst anwandte: den Menschen nur nach dem zu beurtheilen, was er seinem Wesen nach leisten kann und an Jedem nur die vortheilhaften Seiten aufzusuchen, sah er in seinem »guten Vosschen« vor allem einen liebenswürdigen Hausfreund, der ihm besonders werth wurde dadurch, dass er sich auch zu seiner »kleinen Freundin« und deren Angehörigen wohl zu stellen wusste. Unbefangen, heiter, freundschaftlich verkehrte Heinrich mit Christiane, nahm gern an den Ausflügen der Lebenslustigen Theil, schrieb wohl auch an sie, wie ein munterer Brief nach Lauchstädt beweist, in dem er sie »liebe Freundin« anredet und ausführlich über Christianens Verwandte, über August, Schillers und allerlei Neuigkeiten berichtet. Und wie er Goethe gegen manches Gerücht in seinen Briefen an die Freunde vertheidigt, so tritt er auch wacker und ehrlich für Christiane ein. Bei Gelegenheit von Goethes kirchlicher Trauung, im October 1806, spricht er sich besonders ausführlich aus: »Mir war es rührend, wie Goethe am zweiten Abend nach der Schlacht, als wir um ihn versammelt waren, der Vulpius für ihre Treue in diesen unruhigen Tagen dankte und mit den Worten schloss: ‚So Gott will, sind wir morgen Mittag Mann und Frau.' — Goethes Heirath scheint mir die Frucht von seinem damaligen Gefühl gewesen zu sein, dass auf Erden eine allgemeine Gleichheit eingetreten sei. Er dachte wohl zunächst an die möglichen Wechsel der Dinge und wünschte die versorgt, der er doch so viele Verbindlichkeiten schuldig ist. Die Vulpius mag sein, was sie will, für Goethe hat sie von je her mit beispielloser Treue gewacht, und sie durfte mit Recht Anspruch auf seine Dankbarkeit machen. Auch ist sie ja immer die Mutter seines geliebten Sohnes. Irdische Verhältnisse mögen Goethe bisher abgehalten haben, die Vulpius zu heirathen; aber wann konnten solche Rücksichten weniger Statt finden, als zu der Zeit, wo Alles sich auflösen zu wollen schien. Und welchen Zeitpunkt konnte Goethe bequemer wählen, das zu thun, was er schon lange

hat thun wollen, als zu einer Zeit, wo die Stadtfama mit viel wichtigeren Dingen beschäftigt war, als auf eine solche Kleinigkeit zu merken. Als man sich wieder besinnen konnte, war Goethes Heirath schon etwas Altes und Verjährtes. — Lieber, die Vulpius ist nicht so schlimm, wie Du sie denken magst. Sie ist sinnlich, d. h. auf Vergnügungen ausgehend. Aber so lange ich sie kenne, hat sie nichts gethan, was auch bei dem strengsten Rigoristen ihre Renommée verdächtig machen könnte. Man braucht sie wahrlich nicht zu überschätzen, man lasse ihr nur, was sie hat. Sie ist so schlimm nicht. — Wir haben immer ein gut Leben mit einander geführt.«

Diese gesunden, vorurtheilsfreien Worte stehen im schärfsten Gegensatz zu Ernestinens Aeusserungen, und es bleibt psychologisch merkwürdig, wie die Mutter, mit einem bitterbösen Seitenblick auf Christiane, schreiben konnte:[1] »Goethe ist nicht bestimmt, das Wohlthätige, was herzliche Verbindung geben kann, sich zu eigen zu machen; ich beneide auch seine einsamen Stunden nicht, denn er muss doch manchmal eine dunkle Ahnung davon haben, dass es nicht gut ist, dass der Mensch allein stehe. Ich habe auch keine Sehnsucht nach seiner Nähe; mir ist gottlob die Welt noch nicht wieder so eng gewesen, als in seinen Zimmern!« — während Heinrich, ihr Lieblingskind, in diesen Zimmern, in der Gesellschaft dieses Mannes »Himmelswonne« fühlte.

8.

Mit Schillers Tod und dem Wegzug der Eltern von Jena nach Heidelberg hatte für Heinrich das Weimarische Leben seinen Glanz verloren. Zwar blieb ihm der herzliche Verkehr mit Schillers Wittwe und Kindern, der Umgang mit Goethe, die Berufsthätigkeit; aber die Fäden lockerten sich, und ihre völlige Lösung wäre, wenn unerwartete Ereignisse sie nicht beschleunigt hätten, früher oder später gewiss erfolgt. Goethe wusste sehr wohl, als er prophezeite: auch Heinrich werde ihn verlassen,[2] dass dieser auf die Dauer nicht von den Eltern getrennt zu

[1] An Charlotte Schiller 15. August 1805 (Ch. v. Schiller und ihre Freunde III, 192).

[2] Am 18. Mai 1805 äusserte Goethe gegen Heinrich seinen Unmuth über Vossens Weggang nach Heidelberg. »Abends besuchte ich die Vulpius«, schreibt Heinrich, »die sagte mir, er sei noch auf seinem Zimmer eine Zeitlang bewegt gewesen. Unter anderm hatte er gesagt: ‚Voss wird seinem Vater nach Heidelberg folgen, und auch Riemern wird man über kurz oder lang wegziehn und dann steh' ich ganz allein!'« (Arch. f. Littgesch. XI, 125, auch Goethes Gespräche II, 10).

leben vermochte. Die Briefe der Jahre 1805 bis 1808 zeigen Heinrich in beständigem Schwanken, er wusste nicht, wo seine Heimath war: bei Vater und Mutter in Heidelberg oder in Weimar bei Goethe, dem er nach Schillers Tode wiederholt versichert hatte, »er ginge nicht von ihm, er wollte sein treuer Gefährte bleiben.« Im Spätjahr 1805 war das alte, gichtische Leiden zurückgekehrt, es hatte sich diesmal nach dem Gesicht gezogen, und Heinrich ging, auf Goethes Rath, zur Behandlung seiner kranken Unterlippe über ein Vierteljahr nach Jena, ohne dass bei seiner Rückkehr zu Ostern 1806 eine wesentliche Besserung eingetreten war. Ein Besuch in Heidelberg während der Sommerferien dieses Jahres begeisterte ihn, wie vorauszusehen, über alle Massen. »Meine ganze Sehnsucht,« schreibt er nun, »ist nach dem Ort gerichtet, wo meine Eltern ihre irdische Heimat gefunden haben. — Oft träume ich mir von der Seligkeit, in Heidelberg einmal auf eine würdige Weise zu leben. — So wohl, wie es mir auch in Weimar ist an der Seite meines herrlichen Goethe, ich tauschte dennoch; denn von Goethe muss ich mich bald doch trennen!« Dieses, zum Mindesten unzarte, Wort schrieb Heinrich am 8. October 1806. Nur sechs Tage später brach die Katastrophe herein, in Folge deren er schon nach wenig Wochen den gewünschten »Tausch« vollziehen konnte. Als die Nachricht von der Schlacht bei Jena und den Weimarischen Unglückstagen nach Heidelberg kam, bat Vater Voss in einem bewegten Schreiben Goethe um schleunige Heimsendung des Sohnes.[1]

Das Gymnasium wurde vorerst geschlossen. Die Directorstelle hätte Heinrich seiner Kränklichkeit wegen auch in ruhigen Zeiten nicht bekleiden können. Er schied aus dem Lehrerverbande,[2] verliess Weimar in der ersten Hälfte Novembers und kehrte über Frankfurt, wo er die »alte, herrliche, mitleidige Mama Goethe« durch beruhigende Nachrichten über das Schicksal ihres Sohnes erfreute, in das Elternhaus zurück. Empfangen »fast wie der verlorene Sohn,« nicht nur im leiblichen, auch im geistigen Sinne, denn der Vater hatte seit jenen Tagen, wo Heinrich sich den Würzburger Plänen widersetzte, die Hoffnung fahren

[1] Vgl. den zweiten der oben mitgetheilten Briefe (S. 59).

[2] Ob Goethe, wie der Vater wünschte, den Abschied vom Gymnasium beschleunigt hat, weiss ich nicht. — Ein hierauf bezügliches Schriftstück von Goethes Hand scheint nicht vorhanden. Heinrich kam in zwei Schreiben, einem an das Ministerium vom 1. November 1806, und einem an den Herzog vom 3. November, wegen seiner sich steigernden Kränklichkeit um Entlassung ein. (Gütige Mittheilung des Herrn Dr. Otto Francke in Weimar.)

lassen, den treuen Hülfsarbeiter jemals wieder dauernd um sich zu haben. Schillers Wittwe einen Abschiedsbesuch zu machen, hatte Heinrich sich nicht stark genug gefühlt. »Der Abschied von Goethe ist mir schwer geworden, und auch ihm, dem guten Vater, wie sein gerührter Blick und der letzte Kuss, den er mir auf die Backe drückte, mir versichert haben. Ich weiss, er hat mich ungern verloren; er hat es mir selber gesagt, und die Thränen traten ihm in die Augen. Es musste aber geschieden sein.« — Und nun, nachdem der erste Jubel der Wiedervereinigung mit den Eltern in der freundlichen Gewohnheit des Beisammenseins verklungen war, tritt ein starker Rückschlag ein, die Sehnsucht nach dem Vergangenen, das Gefühl eines unersetzlichen Verlustes wird lebendig. Schon im Februar 1807 schreibt Heinrich: »Was ich hier Gutes habe, es ist ein Gut für sich, und kein Ersatz für das Verlorene.« Ehrlich bekennt er: »Der Umgang mit meinen Eltern ist mir viel werth; aber als Ersatz für das was ich in Weimar und Jena verloren, sehe ich ihn doch nicht an.« Die Erinnerung an die vergangene Zeit wurde neu belebt, als im April 1808 Goethes Sohn nach Heidelberg kam, um dort einige Semester zu studieren. »Schon oft habe ich mich zurückgewünscht,« klagt Heinrich jetzt, »Weimar mit Jena erregen in mir Vaterlandsempfindungen. Nicht freiwillig bin ich weggegangen, sondern mich hat das Schicksal weggetrieben — —. Im Jahre 1804, als Schiller noch lebte, als meine Eltern noch in Jena wohnten, hatte ich keine Wünsche — ‚Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder' — mein Lebensmai blühte im Jahre 1804. Wenn ich auch hier noch einmal so recht von Herzen glücklich werde, so bleibt es doch immer ein hartes Geschick, das mich aus meinem mütterlichen Boden entwurzelt hat.« Erst ganz allmählig linderten und lösten sich diese Schmerzen in eifriger Arbeit und in der Pflege neuer Beziehungen.

Noch viermal sah Heinrich Goethe wieder: in Weimar im April 1811, im Herbst 1814 und 1815 bei Goethes Anwesenheit in Heidelberg, zuletzt im Frühling 1817 in Jena. Auch von diesen Tagen hat er den Freunden in seinen Briefen erzählt. Ein langer Bericht über das letzte Beisammensein schliesst mit den Worten: »Goethe war so heiter wie je, so lieb und so weimarisch zutraulich, . . . Mich freut das über Alles. Das war der letzte Nachhall meiner weimarischen Freuden.« Diese späteren Beziehungen im Einzelnen zn verfolgen, ist für den gegenwärtigen Zweck von keinem Belang, da sich aus ihnen wesentlich neue Züge für die Charakteristik Heinrichs nicht gewinnen lassen. Es ist schon erwähnt, dass Heinrich mit den Jahren und mit

zunehmender Kränklichkeit immer mehr dem übermächtigen Einfluss der Eltern erlag. Deutlich zeigt sich dieser Einfluss in seinen Briefen, deren Urtheile häufig genug nur die Vossische Haus- und Familienmeinung formuliren. So geben auch die von Heidelberg aus geschriebenen Aeusserungen über Goethe meist, mit der Treue des Barometers, die jeweiligen Stimmungen der Eltern wieder, während die Briefe, welche Heinrich auf der Reise, von Thüringen aus, schrieb, stets in den alten vollen Ton der Liebe und Verehrung einstimmen. Die Zahl der Briefe an Goethe selbst ist, für Heinrichs Schreibseligkeit, nicht gross;[1] das hatte seinen Grund bisweilen wohl, wie Heinrich sich einmal ausdrückt, in dem »leisen Gefühl, dass nur der Heitere und Gesunde dem Priester der Natur und der Gottheit nahen dürfe«; aber es waren zugleich im Laufe der Jahre andere Männer in den Vordergrund der Verehrung getreten — Truchsess, Ernst Wagner, Jean Paul — und der Briefwechsel mit diesen nahm seine freie Zeit in Anspruch. Immerhin beweisen die Briefe an Goethe, mit denen an Charlotte Schiller, zur Genüge, dass Heinrich nie vergass, was jene beiden Grossen ihm gewesen waren.

9.

Die Mängel der Vossischen Mittheilungen, die Schwächen seiner Individualität rückhaltlos auszusprechen, schien um so mehr Pflicht, als bis heute von Heinrich ein Wort gilt, das dieser nach seinem ersten längeren Besuch in Weimar aussprach: »Die Leute hatten — Gott weiss wodurch! — eine zu vortheilhafte Meinung von mir.« Der Hauptmangel besteht darin, dass Heinrich uns so gut wie gar keine Nachrichten von dem inneren Leben beider Männer gibt, vom Werden, Zusammenhang und Sinn ihrer Werke, von ihren Gedanken über die Welt, über Natur und Menschen, über die Kunst; in den wenigen Fällen, wo es geschieht, vermisst man Bestimmtheit des Ausdrucks, Tiefe der Auffassung. Meist schildert er nur, in allgemeinen, überschwänglichen Ausdrücken und Ausrufen (wie »herrlich, selig — Gott! o Himmel!«) die eigenen Gefühle. So fremd Heinrich, obschon er zwei Jahre hindurch mit Goethe, eines mit Schiller fast täglich verkehrte, in der geistigen Werkstatt Beider blieb, so heimisch wurde er in ihrer Familien- und Kinderstube. Hier hielt er sich am liebsten auf, als guter Geselle in gesunden und kranken Tagen. Im Hauskleid,

[1] 14 Briefe in 16 Jahren, der letzte wenige Monate vor Heinrichs Tode, am 15. Juli 1822 geschrieben.

essend und trinkend, umgeben von ihren Angehörigen, im behaglichen Geplauder erschienen Goethe und Schiller dem Sohne des Idyllendichters am grössten und verehrungswürdigsten. In seinen Mittheilungen über sie ist genau so viel von Speise und Trank die Rede, wie in Vossens Gedichten. Marzipan und Persico, Rindfleisch und Sellerie, Goethes »über der Schulter ein klein wenig zerrissene Nachtjacke« und Schillers »perpetuirliches Schnupftabakfleckchen unter der Nase« — nichts von alle dem bleibt unerwähnt, und man sehnt sich aus dieser Stubenluft und Idyllität oft genug hinaus ins weite Land.

Zweierlei aber müssen wir bedenken. Erstlich schrieb Heinrich seine Briefe gar nicht für die Oeffentlichkeit, er betrachtete sie vielmehr als intime Mittheilungen an vertrauteste Freunde, selbst vor den Eltern hielt er sie geheim, bat auch die Empfänger wiederholt um Verschwiegenheit. Schwerlich würde er die Herausgabe gebilligt, jedenfalls Manches gestrichen haben, was die Herausgeber, allzu pietätvoll, stehen liessen. Zum Andern war Heinrich beiden Dichtern lieb und werth, trotz all seiner Schwächen, die von ihnen gewiss deutlich erkannt wurden; sie urtheilten milde und erfreuten sich seines ehrlichen Willens zum Guten. So soll auch bei uns Heinrichs Andenken immer in Ehren bleiben. Ich möchte sogar glauben, dass in weiteren Kreisen seine anspruchslosen Schilderungen, gerade weil ihr Gegenstand vorwiegend das Haus- und Familienleben beider Dichter ist, gerade weil sie so stark mit den persönlichen Empfindungen des Verfassers durchsetzt sind, manches auch heute noch verbreitete Vorurtheil zu beseitigen vermöchten. Aber auch die, welche längst wissen, wie einfach und herzlich Goethe und Schiller im Kreise der Ihrigen waren, wie sie dem Ideal ihrer Dichtung: reiner, schöner Menschlichkeit, auch im Alltäglichen des Lebens nahe kamen, werden dem jungen Voss dankbar bleiben für seine treugemeinten Berichte und Goethes Urtheil über Heinrich bestätigen: »Das ist ein lieber kindlicher Mensch.«

2.

J. P. Eckermann.

Von

Richard M. Meyer.

Es liegt in der »genialen Normalität« von Goethes Wesen begründet, dass fast Alles, was ihm begegnete, uns als nothwendig erscheint. Seit er sich zu voller Klarheit durchgerungen, seitdem er ein rein erkanntes Ziel mit unbeugsamer Festigkeit verfolgt, scheint das Schicksal eher seinen Winken zu gehorchen als ihm Befehle zu ertheilen. Dass er den Ruf nach Weimar nicht angenommen hätte, können wir uns noch vorstellen; von da ab scheint aber alles wie in einem streng motivirten Drama aus dem Charakter des Helden mit Nothwendigkeit zu fliessen. Er muss sich in die Naturwissenschaft vertiefen, er muss nach Italien fliehen, er muss weit hinein leben in eine neue Zeit. Es müssen ihm, Jeder zur rechten Zeit, Frau von Stein, Schiller, Eckermann begegnen. Wir meinen fast, jedes wichtigere Ereigniss seiner zweiten Lebenshälfte von vornherein bestimmen zu können. Und beschränken wir uns dabei auf die Hauptzüge, so ist dieser Eindruck keineswegs unberechtigt: er hatte gelernt, das Glück zu ergreifen, und das Glück ist immer da. Aber im Einzelnen bleibt natürlich dem unberechenbaren Wirrniss menschlicher Schicksale Raum genug, um auch in diese geordnetste aller Existenzen einzugreifen. Wie sich Verdienst und Glück verketten, das zeigt kaum eine That-

sache in Goethes Leben so anschaulich wie seine Eroberung Eckermanns.

Beim ersten Hinblick hat man hier geradezu den Eindruck des Wunders. Im Mai 1823 schickt ein dreissigjähriger Dichter aus dem Hannöverschen, Autodidakt, arm, ohne Gönner und Beziehungen, seine Gedichte und ein Werk theoretischen Inhalts an Goethe. Es sind »theoretische Aufsätze, von denen er hofft, dass sie besonders bei jungen Talenten nicht allein zur Hervorbringung, sondern auch zur Beurtheilung dichterischer Werke beitragen würden;« so charakterisirt Eckermann selbst seine »Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe.« Der junge Autor erlebt darauf die grosse Freude, »nicht allein von Goethe einige schriftliche Worte zu erhalten, sondern auch von Reisenden zu hören, dass er von mir eine gute Meinung habe und in den Heften von »Kunst und Alterthum« meiner gedenken wolle.« Nun hält nichts den begeisterten Verehrer Goethes länger zurück. Am 10. Juni 1823 kommt er zu Goethe. Der Meister empfängt ihn sehr freundlich: »Ich komme eben von Ihnen her; ich habe den ganzen Morgen in Ihrer Schrift gelesen; sie bedarf keiner Empfehlung, sie empfiehlt sich selber.« Er will sofort an Cotta schreiben, um ihm das Manuscript zu empfehlen. Am folgenden Tag wird Eckermann zu Goethe geladen und sofort bringt dieser ihm zwei dicke Bücher, die »Frankfurter Gelehrten Anzeigen«, Jahrgang 1772 und 1773, die er kaum durch Max Jacobi erhalten, und beauftragt den Gast, sie auf Goethes Antheil und auf ihre erneute Verwendbarkeit durchzusehen. Am 16. Juni erhält Eckermann ferner die ersten elf Hefte von »Kunst und Alterthum«, um darüber ein raisonnirendes Inhaltsverzeichniss anzufertigen. Mit diesen beiden Aufgaben wird er nach Jena geschickt; Cottas Honorar trägt die Kosten seines Aufenthalts. — Die Arbeit ist fertig, der Druck der »Beiträge« fast vollendet; Eckermann will eine Erholungsreise an den Rhein machen und dann der Ausarbeitung zahlreicher poetischer Pläne leben. Am 15. September 1823 tritt er vor den Meister, der aus Marienbad ihn schon schriftlich begrüsst hatte. »Ich muss gerade heraussagen,« beginnt Goethe sofort »nach einem beiderseitigen fröhlichen Begrüssen,« »ich wünsche, dass Sie diesen Winter bei mir in Weimar bleiben.« Er motivirt das damit, dass der junge Autor sich in seiner Nähe am raschesten (wie er 1798 an Voigt über Schelling geschrieben hatte) »mit dem Detail der Erfahrung immer mehr und mehr bekannt machen« könne (Briefe 13, 189). Eckermann gehorcht und ist nicht wieder losgekommen. Er blieb in Weimar; seine poetischen Pläne

zerflossen, und ein Bändchen »Gedichte«, das 1838 erschien, zeigt, dass auch seine poetische Kraft zerflossen war. Sein Leben ging darin auf, Goethe zu hören und sein unvergleichliches Gespräch auf die Nachwelt zu bringen.

Gewiss haben wir ihn hierüber nicht zu beklagen. Seine Gedichte hätten ihn so wenig berühmt gemacht wie Riemer — immerhin ein grösseres Talent — durch die seinen bekannt geworden ist. Dagegen hat er als Sammler und Herausgeber der »Gespräche« den unsterblichen Dank der Nation geerntet. Er hat damit seinen innersten Beruf erfüllt. Wie Düntzer (Eckermanns Gespräche mit Goethe I, xx) müssen auch wir die vortrefflichen Worte Weisses citiren: »Wir haben in Eckermann einen der seltenen Fälle, wo die vollständige Versenkung eines angeborenen Talents in einen fremden Geist, die durchgängige Nachbildung der Art und Weise, des Stiles und der Formen dieses Geistes als die Naturbestimmung, als der eigentliche Beruf des Individuums erscheint, und ohne allen fühlbaren Nachtheil für dessen Geistes- und Gemüthslagen, für die Treue und Redlichkeit seines Denkens, Thuns und Schaffens erfolgen kann.« Gewiss gab es Momente, in denen Eckermann sein Leben als verfehlt ansah und statt der lediglich empfangenden Thätigkeit eine selbständige Production vor sich gebracht zu haben wünschte; im Grund war er sich selbst über seine Lebensaufgabe klar. Aber das hatte er erst nach jahrelanger Uebung erreicht; wie Goethe auf den ersten Blick Eckermanns Mission erkennt, ihn an sich fesselt, ihn in seinen Lebensberuf hereinzwingt — das ist das Wunderbare. Dass ein grosser Geist andere Geister anzieht, hatte er oft bewiesen — dass er sie festzuhalten weiss, eigentlich nur an Schiller. Und hier gelingt es ihm, einen Autodidakten zum willigsten Schüler zu machen, da sonst Niemand eigenwilliger einer stetigen Lehre widerstrebt, als diese Leute; gelingt es ihm, einen Dichter von der Pflege seiner Pläne abzubringen, während sonst jeder Dichter diese für das Wichtigste in der Welt hält und bei jeder Störung jammert, »man habe den grössten Palast zerstört.«

Dabei war die Constellation 1823 keineswegs auch nur für den Jünger unbedingt günstig. Goethe kam damals den jüngeren Dichtern von vornherein nicht allzu wohlwollend entgegen; und gerade erst 1821 hatte Tiecks Ausgabe von Kleists Nachlass seinen lebhaften »Schauder und Abscheu« vor allzu selbstwilligen jungen Talenten erneuert. Denn gerade gegen das »Autochthonisch-Autodidaktische« hegte er ein entschiedenes Misstrauen; es regnet in diesen Jahren Aussprüche gegen die »Originale«, wogegen an Naturdichtern wie Fürnstein (1823; Hempel 29, 405 f.) gerade

die Anpassung an die nächste Umgebung gelobt wird. Und Eckermann war nicht bloss junger Dichter und Autodidakt, sondern er stellte überdies in seinen Beiträgen (S. 247) Christus mit Entschiedenheit in den Mittelpunkt seiner moralischen Betrachtungen; Goethe aber hatte gerade eben in jenem berühmten Brief an Auguste Stolberg seine Entfernung von aller Confessionalität milde aber fest bekundet.

Freilich standen all diesen Bedenken in Eckermanns Werkchen zahlreich empfehlende Punkte gegenüber. Von Eigenwilligkeit und von religiösem Uebereifer war denn doch hier keine Spur zu finden. Ausdrücklich polemisirt Eckermann vielmehr gegen den »höchst thörichten Wahn übelverstandener Originalität, wenn da jeder wieder auf eigenem Wege herumsuchen und herumtappen wollte, um das zu finden, was schon in grosser Vollkommenheit vorhanden ist« (S. 138). Als schön, vollendet, musterhaft erkennt er aber, wie Goethe, vor allem die Antike an (S. 31) und hält sie als sichere Norm den Irrwegen der Zeit gegenüber. Solche Irrwege sieht er vor allem darin, wenn die Romantik (denn sie muss gemeint sein) ihr »so höchst undichterisches Streben ins unbewusste und unerquickliche Körper- und Namenlose« gegen die »höchsten Muster« ausspielt, die ihr »ganzes Wesen der sichern fasslichen Wirklichkeit entgegen wenden« (S. 193). Auch sein Widerspruch gegen das Beschreiben von Tönen und Melodien (S. 215) geht wohl auf Tieck und seine Genossen, denn an Heinse dachte damals schon Niemand mehr. Daneben bekämpft er das Schicksalsdrama (S. 260), weil es die moralische Verantwortung vom Menschen abwälze und stellt Goethes Auffassung dem gegenüber: in den »Wahlverwandtschaften« gerade, die man wiederholt für eine ähnliche Anschauung Goethes angeführt hat, »erscheint das Schicksal nicht als ein von Aussen Einwirkendes, sondern es erscheint als ein aus dem Innern der Charaktere Hervorgehendes, von ihnen erzeugt Werdendes« (S. 188). Allgemein rügt Eckermann (S. 144 f.) die übermässige Buntheit der poetischen Formen in der deutschen Literatur. Man braucht keine Parallelstellen anzuführen, um aussprechen zu dürfen, dass in all diesen Punkten Goethe sich selbst wiederfand. Wäre nicht bezeugt, dass er das Manuscript frisch vom Lesen an Cotta sandte, so möchte man gelegentlich fast an ein Eingreifen Goethes glauben, um so mehr, als sich Perioden finden, die ganz seinen Altersstil zeigen: »Von der Erde reden wir nicht, die Berge stehen auf guten Füssen und die Ebenen sind wohl gegründet, sie erweiset sich stets als friedliches geduldiges Element; der Mensch mag sich mit ihrer Fläche oder mit

ihrer Tiefe befassen, er mag Steine und Erz aus ihrem Schoosse brechen, immer ist sie willig und duldend, nie feindlich dem Menschen widerstrebend; weshalb denn auch seine Kräfte an ihr zu entwickeln ihm stets nur in geringem Maasse gelingen wird« (S. 49). In Wirklichkeit ist natürlich dieser Stil, wie die Aneignung Goethischer Lieblingswendungen (»Effect machen« S. 130) nur der eifrigen Lectüre des Schülers zuzuschreiben.

Aber so eifrig hatte dieser sich eben in Goethe eingelesen, dass auch ohne dessen directe Mitwirkung die »Beiträge zur Poesie« in die Reihe jener officiösen Manifeste des Altmeisters eingerückt werden können, die mit Moritz' »Bildender Nachahmung des Schönen« beginnen und dann in Meyers »Neudeutsch-patriotisch-religiöser Kunst« und Ruckstuhls »Deutscher Sprache« sich fortsetzen. Seine Propaganda für Goethes Lehren ging weit über das ästhetische Gebiet heraus. Und gerade damit hat er gewiss besonderes Interesse bei dem Dichter erregt, der mit den Jahren immer stärker erzieherische Resultate anstrebte. Es führt schon über die Kunstfragen heraus, wenn er völlig im Sinn Goethes und vielfach mit seinen Worten den »Stil« über die »Manier« erhebt (S. 146): er gibt dem selbst eine moralisirende Wendung, indem er dem Stil Selbstverläugnung, der Manier aber Egoismus zuschreibt (S. 145). Und zur Selbstverläugnung, zur Selbstbeherrschung, zur Besiegung und Bändigung des Willens (S. 162) ruft er immer wieder auf: »Vor allen aber, und dies ist es besonders, woran es unserer jetzigen Zeit Noth thut, arbeite der Dichter gegen Willensschwäche, gegen moralische Kraftlosigkeit, gegen Mangel an Ueberwindung und Bekämpfung unserer selbst, dieser einzigen Quelle von aller Sünde« (S. 260). Die Lehre stimmt so genau mit Goethes moralischem Grunddogma überein, dass er den unbehilflichen Ausdruck gewiss leicht verzieh.

Fand der Meister nun hier überall nur einen gelehrigen Schüler — schon dies etwas, was er aufs Eifrigste suchte! wie hat er geklagt, dass einzig Pius Alexander Wolff sich fügsam seinem Unterricht gefügt habe! — so traf er doch auch einige und gar nicht so wenige Stellen, in denen Eckermann die Lehren Goethes selbständig fortgeführt hatte. Und gerade diese höchst merkwürdigen Stellen waren es, wie wir glauben aussprechen zu dürfen, die ihm den Lebensberuf seines Jüngers offenbarten, die ihm das Recht gaben, wie die Gesellschaft des Thurms Wilhelm Meister an unsichtbaren Fäden leitet, so dieses Anfängers sich zu bemächtigen und statt der Esel seines Vaters ihm ein Königreich zu schenken.

Mit wahrer Leidenschaft verkündet Eckermann eine Lehre, die Goethe, wenn auch oft, doch nach seinen Herder-Tagen immer nur mit kurzen Zügen ausgesprochen hatte: die von der Nothwendigkeit, unsere sinnliche Anschauung auszubilden (S. 110 f.). Er klagt über die stumpfen Sinne, mit denen die Meisten in die Natur schauen: »Gesunde Sinne, gesunde Glieder, gesunde Gedanken und Gefühle sind zu aller natürlichen Vollendung das Erste« (S. 237). Ausführlich ertheilt er Anweisung, wie wir unsern Blick schulen sollen. »Wir wollen sehen lernen!« ruft er aus (S. 119) und verweist auf Goethes Schulung am Zeichnen, gibt als Beispiel individuelle Charakteristiken verschiedener Baumarten (S. 115 f.) und ermahnt, ein theoretischer Vorläufer der Schule von Fontainebleau und gleichzeitig ein Genosse von Goethes Wolkenbeobachtungen, besonders auch zum sorgfältigsten Studium der Atmosphäre und der Beleuchtung (S. 120). »Besonders bietet die ewig wandelbare und ewig sich wandelnde Gestalt und Farbe der Atmosphäre und Wolken der sinnlichen Anschauung ein unendliches Feld; das ist ein Studium fürs ganze Leben. Man kann fast sagen, dass jeder Tag seine eigenen Wolken habe, und zwar am Morgen, Mittag, Nachmittag, Abend, ja zu jeder Stunde in einer andern Gestalt. Und wiederum andere sind die Wolken des Frühlings, andere des Sommers, andere des Herbstes, andere des Winters; ferner andere in flachen Gegenden, andere in Gebirgen, andere in der Nähe des Meeres, andere tief landeinwärts. Das Charakteristische an diesem Allen sich scharf zu merken, ist dem Dichter höchst nöthig« (S. 121). Solche Worte mussten Goethe wahrhaft entzücken, der immer wider betont hatte, wie schwer es sei, die Dinge wie sie sind zu sehen, der nicht müde ward, die »Anschauung« zu preisen und zu empfehlen.

Noch wichtiger aber ist ein Zweites. So wenig wie man ohne Schulung richtig sehen kann, so wenig vermag man ohne sie richtig zu lesen. Man braucht nur den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe aufzuschlagen, um verstimmte Anklagen gegen die stumpfe Art des Lesens, gegen das halbe Hinhören und ungenaue Aufnehmen zu treffen. Hier stösst nun aber Goethe auf ausführliche »Bemerkungen über das Verstehen des Dichters« (S. 99 f.). Er findet einen jüngeren Mann, der von der naiven Selbstgefälligkeit, mit der der Durchschnittsleser meint Alles verstehen zu können, himmelweit entfernt ist. Ein Lehrer, wenn er ein .grosser Geist ist, begreift wohl die verschiedenen Gesichter seiner Zuhörer, aber das geistreiche Gesicht des Lehrers begreift von den Zuhörern nur dieser oder jener, den meisten Uebrigen ist es nicht lesbar, sie

achten auch nicht darauf (S. 107). »Was nun im Vorstehenden von dem Lesen und Produciren der seelenvollen Schrift eines Gesichts gesagt ist, das gilt auch von dem Lesen eines Buchs. *Auch der Leser muss produciren können, wenn er den Schriftsteller verstehen will;* was er von einem Buche nicht produciren kann, das bleibt tot. Die Geister eines Buchs ruhen gleichsam alle gebannt; der Leser muss Kraft haben, sie zu lösen, wenn er ihre Wirkung erfahren will. Nun haben gewisse lesende Individuen nur für gewisse Geister Kraft, alle Uebrigen bleiben in ihrem Bann. Je beschränkter das Individuum, desto weniger Geister eines Buchs werden frei werden, je grösser und vielseitiger, desto mehr« (S. 108). Noch heut sind diese Sätze aller Beherzigung werth; noch heut können wir, wie Chamisso, den rechten Leser als »den Seltensten von Allen« anrufen. Goethe aber dürstete geradezu nach solchen Lesern; seit Schillers Tod besass er keinen mehr, der die Geister seiner Schriften aus dem Bann alle zu lösen gewusst hätte. Wörtlich wie Eckermann hatte er schon dem grossen Gefährten gegenüber jene Forderung erhoben, dass auch der Leser produciren müsse. »Uebrigens habe ich, ausser einer ziemlich allgemeinen reinen Zufriedenheit, nichts tröstliches von einem besondern Urtheil gehört,« meldet er (2. Mai 1798) von Ifflands Gastspiel: »Wie wenige verhalten sich gegen den Künstler auch wieder productiv!« (Briefe 13, 131.)

So hatte Eckermann sich, ohne es zu wollen, selbst als der musterhafte Leser, als »reines Gefäss« charakterisirt; und die rasche »Leseprobe« mit Goethes Recensionen und Aufsätzen konnte nur bestätigen, was der Falkenblick des Dichters aus der Handschrift des Büchleins herauslesen musste.

Dieser Mann verstand es wirklich, nicht blos der Theorie nach, ein guter Leser zu sein. Goethe verlangte und durfte verlangen, dass man ihm gegenüberstehe wie er der Natur: so, dass ein gewaltiger Gesammteindruck sorgfältigste Einzelbeobachtung nicht ausschliesst, sondern fördert. Als Ganzes, als Einheit wollte er genommen werden. Schiller hatte ihn dadurch erobert, dass er in seinem grossen Brief das zum ersten Mal und in grossartiger Weise that; Humboldts Aufsatz über Hermann und Dorothea hatte ihn kühl gelassen, weil ihm dies fehlte. Eckermann nun betonte mit allem Nachdruck Goethes Gesammtwirkung. Wenige haben sie vor ihm so entschieden gewürdigt: »Hätte Goethe sein nach vielen Seiten und Richtungen hin wirkendes Naturell bezwingen und immer nur sein poetisches Talent auf grosse imposante Stoffe verwenden wollen, so wäre er sicher im hohen Grade die Bewunderung der ganzen Nation, wie

er es jetzt besonders nur derer ist, die ihn in seiner grossen *Gesammtwirkung* zu fassen vermögen. Wüsste aber die Nation ihr Bestes und könnte die Zeit reden, so würde sie ihm gerade dafür, dass er sich nicht einer einzigen grossen Bahn hingab, sondern nach vielen Richtungen hin sich versuchte und uns die Wege zeigte, nicht genug danken können. Er ist nun in mancher Hinsicht der Lehrer seines Volks und seiner Zeit, und das will mehr sagen, als wenn es hiesse, er ist der deutsche Sophocles, der deutsche Homer. Solche Namen sind bald ausgesprochen, sprechen wir aber den Namen *Goethe* aus, welch eine Fülle von Wirkungen drängt sich da heran, die erkannt sein wollen«! (S. 35.)

Eine Wendung dieses Abschnitts polemisirt versteckt gegen Fr. Schlegels falsch-geistreiche Benennung Goethes als »deutscher Voltaire«, die schon Schubarth (Zur Beurtheilung Goethes, zweite Auflage I. S. xiv) abgewiesen hatte. Und zu der kunstphilosophischen Manier solcher Schlagwörter stellt Eckermann auch sonst sich in Gegensatz. »Die Tendenz eines dichterischen Werkes lässt sich selten mit Einem Wort aussprechen« (S. 177). Deshalb gilt es, mit liebevoller Eindringlichkeit das Einzelne zu durchsuchen. Dass Eckermann dies gethan hat, macht die betreffenden Abschnitte seines Buches noch heut werthvoll. Verständnissvoll analysirt er die Wahlverwandtschaften (S. 150 f.) und hütet sich vor dem bequemen Fehler, alles Weh der Gestalten aus Einem Punkte zu kuriren: »Wir haben oben gesagt, das Unheil in den Wahlverwandtschaften gehe hervor aus dem Beispiel des Grafen und der Baronesse; ferner, es gehe von der heillosen Umarmung jener Nacht, es gehe vom Kinde aus; endlich, es gehe aus von dem ungebändigten Charakter Eduards. So könnte man ferner sagen, es gehe vom Hauptmann und von Charlotten aus... Ferner könnte man sagen, das Unheil gehe hervor aus der kindlichen Bewusstlosigkeit Ottiliens. Und an Allem ist etwas daran, am Einen mehr, am Andern weniger. Und alles Dieses beweiset, dass das Unheil begründet ist in der Gesammtnatur aller Charaktere und in der Zusammenwirkung aller Umstände auf diese« (S. 178). Er warnt vor dem nie aussterbenden Fehlgriff, dem Verfasser jeden Ausspruch seiner Figuren zur Last zu legen (S. 152). Und wie er hier ein einzelnes Werk unbefangen durchforscht, so geht er sonst durch ganze Reihen der Technik Goethes nach. Er illustrirt an hübschen Beispielen, wie der Dichter seine Bilder aus der Sphäre der Erfahrungen seiner Personen nimmt: »So sagt der Fischerknabe, der täglich mit seinem Taschenmesser zu thun hat:

Blicke sinken, Worte stocken,
Wie ein Taschenmesser schnappt
Fasste sie mich in die Locken
Und das Bübchen war ertappt.

So der Knabe im Divan:

Und so schläft nun aller Vogel
In dem gross und kleinen Neste« (S. 274).

Er zeigt in einer Anzahl von Beispielen (S. 284 f.), wie Goethe es anfängt, den poetischen Geist zur Verkörperung zu bringen. Und wie er hier Viehoffs empirischer Poetik vorarbeitet, so findet sich Victor Hehns Ausführung über die Lebensformen bei Goethe schon kurz vorgedeutet, wenn er in einer inhaltreichen Umschreibung der poetischen Welt, durch deren Zeichnung der Dichter erfreut (S. 203 f.) auf die Individualität der verschiedenen Stände besonders hinweist (S. 225). Dieser ganze Theil ist übrigens wohl der gelungenste des Werkchens; die Aufzählung der dem Leser angenehmen Dinge in der Poesie ist lehrreich und lebensvoll. Auch wenn man nicht wie Goethe im Beginn seiner Epistel, wie Eckermann, wie Scherer in seiner Poetik die Erhöhung der menschlichen Lebensfreude als *Aufgabe* der Poesie ansieht, wird man hier lernen, wie oft sie thatsächlich deren *Gegenstand* ist. Viel schwächer ist das Gegenstück, über die sittliche Veredelung als Zweck der Poesie (S. 234 f.). Wenn dies aber schon seines Inhalts wegen auf Goethes lebhaftesten Widerspruch stossen musste, so entnahm er daraus wohl nur, dass der Autor zum Philosophiren weniger als zum Beobachten geeignet sei. Wie fein weist Eckermann (S. 275) auf die eigenthümliche Atmosphäre jeder einzelnen Dichtung Goethes hin: »Man denke sich nur einen Charakter aus dem Götz versetzt in den Tasso, oder aus dem Egmont in die Iphigenie, oder aus dem Meister in die Wahlverwandtschaften, und man wird sogleich fühlen, wie nahe und innig jeder Charakter dem Werke angeschaffen ist, in welchem wir ihn nun einmal finden.« Wie sinnig weiss er den eigenartigen Toncharakter bestimmter Gedichte wie: »Ueber allen Gipfeln ist Ruh« zu schildern (S. 276)! Verglich Goethe diese Beobachtungen mit den ins Unfassbare verflatternden Speculationen der philosophischen Aesthetik seiner Zeit, so mochte er wohl den guten Eckermann wie einst Eckhel und Chladni unter die Glückseligen rechnen, »welche auch nicht eine Ahndung haben, dass es eine Naturphilosophie gibt, und die nur mit Aufmerksamkeit suchen die Phänomene gewahr zu werden, um sie nachher so gut zu ordnen und zu nutzen als es nur gehen will, und als

ihr angebornes, in der Sache und zur Sache geübtes Talent vermag« (An Schiller 26. Januar 1803).

Bei all diesen Vorzügen, die in der That Eckermanns »Beiträge« vor gänzlichem Vergessen hätten schützen sollen, würde Goethe über das allgemeinste Wohlwollen schwerlich herausgegangen sein, wäre ihm Eckermann zu einem andern Zeitpunkt begegnet. Nun aber, und dies ist die Hauptsache, suchte er seit lange gerade solch eine Natur, wie sie sich ihm hier darstellte.

Goethe hatte mit seiner Entwickelung abgeschlossen. Er betrachtete seine Persönlichkeit als ein fertiges Kunstwerk, an das er die Kosten seines Lebens gesetzt habe, und es ward sein höchstes Interesse, dieses grösste Kleinod seiner Schatzsammlung der Nachwelt treulich zu erhalten. Vor allem dienen dieser Aufgabe die biographischen Aufzeichnungen, deren Kette 1812 mit dem Beginn von Dichtung und Wahrheit eröffnet wird, und denen allerlei Hilfsmittel wie die zu Portraits gern gewährten Sitzungen zur Unterstützung dienen. Er schiebt dem »freundlichen Ansinnen« naher und ferner Freunde die Verantwortung für die »Lebensbekenntnisse im Auszug« zu (Hempel 29, 330); in Wirklichkeit war er selbst der Hauptförderer aller dieser Bestrebungen. Etwa seit dem Jahre 1819 — das Goethe selbst an der letzgenannten Stelle zum Grenzstein macht — gibt es eine *Goethe-Philologie,* die des Dichters lebhaften Antheil und entschiedene Gunst geniesst.

Ihre Anfänge waren freilich schon länger da. Jener grossartige Brief Schillers, jener geistreiche »Versuch« Wilhelms v. Humboldt gehören schon ganz eigentlich der wissenschaftlichen, auf volles Verständniss Goethes gerichteten Thätigkeit an; wogegen es Spielerei wäre, etwa auf Mercks berühmte Formel oder gar auf Behrisch's Bemühung als »Herausgeber« des nun wieder aufgefundenen »Buches Annette« zurückzugehen. Aber erst die italienische Reise weckte eine systematische Arbeit auf diesem Gebiet. Nun kam 1817 Schubarths erster »Versuch«, 1818 und 1820 seine beiden Bände »Zur Beurtheilung Goethes,« 1819 Clemens »Goethe aus seinen Schriften;« 1820 erläutert Kannegiesser die »Harzreise im Winter.« Dann folgte 1821 Zauper mit den »Grundzügen einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik, aus Goethes Werken entwickelt«, und 1822 mit den »Studien über Goethe;« im gleichen Jahr sendet Näke seine »Wallfahrt nach Sesenheim« und Fouqué schreibt »Ein Wort über Goethes Helden.« Das Jahr 1823 bringt noch wichtigere Erscheinungen: Varnhagens »Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden,« Immermanns »Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre« (dem 1822 das »Trauerspiel von

Pater Brey« vorangegangen war), und eben Eckermanns »Beiträge«. 1824 erscheint die erste selbständige Erläuterungsschrift zum Faust von Göschel; 1828 schickt Tieck die Studie über »Goethe und seine Zeit« der Lenz-Ausgabe voraus; im selben Jahr erscheinen Nicolovius »Ueber Goethe« — und Carlyles Aufsatz in der Foreign Review. 1830 schreiben Schubarth und Weisse über den Faust. Mit Goethes Tod beginnt dann eine neue Aera von Goethe-Schriften.

Ich habe hier (mit Benutzung von Max Kochs Bibliographie bei Goedeke § 234 f.) nur die wichtigsten unter den Vorläufern der Goethe-Philologie genannt. Man erkennt schon aus der kleinen Uebersicht, dass gerade auf die Jahre von 1818—1823 sich eine erste Hochfluth von Goetheschriften vertheilt — gerade auf die Jahre, in denen Goethe, wie man sagen kann, den zukünftigen, ihm noch unbekannten Eckermann erwartete.

Wie stellte sich nun der Dichter selbst zu diesen Bemühungen?

Charakteristisch genug. Er ermuntert die Verfasser, kommt ihnen zu Hilfe, sucht ihre persönliche Bekanntschaft. Er schreibt in den Annalen von Schubarth, dass ihm seine persönliche Bekanntschaft höchst angenehm war: »die Neigung, womit er meine Arbeiten umfasst hatte, musste mir ihn lieb und werth machen.« (Weim. Ausg. 36, 178.) Durch Kannegiessers »theilnehmende Anfrage aufgeregt« (ebd.), schreibt er selbst einen Commentar zu jenem »abstrusen Gedicht«, schliesst ihn aber mit herzlichen Dankesworten an den »werthen Kommentator,« dessen »kleine gehaltreiche Arbeit man durchaus billigen und mit Dank erkennen darf« (Hempel 1, 154). Näkes Zuschrift erwidert er mit einem kleinen Aufsatz, in dem des »theilnehmenden unterrichteten Mannes« mit Dank gedacht wird (Hempel 29, 356). Vor allem sind aber der Brief an Schubarth und die Aeusserung über Zauper bezeichnend. An den Ersten schreibt er (Zur Beurtheilung Goethes II, 7): *»Verharren Sie beim Studium meines Nachlasses:* dies rathe ich, nicht weil er von mir ist, sondern weil Sie darin einen Complex besitzen von Schriften, Gedanken, Erfahrungen und Resultaten, die auf einander hinweisen, wie Sie schon selbst so freundlich und einsichtig dargestellt haben.« Und über Zauper heisst es in den Tag- und Jahresheften 1821 (Weim. Ausg. 36, 195): »Zaupers Grundzüge einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik brachten mich mir selbst entgegen und gaben mir, wie aus einem Spiegel, zu manchen Betrachtungen Anlass. Ich sagte mir: da man ja doch zum Unterrichte der Jugend und zur Einleitung in eine Sprache Chrestomathien anwendet, so ist es gar nicht übel gethan, sich an einen

Dichter zu halten, der mehr aus Trieb und Schicksal denn aus Wahl und Vorsatz dahin gelangt, selbst eine Chrestomathie zu sein; denn da findet sich im Ganzen doch immer ein aus dem Studium vieler Vorgänger gebildeter Sinn und Geschmack . . . Dem guten Zauper sagte ich Manches, was ihm förderlich sein konnte, und beantwortete seine Aphorismen, die er mir im Manuscript zusendete, mit kurzen Bemerkungen, für ihn und Andere nicht ohne Nutzen.« Man sieht, er bemüht sich, Schubarth und Zauper beim Studium seiner Werke festzuhalten. Desshalb macht er auch Beide besonders darauf aufmerksam, dass dies ihrer eigenen Ausbildung förderlich sein müsse: »Dieses beschränkt keineswegs den jüngeren Mann, der einen solchen Gang nimmt, sondern nöthigt ihn, wenn er sich lange genug in einem gewissen Kreise eigensinnig umher getrieben hat, zum Ausflug in die weite Welt und in die Ferne der Zeitalter, wie man an Schubarth sehen kann,« heisst es in den Annalen, und an Letzteren selbst hatte er geschrieben: »Eine productive Bildung, die aus der Einheit kommt, ziemt dem Jüngling, und selbst in höheren Jahren, wo wir unsere Fortbildung mehr historisch, mehr aus der Breite nehmen, müssen wir diese Breite wieder zur Enge, wieder zur Einheit heranziehen.«

Es ist ganz offenbar: Goethe wünscht, dass geeignete Kräfte sich eine Zeitlang ganz speciell dem Studium seiner Schriften widmen. Auch nachdem er Eckermann gewonnen hatte, erlosch dieser Wunsch nicht. Er zeigt in kleinen Aufsätzen die Bücher von Varnhagen und Nicolovius an (Hempel 29, 358 f.) und wünscht Varnhagens Werk durch ein Gegenstück »Goethe in den misswollenden Zeugnissen der Mitlebenden« vervollständigt. Aber wir sehen nicht, dass er seine persönlichen Beziehungen zu Beiden — die doch besonders bei Nicolovius vertraute waren — benutzt, um ihnen eine fortgesetzte Durcharbeitung seiner Schriften zu empfehlen. Denn er hat jetzt eben den Mann, den er suchte, gefunden. Zauper oder Schubarth hätten dieselbe Stelle einnehmen können, die Eckermann thatsächlich errang. Goethe bot sie ihnen so gut wie ihm an. Einen vierten Mann, der sie alle überragte, vermisste Goethe später mit Wehmuth unter den Candidaten: Solger, der seine Arbeiten so zart und schön aufgenommen, obwohl er mit ihm nie in ein näheres Verhältniss getreten (Hempel 29, 218); es war Goethe leid, dass er ihm nie auf seine Zuschriften geantwortet (Gespräche 6, 33). Er macht übrigens bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung, die unserer Auffassung der Briefe an Zauper und Schubarth gut zu Hilfe kommt. Nie habe er phrasenhafte Dankbriefe verfasst. »Wenn ich

nicht Jemand etwas Besonderes und Gehöriges sagen konnte, wie es in der jedesmaligen Sache lag, so schrieb ich lieber gar nicht.« Wir dürfen also auch jene Aeusserungen nicht als allgemeine Höflichkeiten auffassen: sie sagten etwas Besonderes, es waren Werbebriefe.

So lebhaft war Goethe bemüht, einen Eckermann zu erobern, dass er auf die specielle Veranlagung gar nicht zu genau sah. Der Umstand genügte, dass einer liebevoll sich in seine Schriften versenkt hatte. Greifen wir nur den Bedeutendsten unter jenen dreien heraus: Schubarth. Freilich enthält auch seine Erstlingsschrift Manches, was Goethe genehm sein musste. Auch er hat die Idee der Selbstüberwindung an die Spitze gestellt (1, 126. 287) und zwar gerade in Verbindung mit den »Wahlverwandtschaften«, deren liebevolle Würdigung Goethe Solgern so hoch anrechnet; er theilt des Meisters Antipathie gegen die französische Revolution, die er mit leidenschaftlichen Worten »einen Pfuhl des Unvernünftigen und Tollen« nennt (S. 262) er lehnt die turnerische Wichtigthuerei wie Goethe ab (1, 281) und man könnte noch Manches anführen. Aber wie unendlich steht er doch von Goethe ab, wenn er in obskurantischem Eifer allen prometheischen Schaffensdrang, alle faustische Wissbegier als schlechtweg tadelnswerth hinstellt, wenn er sich zum Anwalt Mephistos macht und dem »unendlichen Prozess alles Wissens« nur einen »durchaus unsittlichen Charakter abgewinnen« kann! (1, 267). Wie sollte über die mit Leidenschaft hervorgesprudelte Ansicht, der Mensch sei nur zum Handeln da, nur auf Glauben und Vollbringen (1, 325) angelegt, der Dichter denken, der so nachdrücklich gepredigt: »Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, nicht eingesehen von einem Jeden. Beides muss wie Aus- und Einathmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort sollte Eins ohne das Andere nicht stattfinden.« (Wanderjahre, Hempel 18, 265)? Und wenn Schubarth auf Platons »bettlerische Armseligkeit« schilt (1, 255, vgl. 2, 268), wie musste der Mann das aufnehmen, der in der Geschichte der Farbenlehre Platon das herrlichste Denkmal errichtet? Aber selbst wo er mit dem Jüngeren im Grunde einverstanden sein mochte, wie bei dessen Kampf gegen Kant (1, 218) und die Naturphilosophie (1, 214), gegen die »anmassliche Richtung historischer Studien« (1, 171), gegen die Romantische Schule (2, 164 f.) — musste ihn da nicht der Ton abschrecken, mit dem der Zwanzigjährige nur überall »Unsinn«, »Verkehrtheit«, »Unsittlichkeit« sieht? Diese ganze Vortragsart, die auf kurze Kanzelvorträge

dogmatische Auseinandersetzungen folgen lässt, diese Unfehlbarkeit und dünkelvolle Selbstherrlichkeit wäre sonst wohl so beurtheilt worden, wie des Baccalaureus Auftreten im »Faust«. Statt dessen finden wir bei Goethe nur aufmunternde Worte. Auch der direkte Widerspruch, gegen den Goethe sonst empfindlich war — hier stört er ihn nicht; und doch hat Schubarth einmal eine Wendung des greisen Meisters, »die Phrase eines sehr jungen, naseweisen Geschlechts« gescholten! (1, 283.) So finden wir bei Schubarth nicht einmal die liebevolle Ergebung, die nur mit Schmerzen widerspricht: Offenheit ist solch ein Ton nicht zu nennen, vielmehr ist das die bei uns einheimische Unart, dass der Jüngere auch dem verehrtesten Lehrer hin und wieder eine Ungezogenheit entgegenwerfen muss, um seine »Unabhängigkeit« zu bekunden. Desshalb fehlte ihm auch der congeniale Spürsinn, der ihn den Schluss des Faust hätte errathen lassen müssen, wie D. Jacoby in seiner (vielleicht etwas allzu freundlichen) Besprechung Schubarths (A. D. B. 32, 611) hervorhebt. Freilich hat Schubarths Ueberweisheit anfänglich sogar herausgefunden, Faust und Pandora seien nicht etwa, weil sie im ästhetischen Sinn unvollendet seien, »Erste Theile« überschrieben: »sondern der höchste Inhalt ist gemeint« (1, 238).

All diese Mängel, all diese abstossenden Unarten des Buches werden nicht einmal durch den positiven Inhalt aufgewogen. Gewiss ist Vieles geistreich, so die Nachweise über die beständige Abhängigkeit der Philosophie vom Zeitcharakter (2, 127 f.); gewiss zeigt sich oft eine überraschende Tiefe in der Auffassung Goethischer Werke. Aber an solchen Dingen fehlt es z. B. in Immermanns Schutzschrift für den »Wilhelm Meister« auch nicht; und doch hat sie ihrem Verfasser nie Goethes Sympathie erwerben können. Schubarth konnte sie erwerben, weil er mit dem »Complex an Gefühlen, Gedanken, Erfahrungen und Resultaten, die auf einander hinweisen«, weil er mit Goethes *Gesammtwirken* sich vertraut zeigte. Und deshalb, wir wiederholen es, suchte Goethe ihn wie Zauper, wie Eckermann an sich zu fesseln.

Man wende nicht ein, Goethe spreche davon ja gar nicht; er gebe ihnen nur Winke, die sie für die eigene Ausbildung nützen sollten. »Unser Meister«, hat Goethe selbst gesagt, »ist Derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mittheilt, nach welchen handelnd wir das ersehnte Ziel am Sichersten erreichen. *In solchem Sinn war ich Meister von Niemand«* (Hempel 29, 230). Von

Niemand, und also auch nicht von Eckermann, der doch lange Jahre willig Goethes Anleitung genoss. Und in der That — fragen wir, ob Eckermann denn diese Erziehung zum »ersehnten Ziel« geführt habe, so werden wir das nur verneinen können. Zum Künstler ist er wohl geworden — zu einem Dichter, wie er es erstrebte, nicht. Haben die »Beiträge« uns gezeigt, dass man den getreuen Mann für gewöhnlich doch wohl unterschätzt, dass es ihm an eigenen Gedanken, an feiner Beobachtungsgabe, an methodischem Sinn keineswegs gebrach, so müssen wir uns hüten, seine Gedichte aufzuschlagen: allzurasch könnte dann das Zerrbild, das Heine und die Tradition aus Goethes Schatten geformt haben, wieder als berechtigt erscheinen. Man denke, dass es ein Mann war, mit dem Goethe fast ein Jahrzehnt lang literarische Kritik, poetische Lectüre, Erörterungen über Stil und Form getrieben hatte, der z. B. folgende Strophe schrieb:

An dem Fusse der Vulcane
Wenn ein Volk sich angebaut,
Oder nah dem Oceane
Kühn zu siedlen sich getraut,
Dann durch Feur- und Wasserschwalle
Tausende wenn sie vergehn,
Glaubt der Mensch in solchem Falle
Ihn zu strafen seis geschehn (Gedichte S. 189).

Mit solchen Versen verherrlichte Eckermann 1829 König Ludwigs Auftrag an Stieler, Goethes Portrait zu malen!

Goethe hat nicht umsonst in dem Aufsatz »Ferneres zur Weltliteratur« (Hempel 29, 674 f.) die Nothwendigkeit des Egoismus betont für den, der sich im Gedränge behaupten wolle. Um seine Persönlichkeit, um sein Lebenswerk zu retten, musste er Opfer fordern. Der alte Faust, der als freier Mann auf freiem Boden stehen will, braucht dienende Spaten. Für sich begehrte Goethe die Helfer, für seine letzte Aufgabe. Und zwar war der Beruf, den er ihnen zudachte, zunächst ganz praktisch gedacht: er wollte sich *Herausgeber* für die Gesammtausgabe erziehen. Schubarth war neben Riemer hierfür bestimmt, Eckermann erbte den Auftrag. Er musste ihn erben: sein Manuscript sprach es zu deutlich aus, wie sehr er sich dafür eigne. Gleich stellte ihn Goethe deshalb auf eine weitere Probe: er übergibt ihm die Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Lockt doch noch heut die Aufgabe, Goethes Antheil herauszufischen, den philologischen Ehrgeiz! Und wie charakteristisch sind die Begleitworte: »Da Sie meine Art und Denkungsweise kennen, so werden Sie sie schon aus den übrigen heraus finden.

Ich möchte nun, dass Sie diese Jugendarbeiten etwas näher betrachten und mir sagten, was Sie davon denken. Ich möchte wissen, *ob sie werth sind, in eine künftige Ausgabe meiner Werke aufgenommen zu werden.* Mir selber stehen diese Sachen viel zu weit ab, ich habe darüber kein Urtheil. Ihr Jüngern aber müsst wissen, ob sie für euch Werth haben und in wiefern sie bei dem jetzigen Standpunkte der Literatur noch zu gebrauchen.« Man beachte wohl: Eckermann hatte nicht etwa die erste Auswahl zu treffen, Goethe hatte bereits von den Recensionen, die aufgenommen werden sollten, Abschrift nehmen lassen. Er sollte nur seinerseits auswählen, damit Goethe sein Urtheil mit dem des jüngern Mannes vergleichen könnte. — Die Arbeit, die Eckermann zu »Kunst und Alterthum« aufgetragen ward, ist eine allgemeinere Prüfung, gleichzeitig aber allerdings eine wirkliche Hilfsleistung. Aber nicht auf diese war es zuerst abgesehen; Düntzer hebt vor seiner Ausgabe mit Recht hervor, dass Eckermann nie Goethes »Secretär« war. Hierzu genügten beliebige Schreiber; für den Herausgeber der Werke waren ganz andere Bedingungen zu stellen. Wir bedenken es nicht genug, wie schwer seine Aufgabe war. Dem universalsten Geist auf allen Wegen zu folgen, seine Andeutungen richtig aufzufassen, seinen Willen herauszuhören, wo er nur versteckt ausgesprochen war, zu sammeln, auszuscheiden, zu ordnen, als stände er hinter seinem Testamentsvollstrecker — das war ein Beruf, für den gewiss Alles verlangt werden musste, was Eckermann besass.

Unser Dank wäre nicht klein, hätte er nur mit Riemer gemeinschaftlich dies Vermächtniss erfüllt. Aber sein guter Genius gab ihm eine zweite, noch bedeutendere Aufgabe.

Schon in meiner Goethe-Biographie habe ich (S. 466) darauf hingedeutet, welche Wichtigkeit für den gealterten Dichter das *Gespräch* gewann und habe auf die Worte Angelas in den Wanderjahren (Weim. Ausg. 24, 187) verwiesen: »Meine Herrin (Makarie) ist von der Wichtigkeit des augenblicklichen Gesprächs höchlich überzeugt; dabei gehe vorüber, sagt sie, was kein Buch enthält, und doch wieder das Beste, was Bücher jemals enthalten haben. Desshalb machte sie mirs zur Pflicht, einzelne gute Gedanken aufzubewahren, die aus einem geistreichen Gespräch, wie Samenkörner aus einer vielästigen Pflanze hervorspringen. Ist man treu, sagt sie, das Gegenwärtige festzuhalten, so wird man erst Freude an der Ueberlieferung haben, indem wir den besten Gedanken schon ausgesprochen, das liebenswürdigste Gefühl schon ausgedrückt finden.« So soll »Makariens Archiv« entstanden sein. Goethe selbst zeichnete in

seine Tagebücher gern abgerissene Worte aus Unterhaltungen, auch wohl Anekdoten ein. Aber es bedurfte gewiss der Winke des Dichters nicht, um Eckermann, wie so viele vor ihm (Düntzer S. XIII nennt den Kanzler Müller, Riemer, Holtei) zur Aufzeichnung seiner Gespräche mit Goethe zu veranlassen. Goethe sah »von diesen Conversationen hin und wieder einige Bogen,« er schenkt dem Unternehmen Beifall und ermuntert Eckermann, fortzufahren. Er sah die Bogen auch wohl durch und verbesserte. An eine Veröffentlichung braucht er desshalb noch nicht gedacht zu haben; es war etwa ein Verhältniss wie 1870 zwischen Bismarck und Moritz Busch: der Grosse sah den Bemühungen des Kleinen mit Wohlwollen, und doch wohl auch mit etwas Ironie zu. Wie Düntzer (a. a. O.) wohl gewiss richtig vermuthet, gab Medwins 1824 erschienenes »Journal of the Conversations of Lord Byron« der Sache eine andere Wendung. Sie sprachen über dies Buch (24. Februar 1825), Goethe schrieb dazu (26. März 1826). Ein Engländer in Weimar übersetzte einige von Eckermann niedergeschriebene Gespräche und bot sie Byrons Verleger, Murray, an. Aber Goethe bestimmte seinen Famulus, die Gespräche erst einige Jahre nach seinem Tode erscheinen zu lassen. Jedoch als Eckermann nun auf der unglücklichen Reise mit August von Goethe an Alles zurückdenkt, was er daheim gelassen hat, da fühlt er die Verpflichtung ganz, andern das Glück der Theilnahme an diesen Unterredungen zu verschaffen. Am 12. September 1830 kündigt er Goethe diese Absicht officiell an. Aber erst 1836 erschien das Werk, so dass es inzwischen auch von Coleridges 1835 veröffentlichtem »Table-Talk« überholt worden war; und erst 1848 kam der dritte Theil heraus, den nur Sorets uneigennützige Freundschaft ermöglicht hatte. Wie wenig glänzend der äussere Erfolg war, kann man in Düntzers Einleitung nachlesen. Der arme Eckermann ist im Leben ein Opfer seiner Treue geworden und hat zum Schaden oft noch den Spott geerntet. Auf die Dauer zeigte es sich doch, dass er seine Lebensarbeit gut angewandt hatte: sein Werk brachte ihm Unsterblichkeit und den Dank von Tausenden. Und jedes Wort, das man zu seinem Ruhm spricht, ist zugleich eine Anerkennung für Goethes wunderbare Sicherheit des Blicks und rasche Energie. Eckermann war ganz sein Werk, man darf sagen, sein lang und sorgsam vorbereitetes Werk.

3.

Der Erdgeist im Faust.

Gespräch zweier Goethefreunde.

Von

Georg Witkowski.

A.: Wir sind uns darin einig, dass die Auffassung des Erdgeistes und des Verhältnisses, in dem Faust und Mephistopheles zu ihm stehen, für das Verständniss der goethischen Dichtung einer der wichtigsten Punkte ist. Sie kennen die Stellung, die ich zu dieser Frage einnehme. Meiner Ansicht nach dient die Erscheinung des Geistes nach dem Eingangsmonolog nur dazu, die erste Phase in Fausts Leben, die von dem jugendlichen Streben nach Lösung des Welträthsels ausgefüllt wird, zu schliessen, Faust durch Vernichtung aller Hoffnung, dieses Ziel zu erreichen, noch tiefer als zuvor verzweifeln zu lassen und ihn dadurch für den Bund mit dem Bösen reif zu machen. Eine Verbindung zwischen Erdgeist und Mephisto, wie sie von so vielen Seiten angenommen wird, erscheint mir schon um deswillen ausgeschlossen, weil der Erdgeist der »Lebens- und Thatengenius« ist, während Mephisto sich selbst als den Geist der Zerstörung bezeichnet. Wer sich ihm übergibt, muss zu Grunde gehen, der Erdgeist aber ist nach seiner eigenen Schilderung eine schaffende und erhaltende Kraft.

Der »erhabene Geist«, den Faust in der Scene Wald und Höhle anredet, der ihm sein Angesicht im Feuer zu-

gewendet hat, ist nicht der Erdgeist. Die Anrede passt nicht zu der Erscheinung der ersten Scene. Sie zeigt sich nach der scenischen Anweisung im Urfaust »in widerlicher Gestalt«, sie wird von Faust angeredet »schreckliches Gesicht« und als geringer dem Geiste des Makrokosmus gegenübergestellt. Auch die Wohlthaten, die Faust von dem hier gepriesenen erhabenen Geiste empfangen hat, können nicht vom Erdgeiste ausgehen, weil sie zum Theil über seine Machtsphäre hinausgreifen. Vielmehr ist unter dem erhabenen Geiste Gott zu verstehen, der Faust die Kraft verliehen hat, die Natur zu fühlen und zu geniessen. Der Ausdruck, Gott habe ihm sein Angesicht im Feuer zugewendet, ist bildlich aufzufassen, wie in »Hermann und Dorothea« V. Ges., v. 235 ff.:

O, wir anderen dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer.

Der ganze Monolog schliesst sich eng an das Buch Hiob, ebenso wie der Prolog im Himmel. Und wie im Prolog von einer Erwähnung des Erdgeistes nicht die Rede ist, vielmehr Faust unmittelbar vom Herrn dem Mephistopheles für die Zeit seiner Erdenlaufbahn übergeben wird, so darf auch hier, soll das im Prolog angeschlagene Thema durchgeführt werden, keine fremde Gewalt sich einmischen. Die Beziehung dieser Stelle auf den Erdgeist ist meiner Meinung nach unmöglich.

B.: Ehe ich das von Ihnen zu Gunsten Ihrer Ansicht Angeführte erörtere, möchte ich fragen, wie Sie sich zu der zweiten Stelle, wo Faust eine frühere Erscheinung erwähnt, verhalten, zu den Worten: »Grosser, herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennst und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt?«

A.: Auch hier ist die Erscheinung bildlich als Ausdruck für die von Gott an Faust vollzogene Läuterung aufzufassen, und natürlich sieht Faust, wie alles irdische Geschehen, auch seine Verbindung mit Mephisto als eine Schickung Gottes an.

B.: Ich erlaube mir, dieser Auslegung Folgendes entgegenzuhalten. Einmal lässt die dualistische Weltanschauung, die der Faustsage und dem Faustdrama in seiner endgiltigen Gestalt zu Grunde liegt, es nicht zu, dass Mephistopheles in Fausts Auffassung und in der des Lesers als von Gott abhängig erscheint; vielmehr müssen Himmel und Hölle sich als selbständige Mächte gegenüberstehen. Dann aber

hat Faust gewiss nirgend so wenig Grund, sich der Erscheinung Gottes in dem von Ihnen angenommenen bildlichen Sinne, als Ausdruck für seine Erhebung aus der früheren moralischen und geistigen Dunkelheit, zu rühmen, wie in dieser Scene, wo er tiefer als je zuvor oder nachher gesunken ist, nachdem er Gretchen verrathen und eben an den Unfläthereien der Walpurgisnacht theilgenommen hat. Auch ist die Anrede Gottes als »grosser herrlicher Geist« mindestens ungewöhnlich.

A.: Aber wie kann der grosse herrliche Geist mit dem schrecklichen Gesicht identisch sein? Und warum soll Faust nicht Gott so anreden können? »Gott ist ein Geist«, spricht schon der Evangelist Johannes (4, 24); Goethe nennt Gott den »ewigen Geist«, in den Zwo wichtigen biblischen Fragen, und vor allem: Halten Sie es für möglich, dass in derselben Scene Goethe einen andern Geist als Gott unter dem, der Mephisto in Hundsgestalt zurückverwandeln soll, verstanden habe?

B.: Allerdings halte ich das für möglich, freilich unter der Bedingung, dass man den Wirkungskreis des Erdgeistes weiter zieht als Sie, und dass man annimmt, Faust habe nach der Erscheinung einen klareren Einblick in dessen Bereich gethan, sich ihm durch den Eintritt in das thätige Leben, durch die Theilnahme an menschlichem Wohl und Wehe genähert.

A.: Womit wollen Sie diese Annahme begründen?

B.: Den ersten Punkt, der das Wesen des Erdgeistes betrifft, durch die Ueberlieferung, auf die Goethe sich bei dieser Gestaltung stützte und die Graffunder, der übrigens im Allgemeinen Ihre Ansicht theilt, in den Preussischen Jahrbüchern 1891 so schön nachgewiesen hat. Den alten Alchymisten bedeutete der Erdgeist die in allen irdischen Dingen waltende Lebenskraft, bei Goethe ist er die ewig schaffende Kraft der Natur, der leblosen wie der belebten, auch des menschlichen Handelns, der Geschichte. Durch diese Kraft wird das Irdische in immer neuen Gestalten heraufgeführt: »Geburt und Grab Ein ewiges Meer!« Mephisto kann sehr wohl von ihm ausgehen als eine von den antreibenden, anreizenden Mächten, die im Dienste des Erdgeistes thätig sind, Zerstörung ist sein Element, aber er muss, wie er selbst sagt, als Teufel das Gute schaffen und er kann im Grossen nichts vernichten.

Also ist die Vernichtung, die er herbeiführt, ebenso wie das Grab, von dem der Erdgeist spricht, nur eine Form des Werdens und daraus kein wesentlicher Gegensatz beider zu erschliessen. Und in der Theogonie am Ende des achten Buches von »Dichtung und Wahrheit« statuirt Goethe

geradezu einen Creator Lucifer, von dem die ganze Schöpfung ausging und dem sie folgen musste.

Das ist zugleich auch die Erwiderung auf Ihre Behauptung, dass das Wesen des Erdgeistes mit dem des Mephistopheles als seines Dieners unvereinbar sei.

A.: Aber der Prolog im Himmel! Da steht doch, wie Sie gerade vorhin hervorgehoben haben, Mephisto ganz selbständig Gott gegenüber, während doch, wenn Ihre Darstellung des Sachverhalts richtig wäre, er vom Erdgeist abhinge und dieser eine Gott feindlich gesinnte Macht repräsentiren müsste, was nun und nimmer angenommen werden kann.

B.: Diesen Einwurf muss ich als begründet anerkennen. Aber ich möchte Ihnen vorschlagen, den Prolog im Himmel vorläufig aus dem Spiele zu lassen; denn er ist ebenso wenig für Ihre wie für meine Meinung anzuführen. Sollte unter dem erhabenen Geist, dem grossen herrlichen und unendlichen Geist, den Faust an den entscheidenden Stellen anredet, Gott verstanden werden, so hätte der Herr die Abmachung der Wette im Himmel nicht eingehalten und direct in Fausts Erdenlaufbahn eingegriffen, deren Führung er doch ausdrücklich Mephisto überlassen hatte. So gerathen wir also, wenn wir den Prolog im Himmel mit dem Folgenden zusammenhalten, wie wir uns auch wenden mögen, in die gefährlichsten Widersprüche. Ja, wir müssen zugestehen, dass der Knoten auf dem Wege, den wir bis jetzt verfolgt haben, nicht zu lösen ist. Vielleicht bringt uns ein anderer dem Ziele näher.

A.: Da bin ich begierig, nach welcher Seite Sie sich wenden werden.

B.: Nach der, die allein auf festen Boden führt, nach der vielberufenen philologischen.

In drei Schichten liegt der erste Theil des »Faust« vor uns: Urfaust, Fragment und die vollständige Dichtung von 1808. Die erste Schicht 1775 abgeschlossen, die zweite von 1788 bis 1790 daraufgelegt, die dritte sieben Jahre später unter dem massgebenden Einflusse Schillers begonnen. Mochte der Dichter bei der wiederholten Aufnahme der Arbeit noch so fest gesonnen sein, das Werk in dem alten Geiste fortzuführen, der Goethe des Tasso und der Pflanzenmetamorphose, der Freund Schillers konnte nicht da wieder anfangen zu dichten, wo der Goethe des Werther aufgehört hatte. So tiefgreifende Umwandlungen seiner künstlerischen Grundsätze, seiner Weltanschauung, wie er sie inzwischen erfahren hatte, liessen sich in einem Werke, das die höchsten Fragen wie kein anderes berührte, nicht verhüllen.

A.: Zugegeben; aber er hat an den Stellen, die sich auf den Erdgeist beziehen, im Fragment und später nichts zu ändern gefunden, während er doch sonst mit dem Bestande des Urfausts keineswegs schonend verfuhr.

B.: Die Erklärung dafür wird sich aus der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung der Frage ergeben. Beginnen wir also mit der ältesten Phase, die der Urfaust repräsentirt. Der Erdgeist ist dort, wie in allen späteren, ein Symbol der Naturkraft (den Umfang seines Bereichs wollen wir hier jetzt nicht erörtern). Er erscheint »in widerlicher Gestalt«, überwältigend selbst für den Uebermenschen Faust. Dass dieses »widerlich« nicht im üblichen Sinne des Wortes zu nehmen ist, beweist die grossartige, erhabene Schilderung seines Wesens und Wirkens, die er selbst gibt; es ist die ästhetisch unangenehme Wirkung der ungeheuren Erscheinung damit gemeint, ähnlich wie ein feinsinniger Dichter der Gegenwart die kolossalen Glieder der »Nacht« Michelangelos hässlich nennen konnte, den subjectiv unangenehmen Eindruck nicht dem bedrückenden Gefühl der eigenen Kleinheit gegenüber der Erscheinung, sondern dieser selbst, zuschreibend. Dieselbe abstossende Wirkung der machtvollen Natur auf den winzigen Menschen finden wir bei Goethe wieder in dem Wertherbriefe vom 18. August, eine Stelle, auf deren Bedeutung für die richtige Auffassung der scenischen Anweisung meines Wissens zuerst der Amerikaner Calvin Thomas in seiner trefflichen Ausgabe des ersten Theils hingewiesen hat: »Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.« So spricht der im Dunkeln tastende Mensch, der vergeblich nach dem Schlüssel zu den Räthseln der Schöpfung sucht, die riesengross und niederdrückend vor ihm steht.

Das ist der Punkt, von dem sich Faust zum Erkennen des Erdgeistes erheben soll, welchen Zweck sollte sonst die mit so starker Betonung eingeführte Erscheinung haben? Sie sagen, sie soll Faust die Hoffnung, das Welträthsel zu lösen, rauben und ihn noch tiefer in Verzweiflung stürzen, um ihn für den Pakt mit Mephistopheles reif zu machen. Aber hat Faust auf das erste nicht schon verzichtet, als er vom Zeichen des Makrokosmus sich zu dem des Erdgeistes wendet, ist das zweite nach der Seelenpein, die sich in dem vorhergehenden ersten Monolog ausspricht, noch nöthig und muss nicht jeder von der erhabenen Erscheinung, von ihrer gewaltigen Wirkung auf Faust positive Folgen für diesen erwarten?

Worin mögen sie bestehen? Doch wohl darin, dass

er den Erdgeist, dessen Wesen er im leidenschaftlichen Anstürmen nicht erkennen konnte, durch das Leben, unter schweren Kämpfen begreifen lernt, und so schliesslich zwar nicht ihm gleicht, aber doch vor der Natur als ein Mann steht, der ihr fest ins Auge zu blicken wagen darf. Sein »ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur« soll zum Ziele gelangen. Das ist nur möglich, indem er aus der Studirstube ins Leben hinausgetrieben wird und es in allen Höhen und Tiefen kennen lernt. Zu diesem Zwecke gibt ihm nach der ursprünglichen Conception, die der Urfaust verkörpert, der Erdgeist den Mephistopheles bei; er kann Fausts Sehnen nur erfüllen, wenn er ihn in tiefe Schuld versenkt; denn ohne grosse Sünde keine grosse Erkenntniss. Faust aber, der Last beinahe erliegend und das Ende des Weges nicht erblickend, wehklagt: »Grosser herrlicher Geist, der Du mir zu erscheinen würdigtest, warum an den Schandgesellen mich schmieden?«

A.: Sie nehmen hier ohne weiteres an, dass im Urfaust Mephistopheles vom Erdgeist gesendet sei. Jedoch das müssen Sie erst beweisen.

B.: Der Beweis liegt schon in dem Gesagten. Hat der Erdgeist im Urfaust die Bedeutung, die ich ihm zugeschrieben habe, so kann nicht neben ihm eine andere Macht entscheidend auf Faust einwirken; Mephistopheles muss ihm untergeordnet sein.

Auf welche Weise Goethe damals dessen Verbindung mit Faust herbeizuführen gedachte, das bleibt für uns im Dunkeln. Jedenfalls durch Beschwörung im Anschluss an die Tradition der Sage, auch in sofern sich ihr nähernd, als Mephisto keiner von den Grossen sein sollte, ein Elementargeist, worauf noch in der viel späteren Ausführung der betreffenden Partieen die Beschwörung des Pudels hindeutet. Ob Faust durch ihn selbst von seinem Verhältniss zum Erdgeist erfuhr, ob er es nur vermuthungsweise annahm, können wir nicht wissen.

A.: Diese Hypothesen führen uns von der Hauptsache ab, von der beherrschenden Stellung, die der Erdgeist angeblich in der ursprünglichen Conception eingenommen haben soll und für die mir das bisher von Ihnen Angeführte keineswegs entscheidend dünkt. Genügt es nicht, wenn die Erscheinung, abgesehen davon, dass sie Fausts freilich bereits vorhandene Verzweiflung steigert, auch noch den Zustand der Dunkelheit kennzeichnet, in dem er sich zu Beginn der Handlung befindet?

B.: Das Urtheil darüber mag ein subjectives sein. Aber ich bin im Stande, Ihnen für meine Ansicht noch weitere

Gründe anzuführen, die, wie ich glaube, über jeder Anfechtung erhaben sind.

In erster Linie berufe ich mich auf Beweismittel aus Goethes philosophischer und religiöser Entwicklung.

A.: Können Sie diese Beweise wirklich als unanfechtbar bezeichnen? Sind nicht Goethes Anschauungen so schwankend und wechselnd, dass aus ihnen das Verschiedenartigste herausdemonstrirt werden kann?

B.: Freilich hat sich in Goethes Philosophie manche Wandlung vollzogen; aber doch immer so, dass sich eine Anschauung consequent aus der andern entwickelt. Und speciell für die letzten Frankfurter Jahre, auf die es hier vor allem ankommt, können wir die Einheitlichkeit und Festigkeit seiner Weltauffassung auf Grund der vorliegenden Zeugnisse bestimmt behaupten. Es ist nicht denkbar, dass das grösste Werk, das diesen Jahren seine Entstehung verdankt, aus einer Anschauung heraus gedichtet wäre, die der des Dichters widerspräche.

A.: Ich muss diese Art der Erklärung von vornherein ablehnen. Der junge Goethe war zu sehr Dichter, um etwas von seinen philosophischen Anschauungen ins Drama aufzunehmen, was sich nicht poetisch gestalten liess, und desshalb kann auch nur diejenige Auslegung die richtige sein, die aus dem Drama selbst entnommen ist.

B.: Dieser Satz ist an sich ganz richtig; jedoch ist er nur auf die vollständige, ausgeführte Dichtung anwendbar, nicht auf die fehlenden Theile der früheren Stadien, für die wir zur Reconstruction auf Grund der uns bekannten Anschauungen des Dichters in ihrer Entstehungszeit unsre Zuflucht nehmen müssen. Lassen Sie mich desshalb Ihnen kurz andeuten, wie Goethe damals, als er den Faust zu schreiben begann, über das herrschende Weltprinzip dachte.

Von früher Jugend an wird bei ihm die überlieferte Vorstellung eines persönlichen, über der sichtbaren Welt thronenden Gottes gekreuzt von der andern eines in ihr lebenden und durch sie sich offenbarenden höchsten Wesens. Wie vieles auch in dem gnostischen System, das er sich nach der Rückkehr aus Leipzig geschaffen haben will und das er am Schlusse des achten Buches von Dichtung und Wahrheit darlegt, getrübter Erinnerung entstammen mag, die Gottheit, die sich von Ewigkeit selbst producirt, ist sicher ein ursprünglicher Bestandtheil des Systems, das mit Recht ein antideistisches und pantheistisches genannt worden ist. Den Beweis, dass Goethe in diesen Jahren zu pantheistischen Anschauungen hinüberneigt, geben die Ephemeriden mit ihrer Vertheidigung der Sätze Giordano Brunos: »L'uno, l'infinito, lo ente e quello che é in tutto, e per tutto

anzi é l'istezzo Ubique« u. s. w. Ebenso wie er identificirt Goethe Gott und Weltall. »Separatim de Deo et natura rerum disserere difficile et periculosum est, eodem modo quam si de corpore et anima sejunctim cogitamus; animam non nisi mediante corpore, Deum non nisi perspecta natura cognoscimus.« Die Natur ist der Gottheit lebendiges Kleid, d. h. ein Kleid, das zugleich einen untrennbaren Theil der Persönlichkeit bildet, mit ihr wesensgleich ist.

In folgerichtiger Weiterentwicklung gelangt Goethe von hier aus in der folgenden Zeit zu jenem naturalistischen Pantheismus, den wir im Werther ausgedrückt finden. Die Natur erscheint ihm bald überwältigend furchtbar, wie in der vorhin angeführten Stelle, bald versenkt er sich mit religiöser Andacht in ihr Leben, das Kleinste mit gleicher Bewunderung betrachtend wie das Grösste. Dieses Interesse ist aber nirgend ein materialistisches, sondern beruht immer auf der Erkenntniss, dass in allen Erscheinungen das Göttliche sich offenbart, das er am Ende dieser Entwicklungsperiode geradezu mit der Natur identificirt. Sie ist unpersönlich, ihr Lebensprozess stellt sich im Weltall dar. Sie schafft diese Welt, indem sie sich selbst in der Stufenfolge des Lebendigen auseinandersetzt zum Zwecke des Selbstgenusses in Empfindung, Anschauung und begreifender Vernunft.

Als Goethe daran ging, die Faustsage in einer grossen Dichtung neu zu gestalten, sie zum Gefäss seines Innenlebens zu machen, da ergab sich für ihn nothwendig eine wesentliche Umformung des überlieferten Stoffes. Alle früheren Gestaltungen desselben, die ihm bekannt sein konnten, hatten dem Helden nur einen Vertreter der Verneinung beigegeben, höchstens in erfolglos ertönenden Warnungsstimmen waren die positiven ethischen Mächte ganz vorübergehend zu Worte gekommen. Der eingeborene Optimismus Goethes erforderte es, dass die Bejahung, das schaffende und erhaltende Weltprincip die Oberhand behielt. Ein Mensch, der ehrlich ringt, wie der Faust Goethes, dessen Verzweiflung daraus entspringt, dass sein geistiges Auge nicht weit genug reicht, um alle Höhen und Tiefen des Weltganzen zu umspannen, — ein solcher Mensch konnte wohl physisch an seinem masslosen Streben nach Erkenntniss zu Grunde gehen; aber er durfte dadurch nicht rettungslos den Mächten der Verneinung verfallen. Gab es einen Weltwillen (und wann hätte Goethe jemals dessen Existenz geläugnet?), so musste er über Faust seine schirmende Hand breiten.

A.: Damit geben Sie doch zu, dass Gott zu Fausts Gunsten in dessen Dasein eingreift; also kann er es auch sein, dem Faust in dem Monolog an den erhabenen Geist dankt.

B.: Ich glaube nicht, dass dies aus meinen letzten Worten zu folgern ist. Der Gott, von dem Faust als Gestalt der Dichtung nach der in der endgiltigen Form des ersten Theils angenommenen Weltauffassung allein sprechen kann, ist der persönliche Gott des christlichen Mittelalters; die höchste Macht, um die es sich hier handelt, die bei der Conception des Faust in Goethe lebendig war und die neue Gestaltung des alten Stoffes bestimmte, ist unpersönlich gedacht und ein Eingreifen derselben in die Handlung durch einen subjectiven Willensakt erscheint völlig ausgeschlossen, da sie nur den objectiven Naturwillen darstellt. Ihr irdisches Symbol ist der Erdgeist, er wirkt der Gottheit gewaltiges Kleid, d. h. er waltet in den Gestaltungen, in denen sie sich für das Auge der Creatur verkörpert.

A.: Nach Ihrer Annahme soll doch aber der Erdgeist dem Faust den Mephisto beigeben. Ist das etwa kein »subjectiver Willensakt?«

B.: Nur im dramatischen Sinne, nicht in dem symbolischen, auf den es hier ankommt. Nach dem Verzicht auf das Streben, das Welträthsel zu lösen (was sich, wie gesagt, in der Abwendung vom Zeichen des Makrokosmus ausdrückt), nach dem Gewinn der Ueberzeugung, dass wahrhafte Natur- und Lebenserkenntniss durch die Wissenschaft nicht zu erlangen ist, muss sich Faust, um seinem rastlosen Streben Genüge zu verschaffen, zu der bisher noch unerforschten Seite, nämlich zur Materie, hinwenden. Alle die Triebe, die Mephistopheles repräsentirt, werden nun in ihm lebendig. Das Bestreben, das Wesen des Erdgeistes zu erfassen, führt also zum Erwachen des bis dahin schlummernden inneren Mephistopheles, wenn ich mich so ausdrücken darf, und diese innige Beziehung findet ihren dramatischen Ausdruck darin, dass Mephistopheles vom Dichter zum Sendling des Erdgeistes gemacht wird.

A.: Der Erdgeist stellt Ihrer Meinung nach im Urfaust die Gottheit oder eine ihrer Emanationen dar. Da muss ich Sie nur fragen, weshalb Goethe dieses neue Symbol einführt, da doch z. B. der Gott Spinozas im allgemeinen seinen Absichten entsprochen hätte.

A.: Abgesehen davon, dass Goethe beim Niederschreiben dieser Scenen Spinoza überhaupt noch nicht genauer kannte, hätte dessen Gott auch nicht dem Begriff vom höchsten Wesen, den Goethe damals hegte, entsprochen.

Für diesen in Natur und Menschenleben waltenden Logos, dessen Macht in dem Drama zur Anschauung kommen sollte, war die Gestalt Gottes überhaupt nicht die geeignete Verkörperung, wie ja auch Faust im Religionsgespräch mit Gretchen den überlieferten abgebrauchten und

dogmatisch eingeschränkten Gottesbegriff ausdrücklich verwirft. Schon im Anfang wird durch die Abwendung Fausts vom Makrokosmus die metaphysische Behandlung des Problems abgelehnt und dasselbe durchaus in das Gebiet des Physischen verlegt, entsprechend jenem naturalistischen Pantheismus, der Goethe in diesen Jahren beherrschte. Der Dichter suchte und fand dafür, als er seinen Faust zu schaffen begann, ein Symbol im Erdgeist, einer bis dahin in der Dichtung unbenutzten, der mittelalterlichen Naturwissenschaft entstammenden Gestalt, die sich beliebig umformen und erweitern liess, weil noch keine feste Vorstellung mit ihr verbunden war. Der Erdgeist war im Urfaust berufen, eine beherrschende Stellung in dem Drama einzunehmen. Nicht etwa in dem Sinne, dass er zum Leiter der Handlung würde, der Faust seinen Weg vorschriebe und ihn sozusagen zu einem Helden zweiten Ranges herabdrückte, sondern in ihm verkörpert sich das Ziel einer harmonischen Weltanschauung, zu dem Faust frei und selbständig hinstrebt, nur dass ihm in der dramatischen Handlung durch die Verbindung mit Mephistopheles das Einschlagen und Verfolgen des Weges, der zu diesem Ziele hinführt, erleichtert wird, da er selbst bis dahin im Dunkeln geirrt hat.

Der Erdgeist ist also im Urfaust, d. h. in den Theilen, die vor der Uebersiedelung Goethes nach Weimar entstanden, der Vertreter der hinter der Handlung stehenden Idee, und zwar, wie sich aus allem dafür Angeführten ergibt, ihr ausschliesslicher Vertreter, so dass für andere Gestalten, die dieselbe Aufgabe zu erfüllen hätten, kein Raum bleibt. Die Annahme, dass Goethe schon in diesem Stadium der Arbeit einen persönlichen Gott als handelnde Person eingeführt habe, ist aus inneren Gründen unmöglich, ebenso wenig kann Mephistopheles im Urfaust sich seinem Wesen nach mit der landläufigen Teufelsgestalt gedeckt haben, so oft auch die Züge des Volksteufels durch die Larve der neuen, selbständigen Ausformung der Figur hindurchscheinen; denn Goethe erkennt ein absolut Böses nicht an, wie schon seine Stellung zu der Lehre von der Erbsünde zeigt.

In der Zeit, die bis zur Herausgabe des Fragments verging, hat Goethe die dem Urfaust zu Grunde liegenden Anschauungen weiter ausgebaut. Die Betrachtung und Erforschung der Natur wurde seine Lebensaufgabe, deren Programm in dem Aufsatz »die Natur« von 1782, der ihm nach Steiners Ausführungen nicht mehr abgesprochen werden darf, aufgestellt ist. »Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer und schüttelt ihn

immer wieder auf . . . . Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.« Fällt nicht von hier aus helles Licht auf den Faust, der damals in Goethes Seele lebte, auf die Art, in der sich ihm das ganze Weltwesen, das Verhältniss von Göttlichem und Irdischem darstellte?

Bestärkung in dieser Anschauung fand Goethe durch Spinoza, den er zuerst, im Jahre 1774, »nur wie auf den Raub« kennen gelernt hatte, und dem er erst in Weimar, 1783—1786, wirklich nahe trat, nicht in systematischem Studium und völliger Aneignung seiner Lehre, sondern indem er die Sätze, die seiner Gefühlsphilosophie homogen waren, mit seinen früheren Ueberzeugungen zu amalgamieren suchte. Spinoza zeigte ihm den Gipfel der Erkenntniss in der scientia intuitiva, das Göttliche in herbis et lapidibus, er lehrte ihn, dieses enge Dasein hier zur Ewigkeit zu erweitern und bereitete in ihm die animi acquiescentia vor, die dann die italienische Reise vollendete. Sie heilte ihn, wie er an Karl August schrieb, von den physisch-moralischen Uebeln, die ihn in Deutschland quälten und zuletzt unbrauchbar machten, und die Dankesworte, die er den innerlich genesenen Faust an den erhabenen Geist richten lässt, sind, wie schon Erich Schmidt angedeutet hat, der Ausdruck des beglückenden Gefühls eigener Befreiung und Erleuchtung, das den Dichter erfüllt.

A.: Aber wen meint er mit dem erhabenen Geist, an den diese Worte gerichtet sind?

B.: Noch weniger als zuvor kann es der persönliche, ausserhalb der Welt stehende Gott der christlichen Ueberlieferung sein; es ist der Gott Spinozas, es ist speciell die Emanation des Weltgeistes, für die Goethe sich das Symbol des Erdgeistes geschaffen hat, nur noch grösser, erhabener, ethischer aufgefasst. Dieses Symbol ist ihm jetzt unentbehrlicher als jemals; denn noch entschiedener hat er sich von der Metaphysik abgewendet, die er bei dem Freunde Jacobi als eine Strafe Gottes und einen Pfahl im Fleische ansieht, und dankbar empfindet er es, dass Gott ihn mit der Physik gesegnet hat, damit es ihm im Anschauen seiner Werke wohl werde.

Die Abneigung gegen metaphysische Fragen hat Goethe sein ganzes ferneres Leben hindurch behauptet, in Bewährung des Spruches: »Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht.« Und trotzdem entschied er sich, als er 1797 die Faustdichtung wieder aufnahm, für eine metaphysische Ausgestaltung derselben.

A.: Das ist doch ein offenbarer Widerspruch zu Ihren früheren Aufstellungen. Vorhin haben Sie gesagt, Goethe

habe sein grösstes Werk nicht aus einer Anschauung heraus dichten können, die der seinigen nicht entspräche, und jetzt scheinen Sie das, was Sie für das erste Stadium der Arbeit bestritten, für das letzte selbst zu behaupten.

B.: Die Anfänge des Faust entstanden ohne jeden störenden Einfluss von aussen, lediglich aus dem Bestreben des Dichters, für sein Fühlen und Denken eine adäquate künstlerische Form zu schaffen. Jetzt aber wirkt entscheidend eine mächtige, fremde Potenz, nämlich Schiller, ein, und das erklärt den Widerspruch, der in der endgiltigen Gestalt des Werkes zwischen seinem philosophischen Gehalt, der zum Theil alt ist, und der Einkleidung, die neu geschaffen wird, besteht.

Schiller betont immer wieder die Forderung an die symbolische Bedeutsamkeit des Werkes. Goethe beschliesst darauf hin, im »Faust« eine typische Verkörperung des Menschenlebens zu liefern, er erkennt, dass diese Aufgabe auf dem Boden pantheistischer und spinozistischer Anschauungen nicht in dichterischer Form zu lösen ist, weil die nöthigen Symbole dafür fehlen, weil das von ihm selbst geschaffene Symbol des Erdgeistes nicht die nöthige allgemeine Giltigkeit und Deutlichkeit besitzt.

Desshalb legt er im Prolog im Himmel, der nun an Stelle der früheren Anfangsscene Richtung und Ziel der Handlung bezeichnet, die mittelalterliche, vorkopernikanische Weltanschauung zu Grunde, wie Valentin richtig hervorgehoben hat: Gott und Teufel persönlich gestaltet, als feindliche Mächte um die menschliche Seele streitend.

Zwischen ihnen steht nun Faust in der Mitte. Es ist klar, dass Faust dadurch auch als dramatische Gestalt eine gänzlich veränderte Bedeutung erhält. In der ursprünglichen Conception ist er der Titan, der sich aus eigner Kraft durch das Leben aus der Dunkelheit zum Lichte hinaufringt. Der Erdgeist gibt ihm das Ziel: höchste Erkenntniss durch reichste Erfahrung, Mephistopheles ist der Vermittler, der ihm dazu verhilft. In der Fassung des Fragments gelangt Faust, wie früher nur auf die eigene Kraft gestellt, verhältnissmässig schnell (für den dramatischen Zweck wohl zu schnell) zu der scientia intuitiva, fast hat er in dem Monolog in Wald und Höhle schon das Ziel, die animi acquiescentia, erreicht, nur die Existenz des Bösen, das sich ihm zur Seite in Mephistopheles verkörpert, beunruhigt und peinigt ihn noch.

Dagegen wird er in der endgiltigen Gestalt, die Goethe seinem Werke gab, zu dem Object, an dem die beiden grossen streitenden Mächte ihre Kräfte messen, die eine nur in seinem Innern als dunkler Drang wirksam, die andere

von innen und aussen gegen jene ankämpfend, und es handelt sich nicht mehr in erster Linie um sein Erreichen eines selbst gesteckten Zieles, sondern um die Austragung des grossen, ausserhalb alles irdischen Bereichs geführten Kampfes, die Leitung der Handlung übernehmen Gott und Satan, und die früheren Functionen des Erdgeistes im Drama gehen auf sie über. Daraus ergaben sich erhebliche Schwierigkeiten für Goethe, zumal an der Stelle, wo die grosse Lücke im Fragment begann.

Man ersieht das deutlich aus den Stellen, an denen in den seit 1797 hinzugedichteten neuen Theilen des Erdgeistes Erwähnung geschieht.

In dem neuen zweiten Monolog Fausts nach Wagners Abgang werden alle Hauptmotive der Ergeistscene fast wörtlich recapitulirt:

Du hast mich mächtig angezogen (V. 483) =
Hab' ich die Kraft dich anzuziehn besessen (V. 624)

Die Brust, die eine Welt in sich erschuf,
Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erschwoll, sich uns, den Geistern, gleich zu heben
(V. 491 ff.) =
Ich, mehr als Cherub, dessen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fliessen
Und, schaffend, Götterleben zu geniessen,
Sich ahnungsvoll vermass (V. 618 ff.)

Ein furchtsam weggekrümmter Wurm (V. 498) =
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt (V. 653)
und Du erst noch Wurm (V. 707)

Geschäftiger Geist, wie nah fühl' ich mich dir (V. 511) =
Ich fühlte mich so klein, so gross (V. 627)

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir (V. 512 f.) =
Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen (V. 623) und
Den Göttern gleich ich nicht (V. 652)

endlich das Zusammenstürzen Fausts beim Verschwinden der Erscheinung, umschrieben in dem Verse:

Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft (V. 622).

Die Zusammenstellung beweist, dass der Dichter in Bezug auf die Fortführung der Handlung nach Wagners Abgang in Verlegenheit war. Er nimmt zur Wiederholung seine Zuflucht, zeigt den Helden in rathloser Verzweiflung und lässt dann plötzlich den Gedanken des Selbstmordes in ihm wach werden.

Welchen Zweck Goethe der Beschwörung jetzt unterlegt, wird klar aus den Worten:

Du stiessest grausam mich zurücke,
In's ungewisse Menschenloos.

Also wollte Faust durch den Erdgeist zu einem übermenschlichen, von höherer Gewissheit erfüllten, götterähnlichen Dasein gelangen. Wie stimmt das nun zu den Gefühlen, die beim Erblicken des Zeichens des Erdgeistes seine Seele erfüllten:

Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen?

Sie scheinen doch deutlich genug die Einwirkung des Erdgeistes so zu kennzeichnen, dass durch ihn eine leidenschaftliche Bethätigung im Erdenleben erregt wird. Klafft da nicht ein völliger Gegensatz zwischen dem Früheren und dem Späteren?

In dem Entschluss, den Faust in den ersten neun Versen des Fragments von 1790 ausspricht, bezeichnet er fast mit denselben Worten dasselbe, was hier im Gefühl der Nähe des Erdgeistes in ihm lebendig wird, als die Absicht, die er bei seinem Bunde mit Mephistopheles verfolgt:

Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst geniessen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Ich verzichte darauf, hieraus neue Beweise für die enge Verbindung von Erdgeist und Mephistopheles in Urfaust und Fragment zu formen, weil sie vielleicht von Ihnen als allzukühn zurückgewiesen würden. Die Versuchung dazu liegt freilich nahe.

So viel scheint mir aber aus dem Angeführten mit Gewissheit hervorzugehen, dass die Absicht Fausts bei der Beschwörung sich in der letzten Fassung beträchtlich verschoben hat.

Wie steht es nun mit ihrer Wirkung? Im Urfaust kommt die Wirkung der Erscheinung auf Fausts Seelenzustand nicht zum Ausdruck, weil die Handschrift unmittelbar nach dem ablenkenden Gespräch mit Wagner abbricht. Dieses zeigt den Helden beruhigt, nachdem er sich von der ersten gewaltigen Erschütterung, die ihn zusammenbrechen liess, aufgerafft hat. Erst die endgiltige

Fassung von 1808 zeigt ihn, als er wieder allein ist. Da ruft er sich die ganze Erdgeistscene noch einmal ins Gedächtniss zurück und der erste Zustand der Verzweiflung wiederholt sich.

Er verzichtet auf alles Naturerkennen, auf jeden weiteren Versuch, sich dem Geiste, der ihn beim ersten Ansturm zurückgewiesen hat, auf andern Wegen im Bereiche des Irdischen zu nähern, die Selbstvernichtung steht als einziges Mittel vor ihm, sich zu der Götterwonne des Geisterdaseins, die er erstrebt hat, aufzuschwingen:

Hier ist es Zeit, durch Thaten zu beweisen,
Dass Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht.

Aber es ist nicht der Erkenntnisstrieb, der ihm die Schale mit dem Gifttrank in die Hand drückt, sondern nur die Verzweiflung, das zeigen die Worte:

Und, wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahin zu fliessen.

Das zeigt auch die Anrede an den Erdgeist in dem 1815 geplanten Monodrama:

Ich sollte wohl im Jammer weilen,
Nachdem ich einmal dich geschaut.
Sieh mich entschlossen, sieh mich eilen.
Das Ende such ich, keine Braut.

Also diese Verzweiflung ist jetzt, in der Fassung von 1808, die einzige Wirkung, die die Erscheinung des Erdgeistes bei Faust hervorbringt. Sie bleibt dramatisch ohne Folgen; denn der Selbstmord wird nicht zur That. Auch für die Abwendung von dem Streben nach unmittelbarer Naturerkenntniss liegt die Ursache nicht darin, dass der Erdgeist Faust zurückgewiesen hat. Zwar sagt er später nach dem Abschluss des Vertrages (V. 1746 f.):

Der grosse Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschliesst sich die Natur,

und so scheint der Misserfolg der Beschwörung von Einfluss darauf zu sein, dass er später den Pact mit dem Teufel eingeht. Jedoch ist dieser Schritt durch seinen Zustand beim Beginn des Dramas vollkommen genügend motivirt und ein innerer Zusammenhang zwischen dem Pact und der Erscheinung ist nicht nachweisbar.

Der Erdgeist ist in dem Faustdrama von 1797 für die Handlung entbehrlich geworden; ihr Fortgang wird durch seine Erscheinung nicht gefördert, sie bleibt, abgesehen von der momentanen Wirkung, für Faust ohne alle Folgen. Machen Sie nur die Probe auf das Exempel! Streichen Sie die ganze Erdgeistscene mit allen späteren Stellen, die sich auf sie beziehen, aus dem Drama! Ich behaupte, dass sich dadurch nicht die geringste Lücke in der Motivirung ergeben wird.

A.: Angenommen, dass dies richtig ist, warum hat Goethe den Erdgeist nicht beseitigt?

B.: Ich erkläre mir das einmal dadurch, dass er die grossartige, seit 1790 veröffentlichte Scene des Erdgeistes nicht aufgeben wollte, da sie Fausts übermenschliches Streben gut zur Anschauung brachte und für seine Verzweiflung ein weiteres, freilich entbehrliches Motiv lieferte, dann aber aus seiner Scheu vor Aenderungen in den bereits veröffentlichten Theilen, die so gut wie wörtlich übereinstimmend im Jahre 1808 von neuem erschienen. Deshalb hat er auch die Stellen in den Scenen »Wald und Höhle« und »Trüber Tag. Feld«, an denen der Erdgeist erwähnt wird, nicht verändert, zumal da sich die dadurch bedingten Widersprüche nur dem sorgsam Nachforschenden ergeben, während der naive Leser des vollständigen ersten Theiles ohne weiteres annimmt, dass an beiden Orten Gott gemeint sei. Ich habe die Probe darauf bei zahlreichen gewissenhaften Faustlesern, die von der Forschung über diese Fragen nicht berührt waren, gemacht, und stets auf meine Frage, wer mit dem erhabenen, dem unendlichen und dem grossen herrlichen Geist gemeint sei, dieselbe Antwort erhalten, nämlich: Gott.

A.: Nun, das scheint doch wohl die Richtigkeit meiner Ansicht trotz allem, was Sie dagegen vorgebracht haben, zu bestätigen?

B.: Das kann ich sowohl bejahen wie verneinen, und in der Antwort, die ich zu geben habe, scheint mir die Lösung des so viel umstrittenen Problems zu liegen.

In der ursprünglichen Gestalt des Faust wie im Fragment ist die Einführung eines persönlichen Gottes als mithandelnde Person unmöglich, also lassen sich die Anrufungen, um die es sich handelt, wenn nach ihrer ursprünglichen Bedeutung gefragt wird, nicht auf ihn beziehen; sie gelten vielmehr dem Erdgeist. In der abgeschlossenen Dichtung aber sind sie nach dem Willen des Dichters als an Gott gerichtet aufzufassen, trotzdem dabei einzelne Widersprüche bestehen bleiben. Um diese zu erklären, genügt es, auf die innere Entstehungsgeschichte des Werkes und die Scheu des Dichters vor nachträglichen, nicht unbedingt nöthigen Aenderungen am Faust zu verweisen. Dagegen führt jede einseitige Entscheidung für eine der beiden Auslegungen zu unmöglichen Consequenzen.

A.: Mit diesem Ergebniss unseres Gesprächs erkläre ich mich einverstanden. Hoffen wir, dass alle, die gleich uns an dieser wichtigen Frage der Faustforschung Antheil nehmen, unsrer Lösung derselben zustimmen werden.

4.

Leonardos Abendmahl und Goethes Deutung.

Von

Josef Strzygowski.

Am Beginne des Jahrhunderts hatte Gius. Bossi die ihm bekannten Copien von Leonardos Abendmahl in S. Maria delle Grazie in Mailand durchgezeichnet, um auf dem Wege des Vergleiches zu einer möglichst getreuen Wiederherstellung des fast zerstörten Originals zu gelangen. Im Jahre 1810 veröffentlichte er dann seine Abhandlung »Del cenacolo di Leonardo da Vinci.« Diesen Arbeiten Bossis trat Goethe im Herbst 1817 näher. Karl August hatte Bossis Copien in Mailand erworben, am 16. November verzeichnet Goethe in seinem Tagebuche den Besuch einer Ausstellung dieser Zeichnungen in Weimar, abends liest er dann auch in Bossis Abhandlung. Vier Monate steht die Beschäftigung damit in erster Linie, das Tagebuch gibt Aufschluss über die schrittweise Entwicklung der Studien Goethes, die Correspondenz mit Cattaneo und Mylius in Mailand, über die Personen, denen Goethe seinen eigenen Aufsatz vorlas oder zur Durchsicht übersandte, endlich auch über andere Anregungen, die ihm von aussen kamen, wie etwa Maler Müllers Aufsatz in den Heidelberger Jahrbüchern.[1]

[1] Im Goethe National-Museum findet sich überreiches Material für Goethes Abendmahlsstudien, ebenso im Goethe- und Schiller-Archiv, auch im VI. Bd. der Tagebücher passim.

Es ist nicht unsere Aufgabe, dieses allmälige Werden von Goethes Aufsatz »Joseph Bossi. Ueber Leonard da Vinci Abendmahl zu Mailand« zu verfolgen. Wir greifen nur die endgiltige Deutung heraus, die darin von Leonardos Abendmahl gegeben wird. Sie ist uns so vollkommen in Fleisch und Blut übergegangen, dass man nicht bald eine Beschreibung des Bildes, wenigstens keine deutsche, finden wird, in der nicht Goethes gedacht und seine Deutung als »abschliessend« und »unübertrefflich« bezeichnet würde.

Im Nachfolgenden suche ich die Ueberzeugung zu begründen, dass Goethe nicht richtig gedeutet hat. Der Nachweis nöthigt mich, einen langen Weg einzuschlagen, ich darf eine neue, eingehende Beschreibung des Bildes nicht scheuen. Die Betrachtung wird dabei ausgehen vom Originale selbst. Dort ist zwar nicht mehr viel zu sehen und was da ist, sind zumeist Reste der seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts vorgenommenen Restaurationen. Bekanntlich war das Bild in einer für die in Betracht kommende Wand ungeeigneten Technik gemalt und schon Lomazzo und Vasari sahen es ein halbes Jahrhundert nach der Entstehung als Ruine, von Farben entblösst (quasi affato annichilato) und 1674 wurde es einer untergehenden Sonne verglichen.[1] Trotzdem ist in wesentlichen Punkten, wie insbesondere für die Art der Vertheilung von Licht und Schatten doch nur das Original selbst massgebend. Zur Vergleichung wird Morghens Stich, von dem ja bekanntlich auch Goethe ausgeht, zur näheren Bestimmung eine Copie der Brera herangezogen werden, die mit dem Namen des Cesare Magnus, eines Künstlers bezeichnet ist, von dem aus den Jahren 1530 und 1533 Werke erhalten sind.[2] Es wird dem Leser angenehm sein, diese drei Vergleichsobjecte in den diesem Jahrbuchbande beiliegenden Tafeln zur Hand zu haben.

B e s c h r e i b u n g. Im Vordergrunde eines tiefen Saales, der sich in der Schlusswand mit drei Fenstern nach einer Landschaft öffnet, sehen wir an der Rückseite eines quer gestellten schmalen Tisches eine Gesellschaft von Männern. Es tritt deutlich eine Mittelfigur und zwei Gruppen zu je drei Gestalten auf jeder Seite hervor, also im Ganzen 12 bezw. 13 Personen, die wir in der Beschreibung der Reihe nach von der Mittelfigur aus nach rechts und links mit fortlaufenden Zahlen von 1—6 bezeichnen wollen, so dass

[1] Vgl. die Belegstellen bei Bossi a. a. O. S. 26 ff.

[2] Vgl. Crowe und Cavalcaselle, Gesch. d. ital. Malerei, deutsche Ausgabe VI, S. 93 Anm. und Lermolieff, Kunstkrit. Studien, die Gal. zu Berlin S. 123.

also R. 6 d. i. Rechts 6 die äusserste Figur rechts, L. 1 d. i. Links 1 diejenige Gestalt links ist, welche sich zunächst an die Mittelfigur anreiht.

Die Mittelfigur sitzt in Vorderansicht da und legt, indem sie den Kopf ganz leicht nach vorn und nach der Seite neigt[1] und die Augen niederschlägt, beide Hände auf den Tisch. Der Kopf ist der eines etwa 30—40jährigen Mannes. Er wird von reich auf die Schultern herabwallendem Haar, das in der Mitte gescheitelt ist, umrahmt, hat eine breite, nicht zu hohe Stirn, fleischige Augenpartien, lange, etwas überhängende Nase, einen breiten Mund mit aufgeworfenen Lippen und spärlichen Bart. Der kräftig modellirte Hals wird von dem halbrunden Ausschnitt eines Untergewandes umrahmt, das, inmitten des Saumes durch eine Agraffe geschlossen, in radial geordneten Steilfalten herabfällt. Quer darüber nach der linken Schulter zieht sich ein Mantel mit hellem Ueberschlag,[2] der sich, über den Arm herabfallend, nach der Hand zu aufbauscht. Die Hand ist kurz und breit; sie liegt mit der Handfläche nach oben offen auf dem Tische. Die andere dagegen richtet sich mit der Fläche nach unten, die Finger sind auseinandergespreitzt und gekrümmt erhoben, während Ballen und Daumen auf der Tischplatte ruhen. Bei Magnus sieht man unter dem Tische deutlich die übereinandergeschlagenen Füsse.

Von der links anschliessenden Gruppe sitzt 1 in Dreiviertelansicht nach rechts gewandt da, hat die Hände mit verschränkten Fingern auf dem Tisch liegen und bildet im Uebrigen eine Art Seitenstück zur Mittelfigur, der sie auch in Kopftypus und Gewandung sehr ähnlich sieht; nur ist das Gesicht bartlos und der Kopf stärker geneigt. Neben ihr sitzt 2 ebenfalls in Dreiviertelansicht nach rechts, aber mit energischer Bewegung des Oberkörpers nach dem Beschauer zu, wobei der fast über die Mitte des Tisches vorgeschobene rechte Arm ein Salzfass umwirft.[3] Während er in dieser Hand etwas wie einen Beutel hält, ist die linke vorgestreckt und ruht mit Ballen und Daumen auf der Tischplatte, die Finger sind wieder erhoben. Es fällt auf, dass diese Hand im Gegensatz zu den weissen Händen der beiden vorherbeschriebenen Gestalten bei Magnus ein dunkles Incarnat zeigt. Der sehr nervige Hals wächst aus einem

[1] Morghen hat die Neigung sehr verstärkt.

[2] Bei Magnus und Morghen ist es dieses typisch leonardeske Motiv verschwunden.

[3] Dasselbe fehlt heute im Original, ist aber nicht nur bei Morghen, sondern auch bei Magnus vorhanden. Auch ist es wahrscheinlich, dass Leonardo dieses unheilverkündende Geschehniss dargestellt hat.

Untergewand und einem Mantel hervor, der auf der rechten Schulter zurückgeschlagen ist. Der auffallend scharf im Profil hervortretende dunkle Kopf ist von kurzem krausem Haar bedeckt, hat niedrige Stirn, stark überhängende, gebogene Nase, tiefliegende Augen, zusammengekniffenen Mund und kurzen, vorspringenden Bart. Der Mann wendet den Kopf nach rechts und etwas zurück, wo hinter ihm L. 3 ein Greis hervorkommt, der seine linke, nach der Mitte weisende Hand auf die Schulter von L. 1 legt, indem er zugleich seinen Kopf dicht demjenigen des andern nähert. Er hat spärliches Haar, kräftige Nase, kurzen Bart; seine Augen sind halb gesenkt, der Mund geschlossen.[1] Er ist von seinem Sitze aufgestanden und beugt sich über die Schulter von L. 2, indem er die rechte Hand hinter dem Rücken dieses Vordermannes mit einem Messer in die Seite stemmt.

Der zweite Dreiverein auf dieser Seite ist um die Tischecke gruppirt. L. 4 ein langer, hagerer Greis, sitzt in Vorderansicht da und hält, den Kopf erhoben nach rechts hin wendend,[2] beide Hände offen vor der Brust. Der kahle, nur mit einem Flaum von Haaren bedeckte Schädel hat niedrige Stirn und einen überaus langen Unterkiefer, der durch den Bart noch verlängert wird; die Nase hängt über den nach oben geschobenen, zahnlosen Mund herab, die fleischlosen Wangen und der eingefallene Hals vollenden das Bild eines alten Mannes. Er ist mit einem Untergewand bekleidet, das um den Hals mit Saum und Sckmuckstück versehen ist und im Original wie bei Morghen in einer halbrund schliessenden Falte, bei Magnus in einer reich bewegten Masse von Steilfalten herabfällt, von denen besonders die mittlere wegen der Analogie in Leonardos Grottenmadonna Beachtung verdient. Darüber ein beide Schultern bedeckender Mantel. Die Hände stehen sich mit den abgespreitzten Daumen gegenüber, die Handflächen sind nach vorn geöffnet. — An die Schulter dieser Gestalt lehnt sich, ähnlich wie L. 3 auf die von L. 1, L. 5, ein Mann, dessen Kopf dem der Mittelfigur gleicht, nur ist er ins Profil gestellt. Auch die Gewandung ist ähnlich. Indem er mit der rechten, auf die Schulter des Vordermannes gelegten Hand einen Halt sucht, greift er mit der linken hinter dem Rücken des Greises nach dem Arm von L. 3, den er mit den Fingerspitzen berührt. — Die letzte Gestalt L. 6 ist aufgestanden; die Beine kreuzend, lehnt sie den

[1] Morghen hat den Ausdruck ganz verzerrt und den Mund geöffnet.

[2] Bei Magnus und Morghen geschieht dies viel energischer als heute im Original.

Schooss an die Tischkante und blickt, sich mit aufgestützten Armen weit vorneigend, ungemein scharf nach rechts und abwärts, also nicht auf die Mittelfigur; der fixirte Punkt muss vielmehr vor und unter deren Kopf liegen. Morghen hat das besonders auffallend hervorgehoben. Auf kräftigem Nacken sitzt ein krauser Kopf, dessen gefaltete Stirn (Magnus), starrende Augen und zusammengepresster Mund die gespannteste Aufmerksamkeit verrathen. Sein Untergewand zeigt den unten engen, über dem Ellenbogen aber abgebundenen und gebauschten Aermel, den Leonardo so oft verwendet, dazu einen Mantel, dessen Enden auf der rechten Schulter in einen Knoten geschlungen sind und der dann, quer über Brust und Schulter herabfallend, vorn zu einem auf dem Tische liegenden Bausch aufgenommen ist. Während die rechte Hand fest aufgestützt ist,[1] berührt die linke bei Magnus den Tisch nur wie tastend mit den Fingerspitzen, wodurch der aufmerksam beobachtende Ausdruck der Gestalt ungemein erhöht würde. Doch muss bemerkt werden, dass sowohl im heutigen Original, wie in den Stichen von Soutmann (nach Rubens) und bei Morghen auch die linke Hand, der rechten entsprechend, als Armstütze benutzt ist und breit auf der Tischplatte liegt.

Gehen wir nun auf die rechte Hälfte der Tischgesellschaft über, so sitzt der Mittelfigur zunächst ein Mann in ähnlicher, nur noch heftigerer Erregung wie L. 6. Auch er hat die Augen starr vor sich hingerichtet. Hier ist jeder Zweifel ausgeschlossen: er blickt nicht auf die Mittelfigur selbst,[2] sondern auf einen Punkt vor derselben, etwa in der Umgebung ihrer rechten Hand. Starres Entsetzen malt sich auf seinen Zügen: der Mund ist aufgerissen, die Augen wie gebannt. Dabei fährt der Oberkörper zurück und die Arme zucken wie im Anprall auseinander. Der Kopf wird von reichem Lockenhaar und einem kurzen, getheilten Bart umrahmt, die Gewandung besteht aus dem Unterkleid allein, das, um die Hüften gegürtet und am Halse durch einen Saum mit Agraffe verziert, in reichen Falten, ähnlich wie bei L. 4, über die Brust herabfällt und sich am Oberarm aufbauscht. Man beachte nun von den geöffnet erhobenen Händen die linke, welche der Tischplatte nahe kommt. Dieselbe hatte während des 18. Jahrhunderts scheinbar 6 Finger und gab damaligen Besuchern des

[1] Bei Magnus hält sie dabei eine Art Serviette.

[2] Wie der Mann dreinschauen müsste, wenn die Mittelfigur sein optisches Ziel wäre, vergegenwärtigt die geänderte Kopfstellung bei Luini, der in der Kreuzigung in S. Maurizio in Mailand von dieser Figur des Leonardo Gebrauch gemacht hat.

Cenacolo mehrfach Anlass zu allerhand Bemerkungen.[1] Die Sache löst sich, wie man bei Magnus sehen kann, so, dass unter dieser Hand von R. 1 eine zweite lag, die, da man beide Hände von R. 3 sieht, nur zu R. 2 gehören konnte. Im vorigen Jahrhundert war davon deutlich ein Finger zu sehen, den man zur Hand von R. 1 zog. — R. 2 hatte also eine Hand auf der Tischkante liegen, genau darunter kommt bei Magnus unter der Tischplatte auch der linke Fuss dieser Gestalt hervor, welcher, schief gestellt und halb erhoben, deutlich erkennen lässt, wie die Gestalt mit dem Oberkörper nach links hin ausfällt. Also ist auch hier eine momentane, heftige Bewegung gegeben. Darauf deuten auch Kopf und Hand, die links neben R. 1 hervorkommen. Der krause, bärtige Kopf ist erhoben und blickt mit emporgezogenen Brauen auf die Mittelfigur; dabei ist der Mund geschlossen und die Hand bis auf den nach oben gestreckten Zeigefinger geballt. — Ueber die andere Schulter von R. 1 beugt sich R. 3, ein bartloser Jüngling, der aufgestanden ist und die Hände so erhoben hält, dass die Fingerspitzen die Mitte der Brust berühren. Auffallend ist, dass auch er eigentlich nicht nach der Mittelfigur blickt, sondern dass der Blick des vorgestreckten und leicht vom Beschauer abgeneigten Kopfes an dieser vorüber und (bei Magnus) wieder nach jenem Punkt gerichtet scheint, den L. 6 und R. 1 fixiren. Auch drückt das Gesicht bei Magnus und Morghen mehr Entsetzen als Gefühlsweichheit aus. Die Gestalt ist in einen Mantel gehüllt, der, den Halsansatz freilassend, vorn durch eine Agraffe zusammengehalten wird und dann über die Schultern herabfällt. Auf der linken Seite ist er aufgenommen und in einem Bausch unter den Arm geschoben.

Die letzte Gruppe des Bildes rechts ist wie drüben um die Tischecke geordnet. Von den drei Gestalten sind R. 4 und R. 6 in engere Verbindung gesetzt. R. 6, die letzte Figur an der Schmalseite des Tisches, wie L. 4 ein Greis, der bei Rubens, Morghen und heute auch im Original bärtig, bei Magnus aber und auch in einer theilweisen Wiederholung dieser Bildseite in dem Kreuzigungsbilde des Luini in S. Maurizio zu Mailand,[2] ohne Bart gegeben ist. Letzteren Typus möchte man lieber angewendet sehen, weil es sonderbar ist, dass Leonardo einen seiner Lieblingsköpfe in dem Bilde überhaupt nicht verwerthet hat. Auch bei dieser Gestalt vereinigen sich alle Merkmale zum Bilde

[1] Man lese bei Bossi S. 64 ff. nach, was Cochin 1758, La Lande 1765 und Gallarati 1779 sagen, dazu die Aufklärung von Bossi S. 99.
[2] Phot. von Brogi 7350.

eines hageren Greises: die niedrige, kahle Stirn, die herabhängende Nase, der emporgeschobene Mund, das vorquellende Kinn und die mageren Wangen. Der sehnige Hals tritt frei aus einem ähnlich wie bei R. 3 umgeworfenen Mantel hervor, welcher auf der linken Schulter mit einem Ueberschlag aufliegt. Die Gestalt sitzt etwas in sich zusammengesunken da, erhebt beide Hände offen, mit der Handfläche nach oben vor sich und blickt mit zusammengezogenen Brauen nach R. 4, einem bartlosen Manne, der, aufgestanden, heftig nach ihm hinfährt und mit beiden Armen energisch nach der entgegengesetzten Seite, d. i. nach der Mitte weist.[1] Morghen hat ihm antikrömische Züge gegeben, davon findet sich sonst keine Spur; wie denn überhaupt Leonardo nie der Antike zu Liebe die eigene Beobachtung zurücksetzt. Vielmehr hat er das derbe leonardeske Gesicht, welches stets erst durch den Ausdruck verklärt wird. Die Hände weisen energisch nach der Mitte, ohne dass durch die Finger eine bestimmte Stelle fixirt würde. Zwischen den beschriebenen beiden Gestalten erscheint R. 5 so, dass man nicht erkennt, ob er sitzt oder steht. Man sieht nur Oberkörper und Kopf, beide nach rechts gewandt, der letztere von reichem Haar und Bart umrahmt. Die Augen sind bei Magnus und Morghen stark in die Ecken links, d. h. nach der Mitte zu gerichtet, obwohl die Gestalt nicht im Stande ist, dahin zu blicken.[2] In diese Richtung weist auch der Daumen der erhobenen rechten Hand; die linke dagegen liegt mit der Handfläche nach oben auf dem Tisch und wird, indem sie ebenfalls die Richtung nach der Mitte hat, wie vom Oberkörper nachgeschleift.

Alle diese Personen nun sind bei einem Gastmahle vereint. Der lange, schmale Tisch steht auf vier Blöcken und ist mit einem weissen, an den Enden schön gebordeten Linnen, an dem die Liegefalten deutlich ausgeprägt sind, bedeckt; die Enden hängen, in einen Knoten geschlungen, an den Ecken herab. Auf der Tischfläche herrscht ein buntes Durcheinander von Schüsseln, Gläsern, Broten und Früchten. Bei näherem Zusehen lässt sich nach dem Original und Magnus feststellen, dass zu jedem der 13 Theilnehmer ein tiefer leerer und ein flacher gefüllter Teller davor, ein halbgeleertes Glas, ein Brot und ein Apfel gehört, dass ferner auf jeder Tischseite je eine grössere Schüssel mit Fischen, eine zierliche Flasche und je zwei

[1] Bei Luini in der Kreuzigung thut er dies, indem er den Mund mit lebhaftem Zuruf öffnet.

[2] Im heutigen Original und bei Rubens blickt er R. 6 an.

Salzfässer stehen, vor der Mittelfigur ferner eine leere, grosse Schüssel. Das Gastmahl war also im schönsten Gange, die Speisenden sassen dicht gedrängt an drei Seiten nebeneinander und liessen die vordere Langseite frei.

Eine wesentliche Rolle in der Linear-, wie Lichtcomposition spielt der Raum, in dem das Mahl stattfindet. Darin ist das Original ganz einzig, das hat keine der Copien in gleicher Wirkung nachahmen können. Es muss auffallen, dass Leonardo für seine Breitcomposition einen tiefen Längsraum nahm, von dessen Lichtquellen wir nur im Hintergrunde zwei Fenster und eine Thür sehen, die sich nach einer sonnendurchleuchteten Landschaft öffnen. Die Absicht ist die, dass von dort aus bis zu den Speisenden nur wenig Licht dringen, sie daher in einem Halbdunkel sitzen und nur da heller hervortreten sollen, wohin Leonardo Theile einer Lichtquelle vordringen lässt, die von links oben einfällt und sich in warmer Sättigung auf der rechten Seitenwand ausbreitet. Das alles ist bei Morghen ganz entstellt, bei Magnus unverstanden. Dazu kommt eine ungemein reich entwickelte Linearperspective, die den schon durch das Licht geweiteten Raum noch überraschender zurücktreten lässt. Die das ganze Bild umrahmende Profilleiste ist so dargestellt, als wenn sie von oben in den Raum einschnitte, eine prächtig wirkende Idee, die auch wieder nur im Original zur vollen Geltung gelangt. Die Decke ist getäfelt, dominirend treten dabei die Längsstreifen hervor, deren Richtung auch an den Seitenwänden durch den oberen Rand von vier in Abständen aufgehängten Brokatteppichen und kleinere oblonge Felder dazwischen festgehalten wird. Sogar der Boden ist und zwar, wie sich zeigen wird, mit ganz bestimmter Absicht längsgestreift. Der Augpunkt aller dieser Linien liegt ungefähr auf der Stirn der Mittelfigur, deren Kopf sich vom hellen Grund einer geöffneten Thür abhebt, über der sich ein profilirter Architrav mit einem auf Consolen ruhenden Rundgiebel erhebt. An der Landschaft ist im zerstörten Original heute noch die wunderbare Lichtfülle bemerkenswerth. Man erkennt von den Einzelheiten nur so viel, dass es sich um eine Hügellandschaft handelte, etwa in der Art, wie sie Magnus andeutet.

C o m p o s i t i o n. Die lange Reihe isokephal geordneter Menschen hat an und für sich durchaus nichts Anziehendes, obwohl der Künstler bemüht war, sie für sich und im Zusammenhange mit dem Raume zu gliedern. Die Auflösung in vier Gruppen zu je dreien um die Mittelfigur ist bereits von Goethe hervorgehoben, ebenso, dass die beiden seitlichen untereinander durch das Uebergreifen der Hände

von L. 5 und R. 4 verbunden sind. Zwischen der Mittelfigur und ihrem Nachbar L. 1 klafft eine dreieckige Lücke, dieselbe tritt als Caesur, aber stark verdeckt, auch auf der andern Seite zwischen der Mittelfigur und R. 1, dann zwischen L. 3 und 4 und R. 3 und 4 hervor. — Viel weniger auffallend und daher bisnun unbeachtet ist eine andere Trennung der Gruppen, die in die Linien des Gesammtraumes übergreift. Die Mittelfigur bildet an sich ein Dreieck. Dasselbe hat seine Fortsetzung nach unten in den Bodenstreifen, deren nach Magnus im Ganzen vier auf jeder Seite sichtbar gewesen sein dürften.[1] Davon laufen die beiden mittleren, auf denen die inneren Füsse der mittleren Tischböcke stehen (Alles im Original durch die später ausgebrochene Thür entfernt), genau bis zur Breite der darüber hervorkommenden, rückwärtigen Thür zusammen, die beiden folgenden, auch im Original sichtbaren, bilden scheinbar die Verlängerung des Dreiecksaufbaues der Mittelfigur. Die nächsten laufen genau auf den Einschnitt zwischen den seitlichen beiden Gruppen hin und die letzten schliessen die ganze Reihe ab. Zu diesem Eingriff der unteren Partien gesellt sich ein solcher von oben. Man hat bemerkt, dass sich L. 3 und R. 3 vorneigen; sie bilden die Grenzen der ersten Seitengruppen, ihre Bewegung wird unten durch die Streifen aufgenommen. Oben aber münden auf ihre Köpfe die senkrechten Linien, welche die hinteren Ecken des Raumes bilden und der Rundbogen über der Thür verbindet sie zu einer etwa halbrunden Mittelpartie. Freilich sieht man das gut nur im Originale.

Ihren Reiz bekommt diese Composition nun aber doch erst durch die wunderbare Beleuchtung. Es wurde bereits oben gesagt, dass die auffallende Wahl eines tiefen Raumes für eine Quercomposition nur mit Rücksicht auf den Wunsch des Künstlers, ein Helldunkel herzustellen, erklärbar ist. Dazu kommt eine überaus lebendige Bewegung der Atmosphäre, die durch die Begegnung des von rückwärts und unten einfallenden spärlichen Lichtes mit der von links und oben eindringenden eigentlichen Lichtquelle erzeugt wird. Die Wirkung des ersteren ist auf der linken, die des letzteren concentrirt auf der rechten Wand zu beobachten, wobei noch das Reflexlicht eine hervorragende Rolle spielt.

Deutung. Dargestellt ist das Abendmahl Christi. Wir sehen den Erlöser selbst in der Mitte, zu seiner Linken offenbar Johannes, den Simon Petrus L. 3, durch Messer und

[1] Morghen ist hier ganz abweichend auch darin, dass er sie hell auf dunklem Grund gibt. Im Original und bei Magnus ist das gerade umgekehrt.

Kopftypus charakterisirt, an der Schulter berührt, zwischen Beiden unzweifelhaft Judas. Die Bezeichnungen der übrigen Apostel sind schwankend, wenn man sich nicht, wie das Bossi (S. 76 ff.) gethan hat, an die Inschriften hält, welche in einer alten Copie des Bildes in Ponte Capriasca jede einzelne Figur begleiten. Danach entspricht es unserer Erwartung, wenn Andreas L. 4 neben seinem Bruder Petrus, Jacobus major R. 1 seinem Bruder Johannes gegenüber gesetzt ist. Schon Bossi hat versucht, die übrigen Apostel auch ikonographisch zu beglaubigen. Für uns sind ihre Namen bedeutungslos; wir bedienen uns der eingeführten Numerirung und werden, wo dies wünschenswerth erscheinen dürfte, den gebräuchlichen Namen in Klammern dahinter setzen.

Was uns an dieser Stelle zunächst ausschliesslich angeht, ist die Frage nach dem Moment, welchen Leonardo dargestellt hat. Nach den evangelischen Berichten verläuft die Handlung in zwei Phasen, anknüpfend an zwei Aussprüche Christi, davon der erste das »Wahrlich, ich sage Euch, einer unter Euch wird mich verrathen,« worauf die Jünger betrübt Christus und einander fragen, wer das wohl sein könnte: Bin ichs? und der andere: Bin ichs? Das Johannesevangelium mit dem Zusatz: Simon Petrus habe einem, der an Jesu Brust lag, gewinkt zu fragen. Darauf die zweite Aeusserung Christi: »Der mit der Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verrathen.« Dann folgt die Einsetzung des Sacramentes.

Welchen Moment nun hat Leonardo gewählt? Es ist bekannt, wie Goethe deutet: »Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: »Einer ist unter Euch, der mich verräth!« Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, Alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte, das Schweigen selbst bekräftigt: Ja, es ist nicht anders! Einer ist unter Euch, der mich verräth!«

Goethe steht mit dieser Erklärung nicht allein; vielmehr hat schon der Freund Leonardos, Luca Pacioli, der mit dem Künstler gerade in der Zeit, in welcher das Abendmahl fertig wurde (1496—1499), regen Verkehr hatte, diese Deutung ausgesprochen (Divina Proportione cap. III[1]: »non è possibile con maggiore (attentione) vivi gli apostoli imaginare al suono de la voce dell' infallibil verità, quando

[1] ed. Winterberg S. 41.

disse: Unus vestrum me traditurus est.« In ähnlicher Weise deuten Vasari, Lomazzo u. A. Heute ist diese Auffassung allgemein. Und doch ist sie meines Erachtens falsch. Denn welcher Moment dieser ersten Phase der Verrathankündigung sollte denn dargestellt sein? Offenbar nicht der unmittelbar darauffolgende, denn die Gesellschaft muss bereits Zeit gehabt haben, sich der Bedeutung der Worte bewusst zu werden und Stellung dazu zu nehmen. Goethe empfindet das auch und lässt Christus durch sein Schweigen, die Neigung des Hauptes und die Bewegung der Hände das Ausgesprochene bekräftigen. Was soll aber in diesem Falle die Bewegung der rechten Hand Christi und vor Allem das heftige, momentane Entsetzen, das den ihm unmittelbar benachbarten Apostel R. 1 erfasst? Warum starrt der so gebannt nach der rechten Hand Christi, warum wird auch der Blick von L. 6 so intensiv von demselben Punkt oder einem in unmittelbarer Nähe liegenden gefesselt? Goethe hat das zu erklären gesucht, indem er annimmt, R. 1 (Jacobus d. Aelt.) starre vor sich hin wie Einer, der das Ungeheure, das er durchs Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt und L. 6 (Bartolomäus) lässt er horchen, was Johannes vom Herrn ausfragen wird. Das ist doch gewiss nicht überzeugend.

Und nun, nachdem der Zweifel an der verbreiteten Deutung geweckt ist, sehen wir eine Stelle des Bildes genauer an, die nämlich, wo die Hände Christi, Johannis und des Judas sich in einer Gruppe gegenüberstehen. Es will mir scheinen, dass hier ein dramatischer Augenblick gegeben ist, der den Schlüssel zum Verständniss des ganzen Bildes liefert. Christus, dessen Hand noch mit Ballen und Daumen aufliegt, erhebt die Handfläche. Dabei muss auffallen, dass die Finger etwas stark vom Daumen abgespreitzt sind und sich nach links richten. Dort steht eine Schüssel und auf der andern Seite derselben gewahren wir die Hand des Judas, die, wie durch magische Gewalt getrieben, in der Bewegung der Hand des Erlösers folgt. Bezeichnend ist, dass im Original die Hand Christi etwas weiter von der Schüssel entfernt ist, als die des Judas, dessen Fingerspitzen direct über ihrem Rande stehen. Christus wird, seinen Gestus beibehaltend, die Hand leise der Schüssel nähern und dabei die des Judas gebannt halten. In dem Moment aber, wo Christus die Finger in die Schüssel fallen lässt, werden auch die des Judas sinkend den Rand berühren und der Verräther wird gefangen sein. Leonardo hat einen höchst dramatischen Augenblick dieses Vorganges gewählt, er lässt ihn überdies vor einer, den Eindruck

multiplicirenden Folie vor sich gehen: vor den rührend schlicht gefalteten Händen des Johannes.

Ich kann mir nicht denken, dass diese Composition der Hände eine nebensächliche Rolle spielen sollte, wie das bei der Goethischen Deutung der Fall wäre. Goethe hat den Gestus der rechten Hand Christi nicht ausdrücklich erklärt, aber man muss annehmen, dass auch er sie für den Ausdruck der Bestätigung des angekündigten Verrathes ansieht. Wie ist das nur möglich? Das besagt doch die linke Hand: Ja, es ist nicht anders! Einer ist unter euch, der mich verräth! Dazu aber gesellt sich wie die linke zur rechten Hand sofort das folgende: Der die Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verrathen. Und Christus erhebt die Hand, die des Judas folgt ihm. Entsetzt fährt R. 1 (Jacobus d. Aelt.) zurück, seine Augen starren wie gebannt nach der Schüssel, auch L. 6 (Bartolomäus) bemerkt die Bewegung der Rechten Christi und auch er folgt athemlos jeder ihrer Regungen, ebenso scheint auch R. 3 (Philippus) in dem Moment, wo er nach Goethe sich zu Christus hinwendend versichert: »Herr ich bins nicht!« u. s. f., die Bewegung der Hände zu bemerken und sein Blick bleibt mitten in der gefühlvollen Versicherung daran haften. Ich denke R. 1 allein widerlegt Goethe.

Und was ist's denn mit allen anderen Jüngern? Warum fühlt sich jeder einzelne von ihnen persönlich getroffen? Goethe hat, um das lebhafte Spiel der Hände zu erklären, eine Einleitung über den nationalen Hang der Italiener, lebhaft mit den Händen zu gesticuliren, gemacht. Ist es wirklich dieser Zug, dem Leonardo hat Rechnung tragen wollen? Oder liegt der Grund nicht vielmehr in dem dargestellten Augenblick? Es muss doch auffallen, dass alle Theilnehmer ausnahmslos beide Hände sehen lassen. Für R. 2 (Thomas), wo dies nach dem heutigen Zustande des Bildes und dem Stich Morghens hätte verneint werden können, ist die zweite Hand durch alte Copien und die Fabeleien des vorigen Jahrhunderts bezeugt. Bei einzelnen Gestalten sieht die Art, wie die Hände sichtbar gemacht sind, ja sehr natürlich aus, so bei L. 1, 2 und 6, R. 1, 3 und 4. Bei den beiden Greisen L. 4 und R. 6 sind sie ostentativ vorgewiesen. Und bei L. 3 und 5, R. 2 und 5 hat Leonardo offenbar Schwierigkeiten gefunden, beide Hände sehen zu lassen; er musste etwas auf die Nachsicht oder Oberflächlichkeit des Beschauers rechnen, vollkommen klar und nothwendig sind die Handbewegungen der letztgenannten sicher nicht. Wozu nun alle 24 Hände, im Falle Goethe recht hat?

Ich denke, das Alles sind Gründe genug zur Entschul-

digung, wenn ich es nunmehr wage, dem Bilde eine andere Deutung zu geben als Goethe und so viele vor ihm, unter ihnen auch Luca Pacioli. Gegenüber diesem letzteren, bei dem der Irrthum schwer verständlich ist, will ich zur Erklärung nur auf die Warnung verweisen, die schon Bossi (S. 14) an den Leser vor zu grossem Vertrauen in die Mittheilungen dieses Autors richtet: Parmi dover qui avvertire essere necessario di procedere con cautela nel prestar fede alle propositioni di questo autore. Uebrigens mag Luca sich nicht viel Gedanken über den eigentlichen Moment der Handlung gemacht haben. Es genügte ihm eben, dass ein solcher nach der Verrathankündigung gegeben war.

Inhalt. Bevor ich darauf näher eingehe, muss vorausgeschickt werden, dass das Ganze als eine Art Pantomime gegeben, d. h. dass keine Person sprechend gedacht ist. Nur R. 1 öffnet den Mund, offenbar aber nicht um zu sprechen, sondern vor Entsetzen. Auch Petrus, den Morghen sprechen lässt, hat den Mund geschlossen. Leonardo, der die Ausdrucksmittel der Malerei für die bedeutendsten aller Künste hält, will durch die Geberdensprache allein wirken und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenfassen.

Das gelingt ihm wahrhaft gross bei Christus. Während der Kopf den seelischen Zustand des Erlösers: Trauer, Ergebung spiegelt, gibt die offen daliegende Linke die klare Bestätigung für den unabwendbaren Verrath; die Rechte aber geht weiter, sie citirt bereits mit furchtbarer Ruhe den Verräther. Dieser selbst ahnt nicht, was seine Linke thut. Denn im Innersten getroffen und ängstlich um seine Entdeckung besorgt wie er ist, bringt ihn Petrus, der sich schwer auf seinen Rücken lehnt, aus der Fassung. Sich voll Misstrauen halb nach diesem umblickend, verliert Judas Christus aus den Augen und es geschieht so das, was er vermeiden will. Goethe deutet die Bewegung seiner Linken als unwillkürlich krampfhaft, als ob er sagen wollte: Was soll das heissen? was soll das werden? Gewiss, zugleich aber wird sie auch zum Verräther. Das war es ja, was Leonardo jedenfalls viel Ueberlegung gekostet hatte, wie Judas dazu gekommen sein kann, sich selbst zu verrathen.

Johannes fühlt sich ganz eins mit Christus, er leidet mit ihm und es fällt ihm gar nicht ein daran zu denken, dass ja auch er selbst mit zu den Betroffenen gehören könnte. Desshalb hat Leonardo den Petrus, welchen er aus compositionellen Gründen und desshalb nach rechts überbeugen musste, damit das gezückte Messer direct in Judas Flanke rücken sollte — ein Motiv, dessen Wirkung ja schon Goethe glücklich erkannt hat — desshalb hat

Leonardo den Petrus dargestellt, wie er den in sich versunkenen Johannes auf das, was in der Mitte vorgeht, aufmerksam macht. Dazu aber bedarfs keiner Worte, die hinweisend ausgestreckte Hand Petri liegt ja knapp vor des Jüngers Augen.[1]

L. 4 (Andreas) blickt nach der Mitte, entsetzt vielleicht wie Goethe will; er weist die Hände vor, als wollte er sagen: »Na, *ich* habe sie gewiss nicht im Spiel.« L. 5 (Jacobus d. Jüng.) ist offenbar ein Lückenbüsser. Das Uebergreifen der linken Hand ist ebenso aus compositionellen Rücksichten geboten, wie theilweise dasjenige des Petrus. Die vorgestreckte Hand soll einfach die beiden Gruppen der linken Seite verbinden, wie rechts die Hände von R. 4. Im Uebrigen hat Leonardo nicht viel Platz für ihn freimachen können, wenn er an seiner Eckfigur L. 6 festhalten wollte. Daher lässt er L. 5 die zweite Hand, um sie zu zeigen, auf die Schulter seines Vordermannes legen; ein wirklich lebensvolles Eingreifen war er nicht im Stande ihm zuzutheilen, auch nicht, wenn man das Bild in Goethes Sinne deutet.[2]

L. 6 (Bartolomäus) hatte ruhig mit gekreuzten Beinen beim Essen gesessen. Der erste Ausspruch Christi macht ihn aufhorchen, ohne dass er seine sitzende Stellung wesentlich ändert. Als aber die Bezeichnung des Verräthers angekündigt wird, da springt er auf. Die Füsse zwar bleiben, damit er nicht Zeit verliere, in der alten Stellung, genau entsprechend Leonardos Grundsatz: »Bei der Bewegung des Menschen, die durch einen äusseren Gegenstand veranlasst wird, tritt der Gegenstand entweder plötzlich und unvermittelt hervor oder nicht. Im ersteren Falle dreht der, welcher sich bewegt, dem Gegenstand vor allem Andern den Sinn zu, der am meisten noththut, das ist das Auge. Die Füsse lässt er stehen, wo sie standen, und bewegt nur die Schenkel sammt den Hüften und Knieen nach der Seite, wohin das Auge sich umwendet.«[3] Ist diese Stelle nicht

[1] Das Auftreten Petri könnte sich vielleicht bei genauerer Vergleichung aller Copien auch deuten lassen, wie es mein verehrter College Schönbach durch die Fragen aussprach: »Will sich nicht Petrus mit der linken Hand die Schulter des Johannes wegschieben, um den Vorgang auf dem Tisch besser zu sehen? und L. 5, will er nicht etwa mit der Linken Petrus zurückhalten, damit nicht er die verhängnissvolle Bewegung nach der Schüssel hin mache?«

[2] Ich würde unbedenklich die in der vorhergehenden Anmerkung citirte, sehr ansprechende Deutung annehmen, wenn die Bewegung von L. 5 nicht so auffallend ruhig wäre.

[3] »Das Buch von der Malerei« ed. H. Ludwig I, S. 370, § 372 (III. S. 194).

wie zur Erklärung des Bartolomäus geschrieben? Am Oberkörper ist jede Faser schärfste Beobachtung: er sieht, dass Christus die Hand erhebt seine Ankündigung wahr zu machen. Man vergleiche, wie wenig befriedigend daneben Goethes Auffassung ist.

Auf der rechten Seite des Tisches ist R. 1, unser Hauptzeuge. Er sieht aus unmittelbarer Nähe was geschieht und fährt entsetzt zurück. Hier ist Goethes Erklärungsversuch direct gesucht. Davon war ja schon oben die Rede. — R. 2 (Thomas) ist wieder ein Lückenbüsser von der Sorte von L. 5. Wie Bartolomäus (L. 6) ist auch er entsetzt aufgesprungen; mit Hand und Fuss seinen Platz wahrend, fährt er hinter R. 1 vor und stürmt auf Christus los mit dem Schwur: »Wart, dem will ich!« dabei verzerrt er nach Morghen wüthend das Gesicht und droht mit dem Zeigefinger. Ich glaube nicht, dass er dabei schon Judas im Auge hat. Goethe weiss bei der Deutung gar nichts mit der Figur anzufangen, er beschreibt sie einfach.[1] — R. 3 (Philippus) spricht eben, wie Goethe so schön deutete: »Herr, ich bin's nicht! Du weisst es! Du kennst mein reines Herz. Ich bin's nicht!« als er die Bewegung der Hand Christi sieht und, gebannt daran haften bleibend, in der Bewegung des Körpers und der Hände wie versteinert innehält. Es ist das dieselbe, durch eine momentane Entdeckung bewirkte Zuspitzung der Bewegung, wie sie in der Fusshaltung des Bartolomäus hervortrat. Uebrigens wird mit Sicherheit über diese Figur auch nur mit Heranziehung alles erhaltenen Materials entschieden werden können. — In der letzten Gruppe rechts streckt zunächst R. 4 (Matthäus) die Hände aus compositionellen Gründen nach links, wie Goethe bemerkt hat, um durch das unschätzbarste Kunstmittel seine Gruppe mit der vorhergehenden zu verbinden. Aber er spielt doch dabei eine ganz andere Rolle als die demselben Zwecke dienende Figur L. 5. Der Greis R. 6 (Simon) gibt ihm Anlass dazu. Auf ihn wirkt die Ankündigung der Kenntlichmachung des Verräthers ähnlich ein wie auf den Greis L. 4. Auch er erhebt die Hände vor der Brust, als wenn er versichern wollte: »Da sind sie; *ich* werde sie gewiss nicht hineinstecken.« Die beiden Greise sind der schärfste Gegensatz zu Johannes. Während der Jüngling sich überhaupt nicht getroffen fühlt, denken sie Beide zuerst an sich selbst. »Die Bewegungen der Menschen,« sagt Leonardo, »sind so verschiedenartig, als

[1] Als ich noch Goethes Deutung folgte, glaubte ich, die Gestalt wiese, wie Anna im Londoner Carton nach oben, etwa sagend: »Was, dich, den Gottessohn, sollte einer verrathen?«

die Mannigfaltigkeit der Zustände (accidenti), die durch ihre Seele hin und wiedergehen. Und ein jeder Zustand für sich bewegt die Menschen mehr oder minder, je nachdem diese von grösserer oder geringerer Kraft sind, und je nach dem Alter. Denn ein Jüngling wird wegen irgend etwas eine ganz andere Bewegung machen, als in dem nämlichen Fall ein Alter.«[1] Derselbe Gegensatz, etwas gemildert, obwohl äusserlich heftiger, herrscht zwischen dem Greise R. 6 und dem Jüngling R. 4 ihm gegenüber. Auch R. 4 hatte gar nicht an sich selbst gedacht. Aufspringend hatte er offenbar den Gestus des Alten (R. 6) bemerkt; mit einem Blick nach der Mitte Alles erfassend, wendet er sich heftig demselben zu, als wenn er sagen wollte: »So sieh doch hin, er hat ihn ja schon« oder ähnlich. Und auf diese Bewegung von Arm und Kopf könnte man Leonardos Worte deuten: »Bei Geberden des . . . . . Hinweisens auf Dinge, die an Zeit und Ort nahe sind, hat die Hand des Hinweisenden nicht allzu weit vom Körper abgestreckt zu sein. Sind aber die fraglichen Gegenstände weit weg, so sei auch die Hand des nach ihnen Hinzeigenden weit abgestreckt und das Gesicht desselben der Person zugewendet, welcher der Gegenstand gezeigt wird.«[2]

Es bleibt R. 5 (Thaddäus). Er ist ein Lückenbüsser wie sein genaues Pendant an der Tischecke gegenüber. Goethe lässt ihn mit der einen Hand in die andere schlagen, als wollte er sagen: »Hab ichs nicht gesagt! Hab ichs nicht immer vermuthet!« Das könnte sich ebenso gut bei meiner Deutung, sogar auch unmittelbar auf Judas bezüglich annehmen lassen. Ich glaube aber, dass diese Gestalt doch etwas Anderes sagen will. Indem der Mann sich gegen seinen Nachbar R. 6 wendet, weist er mit dem Daumen der erhobenen rechten Hand zurück nach der Mitte und trägt so, scheint es, einfach die Bewegung von R. 4 weiter. Die linke Hand liegt nur desswegen auf dem Tische, damit man sie sieht. Man versuche sie sonst wo sichtbar zu machen. Dazu kommt, dass die Hände in einer Handzeichnung der Academie in Venedig, von der später die Rede sein wird, gar nicht übereinander stehen, ein Ineinanderschlagen also ausgeschlossen ist.

T y p u s. Es wird erwünscht sein, wenn unter dem Gesichtspunkte der neuen Deutung auch ein kurzer Blick geworfen wird auf das Verhältniss von Leonardos ausgeführtem Gemälde zu den älteren und gleichzeitigen Darstellungen desselben Gegenstandes und zu seinen eigenen

[1] Das Buch von der Malerei a. a. O. I, S. 370, § 373 (III, S. 193).
[2] A. a. O. I, S. 364, § 361 (III, S. 194).

vorbereitenden Skizzen. Aehnliche Untersuchungen sind wiederholt angestellt worden und ich kann mich daher kurz fassen. Wäre die Goethische Erklärung richtig, dann hätte Leonardo mit der gesammten Tradition gebrochen. Denn bis dahin war, wenn man das Abendmahl überhaupt historisch fasste, geradezu ausschliesslich die Kenntlichmachung des Judas dargestellt, von den Byzantinern ebenso gut,[1] wie von den Italienern.[2] Die Vorgänger des Leonardo deuten das dadurch typisch an, dass Judas allein an der Vorderseite des Tisches entgegen allen andern sitzt, die um die übrigen Seiten der Tafel gruppirt sind. Ihm gegenüber sieht man immer Christus mit segnend erhobener rechter Hand, die linke durch Johannes verdeckt, der nach byzantinischer Weise an seiner Brust liegt. Gewöhnlich wird dann auch noch Petrus hervorgehoben; er hält zumeist ein Messer.

Leonardo nun geht, wie das ja auch bei Entstehung einiger seiner übrigen Compositionen nachweisbar ist, zunächst durchaus von dem conventionellen Typus aus. Eine Handzeichnung in Windsor zeigt zweimal skizzirt das Abendmahl.[3] Immer sitzt Judas allein an der Vorderseite des Tisches Christus gegenüber, das einemal, rechts, liegt auch Johannes an seiner Brust. Der Moment wird wie bei den Byzantinern dadurch scharf markirt, dass Judas in die Schüssel greift, einmal zugleich mit Christus, so dass sich die Hände beider, wie später im ausgeführten Gemälde gegenübertreten. In einer der beiden Skizzen ist im Hintergrunde auch noch durch Arkaden die Wand angedeutet, vor der sich die Scene in der Zeit vor Leonardo stets unmittelbar abspielte. In der Hauptgruppe schliesst sich der Meister also noch ganz an die Tradition; nicht so was die Theilnahme der übrigen Jünger anbelangt. Dieselben hatten bisher in gleichen Intervallen von einander jeder für sich steif aufrecht gesessen. Leonardo belebt schon in diesen Skizzen jede einzelne Gestalt dramatisch.[4] In einem zweiten Entwurfe, einer Röthelstudie in der Academie zu Venedig,[5] die unzweifelhaft Beziehungen zum Meister hat, sind die Apostel schon in Gruppen zusammengeschlossen. Doch

---

[1] Vgl. Dobberts gründliche Arbeit darüber im Repertorium für Kunstwissenschaft Bd. XIV ff.

[2] H. Riegel, Ueber die Darstellung des Abendmahles bes. in der tosk. Kunst. Hann. 1869. E. Frantz, Das hl. Abendmahl d. Leon. da Vinci S. 1—11 und sonst gelegentlich fast aller Besprechungen unseres Bildes. [3] Müller-Walde, Leonardo da Vinci S. 147 ff.

[4] Vgl. seine dahin abzielenden Notizen im South Kensington Museum bei Richter, The litterary works of L. d. V. I, S. 346/7. Nr. 665/6. [5] Abg. a. a. O. I. pl. XLVI.

bleibt auch in dieser zweiten Zeichnung die Hauptgruppe noch unverändert: Judas vor dem Tische Christus gegenüber, beide die Hände ausstreckend, welche so durch eine Schüssel getrennt, einander gegenüberstehen, Johannes ferner an Christi Seite schlafend. — Ich will aus dieser Zeichnung sonst nur noch die mit Simon bezeichnete Figur (R. 5) herausheben, weil sie in jeder Beziehung, auch in dem Platz, der ihr angewiesen ist, dem Thaddäus (R. 5) genannten Apostel des ausgeführten Gemäldes gleich ist. Er spricht hier offenbar zu seinem an der Schmalseite sitzenden Nachbar, und kann die Hände, von denen der Daumen der Rechten wieder nach der Mitte weist, unmöglich in einanderschlagen wollen, weil sie, wie gesagt, garnicht übereinander stehen.

Und nun das ausgeführte Gemälde. Ich denke, der Blick, den wir auf die Entstehung des Bildes in der Idee des Leonardo geworfen haben, bestätigt aufs Neue meine Deutung. Leonardo gibt auch bei der endgiltigen Gestaltung seine erste, der damals giltigen Auffassung des Abendmahls als einer Kenntlichmachung des Judas entsprechende Idee gar nicht auf. Aber er bildet sie genial um. Das allein ist sein Verdienst. Und ich denke, es ist kein geringeres als das, das ihm nach Goethes Auffassung zugefallen wäre. Zunächst gibt er die flache Wand als Hintergrund auf und erweitert zum Zwecke der Begründung des Helldunkels den Raum. Und wie er dann Judas in die Nähe der Schüssel mitten hinein zwischen die seit jeher hervorgehobenen Johannes und Petrus setzt, das entspricht so recht seinen auch literarisch niedergelegten Grundsätzen: »Ich sage auch noch, dass man in Historien die directen Gegensätze nahe neben einanderstellen und zusammenmischen soll, denn sie verleihen einander grosse Steigerung, und zwar umsomehr, je näher sie beisammen sind, der Hässliche nämlich beim Schönen, der Grosse beim Kleinen, der Greis beim Jüngling, Stark bei Schwach, und so wechselt man ab, so viel als möglich und so dicht bei einander als möglich.«[1] Andrea del Sarto hat ihm ~~die neue~~ Compositionsart in seinem Abendmahl in S. Salvi in Florenz gleich nachgemacht und auch er stellt die Kenntlichmachung des Judas dar.[2]

Es ist bekannt, wie mächtig Leonardos Schöpfung auf die Kunst der Folgezeit gewirkt hat. Ich beschränke mich darauf, die ausserordentlich engen Beziehungen von Tizians Zinsgroschen hervorzuheben, die nach meiner Ueber-

[1] Das Buch von der Malerei ed. Ludwig I, S. 220, § 187 (III, S. 137).
[2] Phot. v. Alinari 4473.

zeugung[3] viel zu wenig beachtet werden. Sie geben theilweise den Schlüssel zu dem plötzlichen Aufschwunge der venetianischen Malerei. Was hier hervorgehoben zu werden verdient, ist, dass auch dort die Handlung auf die Gegenüberstellung der Hände zugespitzt ist, ein Beweis, dass Einzelne schon zu Leonardos Zeit wohl erkannten, worauf es in seinem Abendmahl wesentlich ankommt und welches der eigentlich dargestellte Moment sei.

[3] Vgl. darüber »Die venetianische Kunst«, Preuss. Jahrb. 1895.

5.

Ueber Goethes Sonette.

Ein Vortrag,

gehalten im Wiener Goethe-Verein am 19. November 1895

von

J. Schipper.

Es gibt kaum eine Dichtungsart, deren Werth so lebhaft bestritten worden ist, und die dennoch eine so grosse Rolle in der Literatur aller westeuropäischen Völker gespielt hat, als das Sonett. Schon hieraus kann man schliessen, dass die Vorzüge dieser poetischen Form doch nicht so gering sein dürften, wie dies öfters behauptet wurde. Es könnte ferner aber auch daraus gefolgert werden, dass bald nach dem Bekanntwerden des Sonetts die Franzosen und die Italiener sich das Verdienst, es in die Literatur eingeführt zu haben, streitig zu machen suchten. Seit jedoch Friedrich Diez, der Begründer der romanischen Philologie, Italien als die Heimat des Sonetts nachgewiesen hat, wird der italienische Ursprung desselben wohl ziemlich allgemein als feststehend anerkannt. Aus Italien gelangte es im 16. Jahrhundert, wie nach den übrigen romanischen Ländern, so auch nach Frankreich und gleichfalls nach England, wo es sich am eigenartigsten, aber ohne auf die anderen Literaturen einen Einfluss auszuüben, entwickelt hat.

Ueberall war Petrarca das Vorbild, von dem man aus-

ging oder das Ideal, dem sich die Sonettendichtung, wenn sie auf Abwege gerathen war, in ihren edleren Bestrebungen wieder so viel wie möglich zu nähern suchte. Durch ihn war ja bekanntlich diese Dichtungsform zur grössten Vollendung und Popularität gelangt.

Und in der That ist diese schöne, kunstvolle, aber auch schwierige poetische Form wegen ihres harmonischen Baues wie auch wegen ihres Reichthums an Reimen für die reflectirende Lyrik ganz besonders geeignet. Ohne auf die Entstehung, die verschiedenen Formen und Arten des Sonetts näher einzugehen, möge nur daran erinnert werden, dass die Hauptform desselben, das streng gebaute, italienische Sonett, stets aus 14 elfsilbigen oder in deutscher Nachbildung fünftaktigen, klingend, öfters aber auch stumpf endigenden jambischen Versen besteht und in zwei durch die Reime, wie durch eine stets nothwendige Satzpause von einander getrennte Theile zerfällt. Diese beiden Hauptheile scheiden sich wieder in je zwei gleichfalls durch eine Satzpause von einander getrennte Strophen von je vier und je drei Versen, Quartette und Terzette genannt. Die ersteren haben fast immer die Reimstellung *abba abba*. Die letzteren können entweder zwei oder drei Reime in verschiedener Folge haben, nach dem Belieben des Dichters. Bei zwei Reimen ist die Anordnung *cdc dcd* die häufigste, daneben kommen auch *cdd cdc, cdd dcc* u. a. manchmal vor. Bei drei Reimen ist die Stellung *cde cde* besonders beliebt, doch auch andere, wie namentlich *cde dce* sind manchmal, *cdcdee* dagegen ist selten anzutreffen. So zerfällt also das Sonett in vier selbständige Strophen, denen auch die innere Gedankenfolge entsprechen muss, so zwar, dass mit jeder neuen Strophe eine neue Wendung einzutreten hat. Von dem italienischen Theoretiker Quadrio ist dieser logische Aufbau des Sonetts sogar dahin formulirt worden, dass das erste Quartett die Aufgabe habe, eine Behauptung aufzustellen, das zweite, sie zu beweisen, das erste Terzett, sie zu bestätigen, das zweite, den Schluss des Ganzen zu ziehen. Diese rigorosen Anforderungen sind aber weder in der italienischen, noch auch in der deutschen und sonstigen Sonettendichtung immer strenge beobachtet worden. Namentlich die Sinn- und Satzpause nach dem elften Verse, also zwischen den beiden Terzetten, wird manchmal nicht eingehalten, und dadurch, dass dann diese zu einem mehr oder weniger enge zusammenhängenden Strophentheile verbunden werden, macht in solchen Fällen das ganze Sonett, wegen der gewöhnlich strenge eingehaltenen Pause zwischen den beiden Quartetten, einen dreitheiligen Eindruck.

In dieser strengen italienischen Form wurde aber das Sonett anfangs nicht in der deutschen Literatur gepflegt. Vielmehr scheint Fischart, der in den 70er Jahren des sechszehnten Jahrhunderts die ersten deutschen Sonette dichtete,[1] und zwar in viertaktigen jambischen Versen, an französische Muster sich angelehnt zu haben. Der eigentliche Modevers des französischen Sonetts war aber damals schon der Alexandriner, und in dieser Versart, gewöhnlich mit der Reihenfolge *abba abba ccd eed,* wurde das Sonett im 17. Jahrhundert auch in Deutschland gepflegt, so von Weckherlin, wenn auch dieser in der Reimstellung die italienische Form einführte, von Opitz, dem eigentlichen Förderer des Sonetts, von Simon Dach, Paul Fleming, Andreas Gryphius und vielen Andern. Die Stoffe, die sie behandelten, gehörten den verschiedensten Gebieten an. Geistliche Stoffe wurden gern gewählt, auch kurze Charakteristiken geschichtlicher Persönlichkeiten in Sonettenform waren beliebt, ferner diente es zu Gelegenheitsgedichten verschiedener Art, vor allen Dingen aber, wie in Frankreich, Italien und allerwärts, dem ewig unerschöpflichen Thema der Liebe.

Im Laufe der Zeit war aber mehr und mehr der gediegene, tiefere Gehalt, der die Sonette eines Weckherlin, Paul Fleming, Andreas Gryphius charakterisirt hatte, von der blossen Pflege der äusseren Form verdrängt worden, die in allerlei Reimspielereien und sonstigen Veränderungen und Erweiterungen zu Tage trat.

Charakteristisch ist es, dass in allen Sprachen, die das Sonett pflegten, zu gewisser Zeit Gedichte dieser Art auftauchten, welche die Entstehung eines solchen in der Form desselben zum Gegenstande hatten, wie z. B. ein Gedicht von Menke aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, welches noch dazu die Reime der Quartette auch mit den Terzetten beibehält.

Das Gedicht ist blosse Form und hat so gut wie gar keinen Inhalt, wenigstens keine Gedanken. So ist es begreiflich, dass eine Dichtungsart, die in eine kleinliche Spielerei ausartete, überall in der Literatur, sobald sich in ihr ein ernsteres Streben nach Vertiefung des Inhalts, ein idealer Aufschwung zu höheren Zielen bemerkbar machte, von den Dichtern als der freien Entfaltung ihrer Individualität unwürdig verschmäht und verfolgt wurde.

So geschah es in Frankreich, wo Molière und Boileau das Sonett verspotteten und in Misscredit brachten, so im

---

[1] Vgl. Welti, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung, Leipzig, 1884, S. 59 ff.

17. und 18. Jahrhundert in England, wo die einst so blühende Sonettendichtung der Shakespeare'schen Epoche um die Zeit ganz und gar der Verachtung preisgegeben war, so auch in der deutschen Literatur, wo schon Christian Weise und Gottsched sich unter dem Einfluss Boileaus abträglich über das Sonett geäussert hatten und wo es von Dichtern wie Bodmer, Breitinger, Hagedorn, Klopstock, Lessing, Schiller und anderen vor und während der Sturm- und Drangperiode verschmäht und zum Theil mit Spott überschüttet wurde.

Indess gänzlich liess sich diese früher so beliebte Dichtungsform doch nicht mehr unterdrücken. Westermann rief das Sonett 1765, wenn auch zu geschmackloser Verwendung, wieder ins Leben; Schiebeler, Klamer Schmidt u. A. pflegten es, Bürger aber brachte es mit seinen formvollendeten erotischen Sonetten, die jedoch grösstentheils in fünftaktigen Trochäen geschrieben waren, aufs Neue zur Blüthe und führte dadurch allerdings auch eine wahre Ueberschwemmung von Sonetten herbei, die nun wiederum die schärfste Opposition der Gegner hervorrief.

Gleichwohl erreichte zur selben Zeit oder vielmehr ein Decennium später das Sonett den höchsten Gipfel der Vollendung durch August Wilh. von Schlegel, der schon 1788 auf der Universität, gleichzeitig mit dem ihm befreundeten Bürger, sich der Sonett-Dichtung zuwandte, anfangs Petrarca'sche Sonette, zum Theil recht frei, sowohl hinsichtlich des Inhalts wie auch der Form, allmählich aber immer correcter übertrug und 1798 mit seinen »Geistlichen Gemählden«, Sonetten auf die berühmten religiösen Gemälde der Dresdener Gallerie, ferner in seinen Spottsonetten auf Merkel und Kotzebue, seinen Trauersonetten auf den Tod seiner Stieftochter und anderen zur Vollkommenheit hinsichtlich der früher schon charakterisirten, streng italienischen Form, wie auch des mehr und mehr vertieften Inhalts, durchdrang. Denn auch in dieser Hinsicht hob er das Sonett aus dem engen Bereich der subjectiven Erotik, in welchem Bürger es noch festgehalten hatte, zu den idealsten Aufgaben empor.

So wurde für das Sonett sowohl durch seine leidenschaftlichen Gegner, wie auch durch seine eifrigen Vertheidiger und erfolgreichen Förderer zu Beginn dieses Jahrhunderts das höchste Interesse in der Literatur erregt.

Es entbrannte aufs Neue ein wahrer Krieg um das Sonett, und dieser Sonettenkrieg wurde zum Theil dadurch mit herbeigeführt, dass Goethe, der früher, abgesehen von zwei im Jahre 1796 geschriebenen Uebersetzungen der Sonette in der Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini

keine Sonette gedichtet hatte, seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts dieser Dichtungsform nun auch seine Theilnahme zuwandte. Um die Wende des Jahrhunderts hatte Goethe mit zwei Spottsonetten, die in der für solche Zwecke damals auch von Schlegel und Tieck gebrauchten italienischen Nebenform des *sonetto codato,* d. h. eines um ein drittes Terzett verlängerten sogenannten Schweifsonetts, abgefasst waren, für die Brüder Schlegel, gegen Böttiger, Kotzebue und Merkel energisch Partei genommen. Von Schiller wissen wir, dass das erste derselben »eine böse Sensation gemacht« und wegen der Derbheit des Ausdrucks bei den Damen Anstoss erregt hatte. Es ist unthunlich, auf diese beiden, in der Gesammtausgabe Bd. VI, S. 158, 159 vorkommenden Sonette, mit denen wir zu tief in die literarischen Fehden jener Zeit hineingerathen würden, hier näher einzugehen.

Von grösserem Interesse ist für uns eines von zwei anderen Sonetten Goethes, die im Jahre 1802 erschienen waren und die er beide in zwei dramatische Dichtungen eingeflochten hatte. Das eine ist das in dem Trauerspiel »Die natürliche Tochter« (II, 4) enthaltene Sonett Eugeniens, zu dessen Würdigung es wiederum nöthig sein würde, näher auf den Inhalt des Stückes Bezug zu nehmen, das andere, wichtigere ist das in dem zur Eröffnung des Lauchstädter neuen Schauspielhauses 1802 aufgeführten Vorspiel vorkommende Sonett, welches unter dem Titel »Natur und Kunst« sich auch im zweiten Bande der Gedichte befindet, wo es das zweite ist in dem mit »Epigrammatisch« überschriebenen Abschnitt, während das erste dieser Abtheilung die Ueberschrift »Das Sonett« trägt. Diese beiden Gedichte sind schon aus dem Grunde von hervorragendem Interesse, weil sie zu dem Sonettenkrieg in directer Beziehung stehen. Während das zweite, »Natur und Kunst«, vermuthlich im Jahre 1802, jedenfalls nicht später, verfasst wurde, sind wir über die Entstehungszeit des ersten noch weniger genau orientirt. Gedruckt wurde es erst im Morgenblatt vom 5. Jänner 1807 von Haug, der es ohne Goethes Einwilligung aus dem 1806 von ihm an Cotta gesandten Manuscript zum ersten Bande der Gesammtausgabe entnommen hatte. Man hat daraus den Schluss gestatten wollen, dass es erst im Jahre 1805 oder 1806 entstanden sei, aber schwerlich mit Recht. Im Gegentheil, die beiden Sonette machen durchaus den Eindruck, dass sie bald nacheinander geschrieben wurden; sie verhalten sich wie zwei Pendants, in denen der Dichter in objectiver Weise zuerst die Schattenseite und dann die Lichtseite der Sonettendichtung vorführt, wie aus dem Inhalt sofort ersichtlich ist. Sie stehen wohl beide,

jedenfalls aber das erste, »Das Sonett« überschriebene, zu dem ebenso betitelten, vielcitirten Sonett von August Wilhelm von Schlegel, welches 1800 erschienen war, in enger Beziehung. Schlegel hatte darin das Wesen und die Bedeutung des Sonetts in mustergiltiger Weise auseinandergesetzt.[1] Gustav von Loeper (Goethes Werke II, 464) ist der Ansicht, und vielleicht mit Recht, dass Goethe unmittelbar nach dem Erscheinen der Schlegelschen Gedichte an dieses Sonett mit dem seinen, ebenso betitelten, angeknüpft habe, in welchem er aber dem unbedingten Lobe, welches Schlegel dem Sonett gespendet hatte, und welches Goethe ihn in den beiden Quartetten als Vertreter der neuen Schule wiederholen lässt, in den Terzetten seine eigenen Bedenken gegenüberstellt. Wie ganz anders äussert sich Goethe über das Wesen dieser Dichtungsart in dem zweiten der epigrammatischen Sonette »Natur und Kunst« betitelt, welches, wie gesagt, sicherlich als Pendant zu dem ersten anzusehen ist, sei es, dass es unmittelbar danach, also vielleicht schon im Jahre 1800, entstand und erst später in das Vorspiel »Was wir bringen« aufgenommen wurde, wie man aus den Worten »Im Sinne schwebt mir eines Dichters alter Spruch«, womit die Nymphe es einleitet, schliessen könnte, oder dass es gleichzeitig mit diesem Vorspiel, also im Jahre 1802, verfasst wurde und des Dichters im Laufe der Zeit veränderte Auffassung wiedergab.

Dass Goethe, nachdem er mit diesem herrlichen Gedicht der Sonettendichtung die höchste Anerkennung gezollt hatte, nachträglich doch noch zu Ungunsten derselben sich hätte aussprechen und gleichwohl bald darauf die Serie der noch näher zu betrachtenden 17 Liebessonette hätte dichten sollen, wie wir annehmen müssten, wenn das erste epigrammatische, »Das Sonett« überschriebene Sonett 1805 oder 1806 entstanden sein soll, ist allerdings ganz undenkbar. Zudem weist aber auch das zweite Gedicht mit dem Verse »Der Widerwille ist auch mir verschwunden« ausdrücklich auf das erste hin, denn unter dem Widerwillen ist nur die Abneigung gegen das Sonett zu verstehen, die sich in den beiden Terzetten des diese Ueberschrift tragendenden Gedichts ausspricht, und auch der Vers »In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister« ist nur eine Steigerung des in dem Verse des ersten Sonetts

[1] Sowohl dieses Sonett als auch die im Folgenden eingehender besprochenen Goethischen Sonette wurden von dem Vortragenden in extenso mitgetheilt. Diejenigen Leser dieses Aufsatzes, die sie nicht genau in der Erinnerung haben sollten, wollen sie zum besseren Verständniss desselben im Original nachlesen.

»Denn eben die Beschränkung lässt sich lieben« ausgesprochenen Gedankens, der seinerseits wohl wieder durch das Schlegel'sche Wort »Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen« angeregt worden ist.

Aber auch den angeblichen früheren Widerwillen gegen das Sonett, von dem Goethe, der ja schon früher vier andere Sonette geschrieben hatte, in dem zweiten dieser epigrammatischen Sonette redet, und dem er in dem ersten Ausdruck gegeben hatte, darf man nicht allzu ernst nehmen. Vielmehr hat er, wie mir scheint, in dem ersten Gedichte die dem Sonett so gern von den Gegnern desselben entgegengehaltenen Nachtheile dieser Dichtungsart, die oft durch die Schwierigkeit der Reimordnung herbeigeführte Künstelei der Diction, die gezwungenen Wendungen und Ausdrücke, mit einer liebenswürdigen Selbstironie durch eine bewusste Vernachlässigung der Ausführung aufs glücklichste und anschaulichste illustrirt. Schon gleich der erste Vers: »Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben« klingt etwas geschraubt, namentlich aber der zehnte Vers: »In sprachgewandter Masse kühnem Stolze«, und in dem achten Verse: »Das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben« gebraucht er offenbar die durch den Reim erzwungene Wendung »vollendet blieben« statt des natürlichen Ausdrucks »vollendet worden.« Dass Goethe mit Absicht diese gezwungenen Wendungen gewählt oder sie wenigstens, nachdem sie ihm aus der Feder geflossen waren, mit Bewusstsein hat stehen lassen, da sie ihm in vortrefflicher Weise zur formalen Illustration seines Themas dienten, ist mir ganz unzweifelhaft. Und dass er dem zweiten Gedicht »Natur und Kunst«, welches mit einem Preise der Kunstpoesie in dieser verfeinertsten Form beginnt und sich im Schluss zu einem begeisterten Hymnus auf alle Bildung und die nothwendige Unterordnung unter höhere Gesetze für alles Streben nach der reinen Höhe der Vollendung — im Gegensatz zu den künstlerischen und sittlichen Ausschreitungen der Romantiker — aufschwingt —, dass er diesem schönen Sonett auch die denkbar vollendetste äussere Form geben musste, ist nicht minder selbstverständlich. Diese vollkommene Harmonie aber, die zwischen Inhalt und Einkleidung in diesem Gedicht herrscht, indem die darin niedergelegten, bedeutungsvollen, für alle Zeit gültigen sittlichen Wahrheiten in der ungezwungensten und doch kunstvollsten Form und Sprache ausgedrückt sind, hat es bewirkt, dass die drei letzten Verse dieses Sonetts jeder für sich zu geflügelten Worten geworden sind.

Nur beiläufig möge noch erwähnt werden, dass begreiflicherweise beide Parteien, die Anhänger und auch die

Gegner des Sonetts, den Dichter auf Grundlage je eines dieser beiden Sonette als den ihrigen reclamirten. Goethe selber aber nahm den einzig richtigen Standpunkt in dieser Streitfrage ein, wie wir aus seinem Briefe an Zelter ersehen, dem er am 22. Juni 1808 von Karlsbad aus schrieb: »Und was soll es nun gar heissen, eine rhythmische Form, das Sonett z. B., mit Hass und Wuth zu verfolgen, da sie ja nur ein Gefäss ist, in das Jeder von Gehalt hineinlegen kann was er vermag. Wie lächerlich ist's, mein Sonett, in dem ich einigermassen zu Ungunsten der Sonette gesprochen, immer wiederkäuen, aus einer ästhetischen Sache eine Parteisache zu machen und mich auch als Parteigesellen heranzuziehen, ohne zu bedenken, dass man recht gut über eine Sache spassen und spotten kann, ohne sie desswegen zu verachten und zu verwerfen.« Goethe, der schon im April desselben Jahres in einem Briefe an Cotta, den Besitzer des Morgenblattes, sich gewundert, dass die Redacteure desselben »gegen das Sonett eine so komische Aversion bewiesen« und den Ausruf hinzugefügt hatte: »Als wenn dem Genie und dem Talent nicht jede Form zu beleben freistünde!« sah sich zu diesen Aeusserungen um so mehr veranlasst, als er nach fünfjähriger Pause in der Sonettendichtung sich im Spätherbst des Jahres 1807 derselben mit einer besonderen Zuneigung hingegeben hatte. Und zwar war es damals das Liebessonett, welches er mit solchem Eifer pflegte, dass er in kurzer Zeit die schon erwähnte Serie von 17 Sonetten schuf und sich in einem derselben, dem elften, »Nemesis« betitelt, mit der ihm eigenen, von Riemer besonders hervorgehobenen liebenswürdigen Selbstironie über seine »Sonettenwuth und Raserei der Liebe« lustig macht.

Dass wir es hier mit einer absichtlichen scherzhaften Uebertreibung zu thun haben, liegt auf der Hand, denn die Sonettenwuth, von der der Dichter redet, tobte sich aus in der doch nicht so sehr grossen Anzahl von 17 Gedichten dieser Art, und die Raserei der Liebe, deren sich der damals bald sechzigjährige Geheime Rath Excellenz von Goethe schuldig bekennt, reducirt sich nach den meines Erachtens unabweisbaren Ergebnissen neuerer Forschung auf das an Liebe grenzende Wohlgefallen, welches eine anmuthige Mädchenerscheinung in Jena, wo Goethe sich damals aufhielt, seinem leicht erregbaren Dichtergemüth einflösste und, combinirt mit ähnlichen Begegnungen und Erlebnissen etwas früherer Wochen und Tage, in der damals gerade durch verschiedene Anlässe ihn lebhaft interessirenden Sonettenform seinen Ausdruck fand.

Kurz, die treibenden Motive für diesen, im Jahre 1807

entstandenen Sonettenkranz Goethes sind angedeutet durch Nennung der Namen Petrarca, Zacharias Werner, Minna Herzlieb und Bettina Brentano. Die beiden ersteren gaben den äusseren, die beiden letzteren den inneren Anlass dazu. 1806 war bei dem Buchhändler Frommann in Jena, dem Freunde des Dichters, eine neue Ausgabe der Rime di Francesco Petrarca erschienen und dadurch, sowie wohl noch mehr durch die Sonette des damals in Jena weilenden unstäten Dichters Zacharias Werner, die, wie Riemer in seinen »Mittheilungen über Goethe« (I, 34—36) berichtet hat, ebenso wie diejenigen Schlegels und Anderer in dem Frommannschen Kreise gern vorgelesen wurden, wurde auch Goethe aufs Neue zur Sonettendichtung angeregt, und zwar war es, wie gesagt, das Liebessonett, dem er, in ähnlicher Situation, wie Petrarca, der Sänger der platonischen Liebe, sich befindend, seine Gunst zuwandte. Denn Goethe fühlte sich damals — ein Jahr, nachdem er seinem Bunde mit Christiane Vulpius die kirchliche Weihe hatte geben lassen — von der jugendlich-schönen, unter seinen Augen herangewachsenen Minna Herzlieb, einer Pflegetochter des Frommannschen Hauses, lebhaft angezogen und brachte ihr, ähnlich wie Petrarca der mit dem Ritter Hugues de Sade vermählten Laura, wenn anders die von dem italienischen Dichter besungene Schöne mit jener Dame identisch ist, seine poetischen Huldigungen dar. Doch sind nicht alle die 17 Sonette als an Minna Herzlieb gerichtet oder auch nur durch sie angeregt anzusehen, wenn es auch wohl zu weit gegangen ist, nur drei derselben, das 12., 16. und 17., wie Düntzer will, auf sie zu beziehen.

Es hat lange gedauert bis überhaupt Goethes Beziehungen zu Minna Herzlieb, die ja bekanntlich auch seiner Ottilie in den Wahlverwandtschaften die Züge geliehen hat, bekannt geworden sind.

Seitdem der Engländer Lewes dies in seiner 1855 erschienenen Goethe-Biographie enthüllte, hat sich eine nicht unbeträchtliche Literatur an diese Frage angesponnen, die noch verwickelter geworden ist durch die weitere Frage, in welcher Beziehung Bettina Brentano zu den Sonetten stehe.[1]

Bettina hatte bekanntlich in ihrem 1835 erschienenen Buche »Goethes Briefwechsel mit einem Kinde« einen Theil der Sonette »sich bona fide als an sie gedichtet und gerichtet angeeignet« und einige derselben in ihren Briefen, wie Riemer sich ausdrückt, »in Prosa aufgedröselt,« aus der man, wie er mit Recht hervorhebt, noch das Silbenmass mit der Wort-

[1] Die neueste Behandlung ist von Kuno Fischer. Goethes Sonettenkranz, Goethe-Schriften 4. Heidelberg 1895. Vgl. unten S. 173—74.

und Satzfolge hindurchhört. »Goethe,« bemerkt er weiter zu den Sonetten, »hat solche weder an sie, noch auf sie gedichtet, wenn es auch möglich, sogar gewiss ist, dass er ihr eins oder das andere gesendet habe.« »Der Stoff,« fährt Riemer fort, »ist ganz wo anders her und eine Menge in den Sonetten vorkommender Umstände kann schon dem Ort und der Zeit nach, auch gewisser Verhältnisse wegen, gar nicht auf Bettinen bezogen werden,« und er bekräftigt diese Behauptung durch die Angabe, »dass ein Dutzend dieser Sonette schon 1807, vom 29. November adventus domini an bis 16. December, in Jena verfertigt und durch seine Hand gegangen sei.«

Aber Riemer, der hiermit die ersten und wichtigen Daten und Hinweise zur Beurtheilung der Goethischen Liebessonette geliefert hat, ist, wie neuere Untersuchungen erwiesen haben, in der Zurückweisung Bettinens doch zu weit gegangen. Hermann Grimm, ihr Schwiegersohn, dem ein Theil des Goethischen Briefwechsels mit ihr handschriftlich zu Gebote stand, hat das Verdienst, dies in einem geistvollen Aufsatz in den »Preussischen Jahrbüchern« (Bd. 30, S. 591—603) nachgewiesen zu haben.[1]

Nach den jetzt wohl, so weit wie es überhaupt zu erwarten ist, aufgedeckten Beziehungen der betheiligten Personen zu einander dürfen wir hinsichtlich der inneren und äusseren Anlässe zu Goethes Liebessonetten, wenn auch manche Einzelheiten und intimeren Beziehungen wohl immer in Dunkel gehüllt bleiben werden, folgende Punkte als im Wesentlichen den Thatsachen entsprechend ansehen.

Dass Minna Herzlieb, die schöne, damals 18jährige, von allen Freunden des Frommannschen Hauses gefeierte Pflegetochter desselben, dem Herzen des Dichters in den Jahren 1807 und 1808 nahe stand, ist sicher. Er selbst äusserte sich darüber in einem vom 15. Januar 1813 datirten Briefe an Zelter, der ihm den damaligen Verlobten der Minna Herzlieb empfohlen hatte, so: »Seine Braut fing ich als Kind von acht Jahren an zu lieben und in ihrem sechszehnten[2] liebte ich sie mehr wie billig.« Sicher ist, dass er das Wesen der Minna Herzlieb in der Ottilie seiner Wahlverwandtschaften verkörpert hat, ebenso wie Bettina Brentano ihm als Modell diente für Charlottens Tochter

[1] Vgl. dazu Gädertz Buch, Goethes Minchen. Bremen 1887; rec. von Otto Pniower, Z. f. d. Alterth. 32, Anzeiger, S. 130—140.

[2] Gädertz meint (S. 109, Anm.), Goethe habe sich geirrt; es müsse heissen »in ihrem achtzehnten« etc. Weshalb denn? Gerade die Angabe »in ihrem sechszehnten Jahre« wirft ein eigenthümliches Licht auf die Wahlverwandtschaften und wird bestätigt durch Sonett 16 (Epoche) v. 5—8.

Luciane in diesem Roman. Keineswegs aber sind die Situationen und Herzenserlebnisse, die in demselben dargestellt wurden, als auf ähnlichen Wechselbeziehungen zwischen Goethe und Minna Herzlieb beruhend anzusehen. Denn es darf jetzt als erwiesen gelten, dass dies empfindsame Mädchen, dessen Herz eben damals von einer hoffnungslosen Liebe zu einem jungen livländischen Adligen, einem Herrn von Manteuffel, erfüllt war, zu dem »alten lieben theueren Herrn«, wie sie Goethe nannte, nie ein anderes Gefühl als das inniger Verehrung gekannt hat. Aus dem Inhalt der Sonette auf eine Leidenschaft zu schliessen, von der der Dichter und das junge Mädchen zu einander ergriffen gewesen sein sollen, heisst das von dem Tone der Petrarcaschen Liebessonette beeinflusste Wesen und die Entstehungsart dieser Gedichte völlig verkennen.

Goethe wurde, wie bereits erwähnt, durch die in den abendlichen Cirkeln des Frommannschen Hauses im Monate November von Zacharias Werner und Anderen vorgelesenen Sonette angeregt, sich auch in dieser Dichtungsart wieder zu versuchen, der er aber nun, entgegen den philosophischen und didaktischen Sonetten Schlegels, nach dem Vorbilde Petrarcas einen mehr lyrischen, erotischen Inhalt, zugleich aber auch mehr Leben, Interesse und Handlung zu geben trachtete. Indess erst gegen Ende November trat er mit eigenen Sonetten hervor; und da ist es nun bezeichnend für Minna Herzliebs Stellung zu denselben, dass gerade das nachweislich zuerst von Goethe gedichtete, welches in der ganzen Serie jetzt als das vierte steht und die Ueberschrift hat »Das Mädchen spricht«, sicherlich nicht auf ihren Einfluss, sondern auf ein Erlebniss mit Bettinen, ähnlich wie es dort geschildert wird, zurückzuführen ist. Wie wir aus den Mittheilungen Riemers wissen, war Bettina kurz vor Goethes Abreise nach Jena vom 1.—10. November in Weimar gewesen und stand überhaupt zu jener Zeit mit Goethe in lebhaftem Verkehr, so dass Hermann Grimm wohl recht hat, wenn er bemerkt: »Seine Sonette können sich jener Zeit zwischen beiden Mädchen getheilt, ihnen beiden gehört haben wie seine Zuneigung«. Wir erinnern uns, dass er ja auch beider Wesen und Eigenthümlichkeit in den Wahlverwandschaften verkörpert hat. Das hier in Frage kommende Sonett hat eine Marmorbüste des Dichters zur Voraussetzung. Es ist mit Recht von G. v. Loeper bemerkt worden, dass sich schwerlich damals weder in dem Frommannschen Hause, noch sonst wo in Jena eine Büste Goethes befand, und dass somit Bettinas Erzählung (Tagebuch, S. 334), der Dichter habe in dem Sonett einen mit ihr in der Weimarer Bibliothek

erlebten Vorfall zur Darstellung gebracht, vermuthlich richtig ist.

Ueberhaupt bin ich mit Hermann Grimm der Ansicht, dass einige der neun Sonette, die sich in Bettinens Buch finden, ihr thatsächlich von Goethe geschickt worden sind, andere auf von ihr in Gesprächen, Begegnungen, Briefen oder sonstigen Beziehungen ihm gegebene Anregungen zurückgehen. Zu der ersteren Gruppe gehört gleich das erste »Mächtiges Ueberraschen« betitelt, wovon die durch Bettina mitgetheilte Version die ältere ist, und wovon H. Grimm selbst das von Goethes Hand geschriebene Blatt unter ihren Manuscripten gesehen hat. Gleichwohl ist es ebenso wahrscheinlich oder vielleicht wahrscheinlicher, dass der Dichter zu diesem schönen Sonett durch Minna Herzlieb angeregt worden sei als durch Bettina. Es wird darin, wie Loeper es knapp ausdrückt, »in einem durchgeführten Vergleich das durch die Liebesempfindung überraschte Gemüth des Dichters geschildert.«

Gleichzeitig mit diesem Sonett will Bettina mit einem Briefe Goethes, datirt vom 7. August 1807, ein anderes empfangen haben, welches sich nun als 7. in der Sammlung befindet und den Titel »Abschied« führt.

Dies scheint in der That, wenn das Datum auch als ein zu frühes erscheint, viel eher den Beziehungen des Dichters zu ihr als denjenigen zu Minna Herzlieb zu entstammen, und mehr aus der überschwänglichen Stimmung Bettinas selber erwachsen zu sein, als aus derjenigen Goethes. Ebenso möchte ich das 8. Sonett (die Liebende schreibt), das 9. (die Liebende abermals) und das 10. (Sie kann nicht enden), wie dies jetzt meistens zugestanden wird, aus den Beziehungen Goethes zu Bettina ableiten, jedoch natürlich nicht aus ihren nachträglichen »Aufdröselungen« der betreffenden Sonette in ihrem halbimaginären Briefwechsel mit dem Dichter. Von ihr wissen wir aber doch wenigstens, dass sie thatsächlich Briefe mit Goethe gewechselt und ihn mit ihrem glühenden, poetischen Liebeswerben verfolgt hat, ja, einzelne Wendungen aus ihrem ersten, urkundlich vorhandenen, am 15. Juni 1807 an Goethe gerichteten Schreiben klingen in dem 9. und 10. Sonett deutlich wieder, und Goethe schrieb ihr nach Bettinens Angabe im Januar 1808: »Mein artig Kind! schreibe bald, dass ich wieder etwas zu übersetzen habe,« das heisst doch: dass ich wieder poetische Anregungen von Dir empfange.

Bei Minna Herzlieb andererseits sprechen alle Nachrichten dagegen, sowohl, dass sie mit Goethe correspondirt, als auch namentlich, dass sie ihm eine leidenschaftliche Neigung gewidmet habe.

Das schönste dieser drei Sonette ist das erste: »Die Liebende schreibt,« bei welchem freilich eine Beziehung zu Bettinen nicht so sicher zu sein scheint als bei den anderen, wenn sie es auch in »Goethes Briefwechsel mit einem Kinde« mit einer an Unverfrorenheit grenzenden Naivetät ganz und gar als ihr geistiges Eigenthum hinzustellen versucht hat. Aber die Gefühle, die hier geschildert werden, machen zu sehr den Eindruck des eigenen persönlichen Mitempfindens, die Töne, die hier erklingen, kommen zu tief aus der innersten, schmerzlich bewegten Seele des Dichters, als dass man annehmen möchte, Goethes Gedanken hätten während der Abfassung dieses Sonetts, wenn es auch vielleicht im ersten Entstehen durch einen Brief Bettinens angeregt wurde, bei diesem »phantastischen, überspannten, halb elfen-, halb koboldartigen Wesen« (Burkhardt, Grenzboten, 38. Jahrgang, S. 433) geweilt oder seien bei ihr weilen geblieben.

Wenn wir nicht nahezu mit Sicherheit wüssten, dass das Sonett im Winter 1807—1808 entstanden ist, so möchte man annehmen, der Dichter habe an seine ersten Erlebnisse mit Christianen gedacht. Diese Zeit lag damals freilich weit hinter ihm. Doch wer kann sagen, welche Erinnerungen bei der Abfassung dieses, aus echter Gretchenstimmung entstammten Sonetts vor der Seele des Dichters aufsteigen mochten! Bezeichnend genug für die Schönheit des Gedichts ist es, dass drei grosse Tondichter, Schubert, Mendelssohn und Brahms, es für Gesang gesetzt haben.

Aus der Wiedergabe echt Bettinascher Stimmung heraus sind dagegen das 9. und 10. Sonett entstanden. Damit sind aber auch wohl diejenigen Sonette unter den von Bettina in »Goethes Briefwechsel mit einem Kinde« mitgetheilten erschöpft, welche auf ihre Einwirkung zurückzuführen sind. Von den sonstigen Goethischen Sonetten, die darin noch enthalten sind, ist das erste dasjenige, welches sie mittheilt unter dem Titel: »Sonett, im Brief an Goethes Mutter beigelegt.« Dieser Brief des Dichters ist datirt vom 4. Mai 1808, aber in dem echten Goethischen Briefe, den wir besitzen,[1] wird ein demselben beigeschlossenes Sonett nicht erwähnt. Das hier in Frage kommende ist das 5. in der Sammlung und hat dort den Titel »Wachsthum«. Es ist das einzige, welches sich auch in Minna Herzliebs Nachlass, und zwar in Goethes eigener Handschrift, mit der Unterschrift »den 13. Dez. 1807, Mitternacht,« obwohl sie noch 1857 Loeper gegenüber leugnete, Sonette von Goethe erhalten zu haben,

[1] Vgl. Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano, herausgegeben von G. von Loeper, Berlin, 1879, S. 170—71.

vorgefunden hat, und von dem sie selbst dem nämlichen Goetheforscher gegenüber erklärt hat, es drücke ihr Verhältniss zu Goethe aus, — so sei sie mit ihm als Kind in Jena spazieren gegangen.

In diesem schönen Sonett werden die Wandlungen der Gefühle des Dichters im Laufe der Jahre gegenüber dem Kinde, dem heranwachsenden Mädchen und der in schönster Jugendblüthe prangenden Jungfrau, zugleich aber auch ihr eigenartiges Wesen selber in anziehendster Weise geschildert. Gar seltsam berührt es, dass verschiedene Ausleger dieses Gedichts aus dem letzten Terzett, beginnend mit dem Verse:

Doch ach! nun muss ich dich als Fürstin denken,

gefolgert haben, es sei von Goethe an die Prinzessin Karoline von Weimar gerichtet, die er gleichfalls unter seinen Augen hatte heranwachsen sehen. Aber diese, die eine Fürstin war, brauchte er sich ja nicht erst als eine solche zu denken und auf sie würden die elf vorangehenden Verse des Sonetts doch ganz und gar nicht bezogen werden können, während der Schluss ja nur figürlich sich auf die »weibliche Hoheit, jungfräuliche Herbigkeit und Unnahbarkeit der Minna Herzlieb« bezieht und gerade diese von verschiedenen Seiten uns verbürgte Eigenthümlichkeit ihres Wesens vortrefflich charakterisirt. Auf Bettina würde es am allerwenigsten passen; auch hat sie wohl kaum im Ernste Anspruch darauf erhoben, obwohl sie Goethen in dem betreffenden Briefe sagen lässt: Gestern schickte ich meiner Mutter ein kleines Blättchen für Dich; nimms als ein baares Äquivalent für das, was ich anders auszusprechen in mir kein Talent fühle; sehe zu wie Du Dirs aneignen kannst.

Ausserdem findet sich nur noch das letzte der 17 Liebessonette, »Charade« betitelt, von Bettina in dem Briefwechsel mitgetheilt als ihr von ihm gesandt mit dem angeblichen Zusatz »an dem magst Du Dich zufrieden rathen«. In dem letzten Briefe des ersten Bandes ihres Briefwechsels lesen wir, wie sie sich vergebens abmüht, die Lösung zu finden. Begreiflich genug! denn diese war das Wort »Herzlieb«, welchen Namen übrigens auch Zacharias Werner, Riemer, Gries, jeder in einem Sonett gefeiert haben.

Ebensowenig wie dieses Sonett ist das 16. der Sammlung, »Epoche« betitelt, zu Bettinen in irgend welche Beziehung zu setzen, obwohl es ihrem Briefwechsel mit Goethe in der Ausgabe von 1835 als Motto voransteht, während es in der Ausgabe Hermann Grimms vom Jahre 1881 fortgelassen ist. Das Sonett ist ebenfalls erwiesenermassen an Minna Herzlieb gerichtet. Anknüpfend an Petrarca, der

seine Liebe zu Laura von Charfreitag 1337 an datirte, preist Goethe den Adventsonntag des Jahres 1807, an welchem Tage er, wie wir von Knebel wissen, Mittags bei Frommanns und also dem geliebten Mädchen nahe war. Vielleicht hatte er sie, obwohl er seit seiner Ankunft in Jena schon öfters im Frommannschen Hause gewesen war, an dem Tage zum ersten Male wiedergesehen, oder möglicherweise war sie ihm bei der Gelegenheit weniger unnahbar als früher erschienen.

Von den noch übrigen Gedichten der 17 Goethischen Liebessonette ist keines in dem Buche Bettinens enthalten, und wir dürfen wohl schon daraus schliessen, dass sie nicht zu ihr in Beziehung stehen, sondern zu ihrer Jenenser Rivalin.

Am wenigsten leicht fällt es uns, mit dem zweiten, »Freundliches Begegnen« betitelt, deren Persönlichkeit in Zusammenhang zu bringen.

Die Scenerie, die hier vorgeführt wird, der Felsenweg, die winterliche Landschaft, passt auf die Umgebung von Jena und den Monat December, in welchem dieses Sonett dort entstanden sein wird. Auch das Ankämpfen des Dichters gegen seine Neigung, der Hinweis auf die nahe Flucht zurück nach Weimar entspricht der Situation und seinen Beziehungen zu Minna Herzlieb. Nur das letzte Terzett macht Schwierigkeiten. Das würde, wenn wörtlich genommen, eine wechselseitige, von Beiden vergeblich bekämpfte Neigung voraussetzen, die bei einer zufälligen Begegnung zu der von dem Dichter geschilderten leidenschaftlichen Umarmung geführt hätte.

Aber wir haben schon bei dem Verse des fünften Sonetts:

»Doch ach! nun muss ich dich als Fürstin denken«

gesehen, zu welchen unhaltbaren Auslegungen es oft führt, wenn man ein Dichterwort in wörtlichem Sinne nimmt. Goethe selbst hat in Bezug auf die Wahlverwandtschaften in seinen Gesprächen mit Eckermann gesagt: »Es ist darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt.« Das gilt unzweifelhaft auch für die Sonette. Und Minna Herzlieb wiederholte oft, wie Hermann Grimm berichtet, ihrer Freundin Alwine Frommann gegenüber, wenn man ihr davon sprach, dass Gedichte Goethes an sie gerichtet gewesen seien: »es mischen sich da wohl viele Bilder.« Diese beiden Aussprüche geben uns den Schlüssel, wie zur Erklärung der meisten anderen, so auch dieses Sonetts. Es wäre z. B. sehr wohl möglich, dass der Dichter hier eine ähnliche Begegnung mit Minna Herzlieb aus früheren Jahren, als sie ihm noch als ein harmloses Kind entgegensprang, in seiner Phantasie auf diese spätere, anders

geartete Epoche seiner Gefühle und Beziehungen zu ihr übertragen habe. Jedenfalls ist es unstatthaft, nach den Ergebnissen der neueren Untersuchungen, dies Sonett als einen Beweis für ein wirkliches Liebesverhältniss, welches, wie man früher meinte, zwischen Goethe und Minna Herzlieb bestanden haben soll, heranzuziehen.

Ganz auf dem wirklichen Verhältniss des Dichters zu dem gefeierten Mädchen beruht dagegen das dritte, »Kurz und gut« betitelte Sonett, eines der anmuthigsten von allen, welches uns zugleich in ganz anderer Weise als das früher erwähnte Menkesche Sonett die Entstehung eines solchen Gedichts vorführt.

Das 6. Sonett »Reisezehrung« schildert die Gefühle des Dichters bei seiner bevorstehenden Abreise und Trennung von der Geliebten. Es scheint von dem Petrarcaschen Reisesonett »Io mi rivolgo indietro« beeinflusst zu sein und ist wohl das am wenigsten persönliche von allen.

Das 7. (Abschied), 8. (Die Liebende schreibt), 9. (Die Liebende abermals), und 10. (Sie kann nicht enden), sind bereits als auf Bettinasche Anregungen zurückgehend erwähnt worden, und auch das 11. (Nemesis) betitelt, in welchem der Dichter seine, jedenfalls auf die Jenaer Zeit sich beziehende »Sonettenwuth und Raserei der Liebe« ironisirt, wurde schon besprochen.

Das 12. (Christgeschenk) wird allgemein als an Minna Herzlieb gerichtet anerkannt. Es wurde ihr am 24. Dezember 1807 von Weimar aus mit einer Schachtel voll Süssigkeiten für die Frommannschen Kinder übersandt. Es ist also ein Gelegenheitsgedicht, bei dem man aus der dichterisch freien Anrede »Mein süsses Liebchen«, womit es beginnt, wiederum nicht etwa den Schluss ziehen darf, dass sie ihm das Recht gegeben habe, sie so zu bezeichnen.

Wie wenig dies der Fall war, geht aufs deutlichste hervor aus dem 13. Sonett, betitelt: »Warnung«.

Wir sehen also, es waren im Wesentlichen nur poetische, von dem künstlerischen Interesse für die Sonettendichtung und seinem Wohlgefallen an der schönen Pflegetochter des Frommannschen Hauses ihm eingegebene Huldigungen, die in diesen auf sie sich beziehenden Gedichten zum Ausdruck gelangten. Dass daran nicht zu zweifeln ist, bezeugen noch weiter das 14. und 15. Sonett, in denen die in jenem Kreise wohl öfters aufgeworfene Frage, ob sich denn diese künstliche Dichtungsart zum Ausdruck wahrer Liebesleidenschaft eigne, behandelt wird.

Im 14. Sonett sind es die Liebenden, die gegenüber den an der Eignung des Sonetts zum Ausdruck der Liebe Zweifelnden dasselbe vertheidigen.

In dem 15. Sonett ist das Mädchen die Zweiflerin, und wir dürfen wohl annehmen, die noch von der Wunde ihrer unglücklichen Jugendliebe nicht geheilte Minna Herzlieb selber, die sich gelegentlich mit einigen Bemerkungen an jenen Gesprächen betheiligt haben mag, während der Dichter für das Sonett und damit zugleich für die Wärme der darin zum Ausdruck gebrachten Empfindungen eintritt. Die beiden letzten Sonette der Sammlung, das 16. (Epoche) und das 17. (Charade) sind ebenfalls schon als sicher auf Minna Herzlieb bezüglich, obwohl in das Bettinasche Buch von ihr eingeflochten, besprochen worden.

Wenn wir die beiden Sonettengruppen, wie wir sie hier von einander zu sondern versucht haben, die 5 oder 6 von Bettina inspirirten, nämlich das 4. (Das Mädchen spricht), das 7. (Abschied), das 8. (Die Liebende schreibt), das 9. (Die Liebende abermals), das 10. (Sie kann nicht enden), dazu vielleicht noch das 1. (Mächtiges Ueberraschen), — und die übrigen, von Minna Herzlieb angeregten, mit einander vergleichen, so spiegelt sich in den ersteren unverkennbar die leidenschaftliche, impulsive Natur der Verfasserin des Briefwechsels und der Goethischen Luciane der Wahlverwandtschaften, in den letzteren, von dem 2. (Freundliches Begegnen) abgesehen, das ruhige, unaufdringliche, zurückhaltende Wesen der Frommannschen Pflegetochter und der Goethischen Ottilie wieder. Auch durch diese allgemeine Charakteristik der beiden Sonettengruppen werden die Beziehungen, in denen sie zu den beiden jungen Freundinnen des Dichters stehen, gestützt.

Wenn Goethe sie später zu einem Cyclus vereinigte, so geschah dies gewiss nur mit Rücksicht auf ihre innere Verwandtschaft hinsichtlich des Stoffs und ihre gemeinsame Angehörigkeit an eine für ihn bedeutsame Epoche seines Lebens und seiner dichterischen Thätigkeit: die Entstehungszeit der Wahlverwandtschaften. Dadurch, dass das Sonett »Mächtiges Ueberraschen« den Anfang und die »Charade« den Schluss bildet, sind diese Gedichte noch enger zu einem zusammengehörigen Ganzen verbunden worden, welches anscheinend mit Bestimmtheit auf Minna Herzlieb hinweist. Dass die Sonette aber nicht auf sie allein bezogen werden können, wie dies noch Kuno Fischer in seinem jüngst erschienenen Büchlein »Goethes Sonettenkranz« (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1896) thut, und dass auch die durch sie angeregten nur in dichterischer Ausführung als auf sie bezüglich angesehen werden können, ist durch diese Betrachtungen hoffentlich klar geworden.

Suchen wir aus den Sonetten mit Kuno Fischer eine wenn auch nur von dem Dichter poetisch erlebte Liebes-

geschichte herauszulesen und die Gruppe 1—5 etwa als die glücklich vereinten Liebenden, 6—10 als die getrennten Liebenden, 11—15 als die über ihre Liebe reflectirenden Liebenden und die beiden letzten Sonette als die Schlussglieder des Kranzes zu deuten, so gelangen wir zu inneren und äusseren Widersprüchen. Die Sonette 4 (Das Mädchen spricht), ferner die erklärlicherweise zusammengestellten Sonette 7, 8, 9, 10 (Abschied und Briefe) würden hinsichtlich der Charakteristik des darin uns entgegentretenden Mädchens zu den übrigen in einem entschiedenen Gegensatz stehen, und das 2. Sonett (Freundliches Begegnen) würde dem 5. (Wachsthum) und noch mehr dem 13. (Warnung) seinem ganzen Inhalte nach widersprechen.

Nur dann lassen sich diese Gedichte als zu einem zusammengehörigen Kranze vereinigt erklären, wenn wir sie ansehen als inhaltlich verwandte Stimmungsbilder, die dem Dichter aus seinem Verkehr mit den beiden so eigenartig verschiedenen, ihn lebhaft anziehenden Mädchen, Bettina Brentano und Minna Herzlieb, erwuchsen und von ihm in der künstlerischen Form des Sonetts zur Darstellung gebracht wurden.

Was den dichterischen Werth dieser Sonette betrifft, so sind sie nicht nur von einer strenge nach Petrarcas und Schlegels Muster ausgeführten Vollendung der Form, sondern auch von einem Wohllaut der Sprache, einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit der darin vorgeführten Situationen und Vorgänge, wie dies wohl keiner von Goethes Zeitgenossen und Nachfolgern, die mit ihm im Sonett wetteiferten, erreicht hat.

Ausser den bisher besprochenen Sonetten schrieb Goethe nur noch drei Gelegenheitssonette, nämlich 1810 eines auf den Becher der Kaiserin von Oesterreich, aus welchem sie in Karlsbad den Brunnen getrunken, 1812 eines an Herrn Abbate Bondi, 1813 eines an Ihro Kaiserliche Hoheit die Frau Erbgrossherzogin von Sachsen-Weimar und Eisenach.

Diese Gelegenheitsgedichte, auf deren eingehendere Betrachtung wir verzichten können, sind dem anmuthigen, an Minna Herzlieb gerichteten Sonett »Christgeschenk« hinsichtlich der äusseren Veranlassung wie auch in Bezug auf die geistvolle Diction und die feinausgeführte Form verwandt, kommen aber den meisten Sonetten der zuletzt betrachteten Sammlung, wie denjenigen, welche die Titel führen: »Mächtiges Ueberraschen,« »Freundliches Begegnen,« »Kurz und gut,« »Wachsthum«, »Das Mädchen schreibt«, »Warnung«, oder auch dem herrlichen Sonett »Natur und Kunst,« an dichterischer Bedeutung bei weitem nicht gleich. Diese sind es, an welche Platen gedacht haben wird, als er sein schönes Gedicht, »Das Sonett an

Goethe« dichtete, welches den Schluss dieses Aufsatzes bilden möge:

Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren
Mein tiefes Wesen witzig sah verneinen,
Dich selbst nun zähl' ich heute zu den Meinen,
Zu denen, welche meine Gunst erfahren.

Denn wer durchdrungen ist vom innig Wahren,
Dem muss die Form sich unbewusst vereinen,
Und was dem Stümper mag gefährlich scheinen,
Das muss den Meister göttlich offenbaren.

Wem Kraft und Fülle tief im Busen keimen,
Das Wort beherrscht er mit gerechtem Stolze,
Bewegt sich leicht, wenn auch in schweren Reimen.

Er schneidet sich des Liedes flücht'ge Bolze
Gewandt und sicher, ohne je zu leimen,
Und was er fertigt, ist aus ganzem Holze.

6.

Goethes Gedichte in der Musik.

Von

Max Friedlaender.[1]

Goethes Mahnung: »Nur nicht lesen, immer singen« ist von den Musikern wohl beachtet worden. Kein Dichter irgend eines Culturvolks hat die Componisten so stark und tief angeregt, wie Goethe, und durch Mozart und Beethoven, Reichardt und Zelter, Schubert, Loewe und Mendelssohn, Rob. Franz und Brahms haben seine Lieder eine Verbreitung gefunden, die ihnen ohne die Schwingen dieser Musik sicher nicht in demselben Masse beschieden gewesen wäre. Zwei der grossen musikalischen Meister fehlen allerdings in der Componisten-Reihe: *Joseph Haydns* Liedern merkt man es nicht an, dass ihr Autor sechs Jahrzehnte hindurch das Glück hatte, Goethes Zeitgenosse zu sein, und eigenthümlicherweise hat auch der hochgebildete *Carl Maria von Weber* unsere classischen Dichter in seinen Gesängen vollständig über den Müchler, Gubitz, Castelli und Genossen vernachlässigt.

---

[1] Zu ausführlicherer Behandlung wird der Gegenstand demnächst in einem in der Besserschen Buchhandlung (Wilhelm Hertz) in Berlin erscheinenden Werke des Verfassers »Das deutsche Lied des 18. Jahrhunderts« gelangen.

Auch *Mozart* war bekanntlich nicht sehr wählerisch in seinen Liedertexten, aber ein günstiges Geschick hat ihm wenigstens *ein* Goethisches Gedicht zugeführt: Das Veilchen, das in seiner Hand zu einer der schönsten Blüthen lyrisch-dramatischer Musik geworden ist. Ungleich tiefer ist *Beethoven* in die Werke des Dichters eingedrungen. Ausser der Musik zum Egmont hat er drei Stücke aus Faust, je eines aus Claudine und dem Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, und neunzehn Lieder theils skizzirt, theils vollendet, darunter Meisterwerke wie: Freudvoll und leidvoll, Mignon, das Mailied, Wonne der Wehmuth. Am Nächsten von allen Componisten ist aber *Schubert* Goethe gekommen, »dessen so herrlichen Dichtungen er wesentlich seine Ausbildung zum deutschen Sänger verdankt«, wie Schuberts intimster Freund Spaun in einem an Goethe gerichteten Briefe vom Jahre 1817 schreibt. Von den 80 Schubertschen Compositionen zu Goethischen Texten sind einige der hervorragendsten in den nachfolgenden Blättern erwähnt, andere nicht weniger bedeutende — wie Schäfers Klagelied, Geheimes, die Mignon- und Suleika-Lieder — dürfte sich der musikalisch gebildete Leser leicht ergänzen. Höchst erstaunlich wird es immer bleiben, wie der junge Meister auch zu den gewaltigen, für die Composition so spröden Gedichten wie: Grenzen der Menschheit, Prometheus, An Schwager Kronos, Ganymed, Gesang der Geister über den Wassern eine congeniale Musik zu schreiben vermocht hat. Nicht ganz so glücklich war in seinen 26 Goethe-Compositionen *Robert Schumann*, dessen Faust-Scenen allerdings die bei Weitem schönste Musik enthalten, die bisher zum zweiten Theile des Dramas geschrieben ist. Von *Mendelssohns* 14 Werken ist die erste Walpurgisnacht hervorzuheben — eines der vollendetsten oratorischen Werke unseres Jahrhunderts —, dann die Ouvertüre: Meeresstille und glückliche Fahrt, das Sonett: Die Liebende schreibt und die Quartette: Auf dem See, Frühzeitiger Frühling, Die Nachtigall, sie war entfernt. *Spohrs* 11 Lieder sind leider fast sämmtlich unbedeutend, und auch *Carl Loewe*, der 43 Goethe-Compositionen geschaffen hat, steht in den meisten nicht auf der Höhe seiner besten Schöpfungen; aber es sind doch auch einige Meisterstücke unter ihnen, wie: Erlkönig, Der getreue Eckart, Hochzeitlied. Unter den 14 Werken unseres zeitgenössischen Meisters *Brahms* sind der Gesang der Parzen, das Wechsellied zum Tanz und die Fragmente aus Alexis und Dora, Jery und Bätely und der Harzreise im Winter zu erwähnen. Und da bereits von Compositionen zum Faust die Rede war, so seien noch die Faust-Musiken des Fürsten *Radziwill, Karl Eberweins, Julius Rietz*, *Eduard*

Lassens genannt, ferner *Hector Berlioz'* dramatische Legende Damnation de Faust, *Gounods* Oper Faust, *Liszts* Faust-Symphonie, *Rubinsteins* Faust, ein musikalisches Charakterbild (für Orchester), *Arrigo Boïtos* Oper Mephistofele, endlich von *Richard Wagner* neben seinen »sieben Compositionen zu Goethes Faust« (Ms. in Wahnfried) das bedeutsame Werk: Eine Faust-Ouverture.
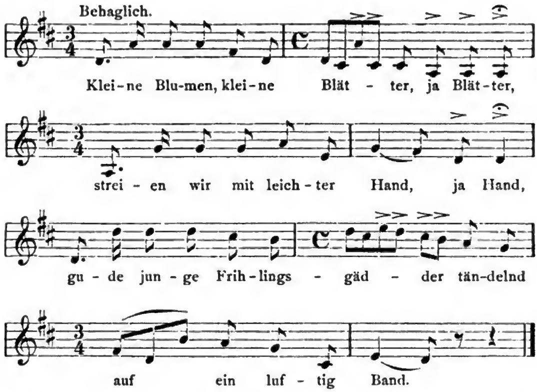
Dass die nachfolgenden Notizen nicht in der üblichen Form der Abhandlungen gehalten sind, sondern in der chronologischer Verzeichnisse, wird den Lesern hoffentlich nicht befremdlich erscheinen. Die Zusammenstellung der musikalischen Meister, die sich mit Goethe beschäftigten, und die Zahl der Compositionen sprechen eine beredte Sprache, die eindringlicher wirken dürfte als eine ästhetische Betrachtung.

1. *Mit einem gemahlten Band* (Kleine Blumen, kleine Blätter) 1771 entstanden (Friederikenlied), 1775 zuerst gedruckt in Jacobis Zeitschrift: *Iris*, Band 2, Stück 1, Düsseldorf.

Componirt von: 1. *Joh. Friedr. Reichardt* »Goethes Lyrische Gedichte mit Musik von J. F. R.« Berlin 1793. 2. *Ludwig van Beethoven,* op. 83, No. 3, entstanden 1810, publicirt 1811. 3. *Carl Blum,* op. 11, publicirt 1816 bei Breitkopf & Härtel. 4. *W. J. Tomaschek* in Prag, op. 55, Nr. 4, ausserdem von *11 neueren Musikern*, deren Namen Ernst Challiers Grosser Lieder-Katalog, Berlin 1885, bringt; unter ihnen ist *Friedr. Gernsheim* (op. 29, Nr. 3) hervorzuheben.

Beethovens sehr anmuthige Composition ist nicht nach Verdienst bekannt geworden. Der Beginn der Melodie ist sehr ähnlich dem Liede an die Freude in der neunten Symphonie. — Reichardts und Tomascheks Weisen sind unbedeutend.

Sehr charakteristisch für die Umformung, die ein Kunstlied bei der Verbreitung im Volke im Laufe der Jahre erfahren kann, ist die Lesart unseres Gedichts, die Gottfried Keller im »Sinngedicht« (1882) dem jungen Dorfschuhmachermeister in den Mund legt. Dieser hatte das Gedicht in einem der älteren, auf Löschpapier gedruckten Liederbüchlein für Handwerksbursche gefunden, die neben den trivialsten Gesängen gelegentlich auch Lieder unserer classischen Dichter bringen, und er »sang es nach einer gefühlvollen, altväterischen Melodie mit volksmässigen Verzierungen.« Keller gibt bei den einzelnen Strophen noch weitere Andeutungen über die Weise. Als im Jahre 1884 der Verfasser dieses Aufsatzes den Dichter in Zürich besuchte und ihn fragte, ob er nicht die folgende Melodie gemeint habe:



stimmte Keller lebhaft zu: Ja, das ist genau die Weise, wie ich sie einmal zu dem Liede gehört habe. Er war sichtlich erfreut, dass sie ein Musiker aus der blossen Beschreibung erkannt hatte. — Köstlich ist, wie Kellers Schuster in dem Verse: »Und ich bin belohnt genung«, das letzte Wort in *genuch* verbessert, und wie er die letzte Strophe beginnt:

Fihle, was dies Herz empfindet — ja pfindet.

»Allein die unverwüstliche Seele des Liedes,« schreibt Keller ». . . . bewirkte das Gegentheil eines lächerlichen Eindrucks.«

2. *Mailied* (Wie herrlich leuchtet mir die Natur), vermuthlich 1771 entstanden — nach Düntzer: 1774—1775, zuerst gedruckt in der *Iris*, Band 2, Stück 1.

Componirt von: 1. *Joh. Friedr. Reichardt*, »Oden und Lieder von Herder, Goethe u. A.« Berlin III, 1781. 2. *Christ. Aug. Gabler* in Reichardts »Neuen Liedern geselliger Freude« I, 1799. 3. *Beethoven*, um 1796 comp., 1805 als op. 52, Nr. 4 publicirt. 4. *W. J. Tomaschek*, op. 53. 5. *Ludwig Berger*. 6. *Bernhard Klein*, op. 15, Nr. 6. 7. *Friedrich Silcher* 1826, schon 1827 in den Breslauer Schulliedern von Hientzsch abgedruckt. 8. *Heinrich Marschner*. 9. *Friedrich Curschmann*, op. 2 und *25 neueren Musikern*. Nicht ohne Interesse ist es, zu sehen, wie bei der Composition des Liedes Musiker aus allen Theilen des deutschen Sprachgebiets sich zusammenfinden: die Berliner Reichardt, Berger, Klein, die Oesterreicher Tomaschek (Prag) und Gottfried Preyer

(Wien), die Deutschrussen Gabler und Jos. Rubinstein, Marschner aus Sachsen, Hugo Ulrich aus Schlesien, Friedr. Silcher aus Schwaben, der Ostpreusse von Keudell, der Bayer Otto Scherzer, der Rheinländer Brambach und der Oldenburger Meinardus, Ad. Reichel in Bern, Markull und Curschmann in Danzig, Goltermann in Frankfurt a. M. und Jos. Dürrner in Edinburgh.

Beethovens herrliche Jugend-Composition überragt alle übrigen. Er hatte die Melodie ursprünglich zu einer Arie in Umlaufs Singspiel: »Die schöne Schusterin« geschrieben und ihr erst nachträglich die Goethischen Verse untergelegt. Die ursprüngliche Arie beginnt: »O welch ein Leben! Ein ganzes Meer von Lust und Wonne fliesst um mich her!«

3. *Heidenröslein* (Sah' ein Knab' ein Röslein stehn), 1771 entstanden, 1773 in der ersten Fassung gedruckt in Herders »Von deutscher Art und Kunst« u. d. Ü.: Fabelliedchen, dann 1779 mit einigen Aenderungen in Herders »Volksliedern« u. d. Ü.: Röschen auf der Heide, endlich in der jetzt bekannten Fassung und mit unserer Ueberschrift in Goethes Schriften VIII, 1789.

Componirt von: 1. *F. von Dalberg*, Mainz 1793. 2. *Reichardt*, »Goethes Lyrische Gedichte. Mit Musik von J. F. R.« Berlin 1793. 3. *Hans Georg Nägeli* in seinen Liedern. Zürich 1795—99. 4. *W. J. Tomaschek*, op. 53, Nr. 1. 5. *Andreas Romberg*, Oden und Lieder. Bonn 1793. 6. *Franz Schubert*, op. 3, Nr. 3, comp. 1815, publicirt 1821. 7. *Heinrich Werner*, vor 1829. 8. *C. G. Reissiger*, op. 79, Nr. 3. 9. *Schnyder von Wartensee*, Acht deutsche Lieder, Bonn o. J., Nr. 2 und 3 (die zweite Bearbeitung durchcomponirt). 10. *Robert Schumann*, op. 67, Nr. 3 (für Chor), comp. und publ. 1849. 11. *A. E. Grell*, op. 21. 12. *Moritz Hauptmann* (für Chor). 13. *Wilhelm Taubert*, op. 5, Nr. 2. 14. *Johannes Brahms*, Volks-Kinderlieder, publ. 1858 und mehr als *30 neueren Musikern.*

Reichardts Composition verdient das ihr von Friedr. Rochlitz gespendete Lob: »Echt volksthümlich und, bei aller Einfalt, das Rechte meisterhaft ausdrückend.« (Für Freunde der Tonkunst III, S. 422.) Für die Wirkung der Reichardtschen Melodie bis in unsere Tage spricht, dass Brahms sie — mit nur geringen Veränderungen — in seine Volks-Kinderlieder aufgenommen und mit neuer Clavierbegleitung versehen hat. Im Volke aber ist jetzt fast überall die Melodie *Heinrich Werners* verbreitet:



Diese ist abhängig von *Schuberts* genialem Jugendwerk, der hervorragendsten unter allen Compositionen des Gedichts. (Der Beginn des Schubertschen Liedes ist identisch mit dem des Duetts: »Könnte jeder brave Mann« aus Mozarts Zauberflöte.) – Die Compositionen von Nägeli, Tomaschek, Romberg sind unbedeutend, Schumann hat in seinem Chorwerk den rechten Ton nicht zu finden vermocht, sehr anmuthig hingegen ist die Musik zum Heidenröslein von Hauptmann und Taubert.

Beethoven hat sich zu verschiedenen Zeiten mit dem Liede beschäftigt, und aus seinen Skizzenbüchern würde sich eine fast vollständige Melodie zur ersten Strophe construiren lassen. Vergl. Nottebohm, Beethoveniana S. 50 und Zweite Beethoveniana S. 137, 471, 474, 576.

4. *Das Veilchen* (Ein Veilchen auf der Wiese stand) 1773, spätestens Anfang 1774 entstanden, 1775 zuerst gedruckt in der *Iris*, Band 2, Stück 3.

Componirt von: 1. *Johann André* 1775, publ. 1776. 2. Herzogin *Anna Amalia* 1776. 3. *Reichardt* dreimal: als einstimmiges Lied 1780 in Reichardts Oden und Liedern, als Duett 1783 in Gedikes und Biesters Berlinischer Monatsschrift I, als Terzett 1790 für die zweite Fassung von »Erwin und Elmire«. 4. *Anton Schweizer*, im Theater-Kalender 1777, Beilage. 5. *Jos. Anton Steffan*, k. k. Hof-Claviermeister, Sammlung Deutscher Lieder für das Clavier I, Wien 1778. 6. *Siegmund Freiherr von Seckendorff*, Volks- und andere Lieder I, Weimar 1779. 7. *Ernst Wilhelm Wolf*, Hofkapellmeister in Weimar 1780. 8. *Karl Friberth*, k. k. Kapellmeister in Wien, Deutsche Lieder für das Clavier III, Wien 1780. 9. *Joh. Friedr. Christmann* in Rath Bosslers Musikalischer Blumenlese für Clavierliebhaber, Speier 1782. 10. *Mozart*, comp. 1785, publ. 1789 u. d. T.: Zwey deutsche Arien zum Singen beym Klavier, Wien. 11. *Fr. Ludw. Aemilian Kunzen*, in dänischer Sprache, in: Viser og Lyriske Sange, Kiöbenhavn 1786. (Uebersetzung von Rahleck). 12. *F. H. Himmel*, königl. Kapellmeister in Berlin, op. 21, Nr. 5, publ. 1806. 13. *W. J. Tomaschek*, op. 57, Nr. 1. 14. *P. von Lindpaintner*, Hofkapellmeister in Stuttgart, im Orpheon III, Nr. 12. 15. *C. G. Reissiger*, Hofkapellmeister in Dresden, op. 48, Nr. 4, und etwa *10 neueren Musikern*. — Nr. 6, 10, 13 sind durchcomponirte, 1, 3, 4, 5, 9, 11, 12, 14 und 15 Strophen-Lieder.

Neben Mozarts unvergleichlicher Composition — (kein eigentliches Lied, sondern mehr dramatische Scene) — sind Reichardts schönes, schlichtes Duett sowie Kunzens und Steffans einstimmige Weisen hervorzuheben. Ueber Reichardts Duett vergl. Mendelssohns gewichtiges Lob in seinen »Briefen aus den Jahren 1833—47«. S. 477.

5. *Der Musensohn* (Durch Feld und Wald zu schweifen), wahrscheinlich 1774 entstanden (Viehoff I, 283—87, Scherer, G.-J.-B. V, 263, vgl. aber dagegen Düntzer II, 40), 1800 zuerst gedruckt in Goethes Neuen Schriften VII.

Componirt von: 1. *Reichardt* in Kotzebues Zeitschrift, »Der Freymüthige«, Juli 1803, abgedruckt in Reichardts Neuen Liedern geselliger Freude II, 1804. 2. *Carl Friedr. Zelter,* Sämmtl. Lieder, Balladen und Romanzen IV, comp. 1807. 3. *Schubert,* op. 92, Nr. 1, comp. 1822, publ. 1828. 4. *Bernh. Klein,* op. 15, Nr. 7 und *5 neueren Musikern.*

Reichardts und Zelters volksthümlich-einfache, aber gar zu dürftige Melodien werden von Schuberts Lied hoch überragt.

6. *Der König in Thule,* 1774 entstanden, schon im Urfaust, 1782 in der ersten Fassung gedruckt in Siegmund Freyherrn von Seckendorffs Volks- und anderen Liedern, 3. Sammlung, Dessau, 1790 in der jetzt üblichen Form gedruckt in Goethes Schriften VII.

Componirt von: 1. *Seckendorff* (s. o.). »Abentheuerlich« lautet die Vortragsvorschrift des Componisten. 2. *Ignaz Walter* in seiner »Original-Oper« Doctor Faust, Text mit Benutzung der Tragödien Fr. Müllers und Goethes von Dr. Schmieder, 1797. 3. *Wilhelm Schneider* in Fr. Th. Manns Musikalischem Taschenbuch auf das Jahr 1805, später in den »Deutschen Liedern für Jung und Alt« 1818. 4. *Reichardt* in Goethes Liedern, Oden, Balladen und Romanzen, Berlin 1809. 5. *Zelter* (für Bass): Sämmtliche Lieder, Balladen und Romanzen III, Berlin 1812. 6. *W. J. Tomaschek,* op. 59. 7. *Franz Schubert,* op. 5, Nr. 5, comp. 1816, publ. 1821. 8. *Bernh. Klein.* 9. *Fr. H. Himmel.* 10. *Hector Berlioz:* Huit Scènes de Faust 1828, später in die Damnation de Faust, op. 24, 1846 aufgenommen. 11. *Franz Liszt.* 12. *Rob. Schumann,* op. 67, Nr. 1 (für Chor), 1849. 13. *Heinrich Marschner,* op. 160, Nr. 1. 14. *Charles Gounod* in seiner Oper Faust 1859, ferner von 15. *Ad. Jensen,* op. 23. 16. *Wilh. Taubert,* op. 151. 17. *Felix Dräsecke.* 18. *Eduard Lassen.* 19. *Bernhard Scholz.* 20. *Hans von Bülow* und *25 anderen neueren Musikern.*

Zelters schöne Composition — sein bestes Lied — hat seit 70 Jahren die weiteste Verbreitung gefunden. Vorher war *Schneiders* Melodie sehr beliebt. Unter den ausgeführteren Liedern ist das *Schubertsche* am hervorragendsten. Auch *Gounods* Weise trifft vortrefflich die Stimmung.

7. *Meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer.* 1775 oder früher entstanden, schon im »Urfaust«, 1790 zuerst gedruckt in: Faust. Ein Fragment.

Componirt von: 1. *Ignaz Walter* in seiner Original-Oper Doctor Faust 1797. 2. *Ludwig Spohr,* op. 25, Nr. 3, 1809. 3. *Zelter:* Sämmtliche Lieder etc. I, Berlin 1810. 4. *Schubert,* op. 2, comp. 1814, publ. 1821. 5. *Bernh. Klein.* 6 *Conradin Kreutzer.* 7. *Hector Berlioz* (s. o. Nr. 6, 10. Die Uebersetzung rührt von Gérard de Nerval her). 8. *Michail Iwanowitsch Glinka* und über *20 neueren Musikern.*

Die geniale Composition des 17jährigen Schubert — eines seiner allerfrühesten Lieder — ist die bedeutendste. — Von Beethoven liegt ein kurzer Entwurf aus der Zeit vor 1800 vor, abgedruckt in Nottebohms »Zweite Beethoveniana«. S. 575.

8. *Jägers Abendlied* (Im Felde schleich' ich still und wild), 1775 entstanden, Januar 1776 zuerst gedruckt im Teutschen Merkur.

Componirt von: 1. *Ph. Christ. Kayser,* 1777. 2. *Reichardt,* Oden und Lieder, Berlin III, 1781. 3. *F. von Dalberg,* Lieder, Mainz 1793. 4. *Fr. H. Himmel,* Deutsche Lieder von Goethe, Berlin 1806. 5. *Bernh. Anselm Weber,* 1815. 6. *Bernh. Klein.* 7. *Schubert,* op. 3, Nr. 4, comp. 1816, publ. 1821. 8. *Zelter* zweimal: Neue Liedersammlung, Zürich 1821. 9. *Tomaschek,* op. 57, Nr. 5 und mehr als *25 neueren Musikern,* unter ihnen Carl Reinthaler, Ludw. Meinardus, Héritte-Viardot, Bernh. Scholz.

An erster Stelle dürfte Reichardts in ihrer Schlichtheit tief ergreifende Composition zu nennen sein. Sie gehört neben Zelters König in Thule, Schulz' »Der Mond ist aufgegangen,« Andrés »Bekränzt mit Laub« und Nägelis »Freut euch des Lebens« zu den Mustern der deutschen volksthümlichen Lieder. Reichardt benutzte sie 1800 nochmals in seinem Liederspiel: Liebe und Treue. Schuberts op. 3 ist musikalisch viel bedeutender als die Reichardtsche Composition, erreicht sie indessen in Bezug auf volksthümliche Wirkung nicht.

9. *Bundeslied* (In allen guten Stunden), 1775 gedichtet auf die Vermählung des Pfarrers Ewald in Offenbach, 1776 zuerst gedruckt im Teutschen Merkur, Band 13.

Componirt von: 1. *Reichardt* zweimal: Oden und Lieder, Berlin 1781 (in Reichardts Sammlungen noch dreimal abgedruckt) und: »Goethes Lieder, Oden, Balladen etc.«, Berlin 1809. 2. *Zelter* (noch ungedruckt), comp. 1799, gesungen im Januar 1800 in der Berliner Liedertafel und im Juni 1895 in Weimar anlässlich der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft. 3. *F. F. Hurka,* Auswahl von Maurer-Gesängen, herausg. von F. M. Böheim II, Berlin 1799. 4. *Schubert,* comp. 1815, aus dem Nachlasse publicirt Leipzig 1895. 5. *Beethoven,* op. 112, für 2 Solo- und 3 Chorstimmen mit Bläserbegleitung, comp. um 1822, publ. 1825.

6. *Albert Methfessel,* Commers- und Liederbuch, Altenburg 1823. 7. *Gustav Reichardt,* op. 5, 1825 und *3 neueren Musikern.*

Mit *Reichardts* schöner Melodie vom Jahre 1809 noch jetzt das classische Eröffnungslied unserer Studenten-Commerse. Goethe hat aber *Zelters* im Kreise der Berliner Liedertafel sehr beliebt gewordene Weise im Sinn, wenn er in »Dichtung und Wahrheit« 17. Buch, von dem Liede spricht; vergl. dort die herrlichen Worte, mit denen er das Gedicht den Nachkommen empfiehlt. *Beethovens* und *Schuberts* Compositionen des Liedes sind nicht bedeutend.

10. *Neue Liebe, neues Leben* (Herz mein Herz), 1775 entstanden (Lili-Lied), in demselben Jahre zuerst gedruckt in der *Iris,* 2. Bd., 3. Stück.

Componirt von: 1. *F. von Dalberg,* »Lieder. Dritte Sammlung«, Mainz 1793. 2. *Reichardt,* »Goethes Lyrische Gedichte mit Musik von J. F. R.«, Berlin 1793. 3. *Beethoven,* op. 75, Nr. 2, publ. 1810. 4. *Zelter,* Sämmtliche Lieder, Balladen und Romanzen III, Berlin 1812. 5. *Ludw. Spohr* (ungedruckt) 1858. 6. *Moritz Hauptmann,* op. 19, Nr. 6. 7. *C. G. Reissiger,* op. 48, Nr. 3 und *10 neueren Musikern.*

Beethovens Composition — ein feurig beseeltes Gegenstück zu der zarteren „Adelaide« — ist an erster Stelle zu nennen. Sie ist durchcomponirt, während die sonst erwähnten Musiker das Gedicht als Strophenlied behandelt haben. Auf die Aehnlichkeit des Anfangsverses unseres Gedichts mit zwei Liedern aus Erwin und Elmire, ferner mit Eichendorffs »Neuer Liebe« und Heines »Herz, mein Herz, sei nicht beklommen«, hat bereits G. von Loeper hingewiesen.

11. *Wonne der Wehmuth* (Trocknet nicht, Thränen der ewigen Liebe), um 1775 entstanden, 1789 zuerst gedruckt in Goethes Schriften.

Componirt von: 1. *Reichardt,* »Goethes Lyrische Gedichte mit Musik von J. F. R.« II, Berlin 1793 (Text nach Herders Copie). 2. *Franz Danzi,* op. 19, München 1805. 3. *Beethoven,* op. 83, Nr. 1, comp. 1810, publicirt 1811. 4. *Schubert,* op. 115, Nr. 2, comp. 1815, publ. 1829. 5. *Rob. Franz,* op. 33, Nr. 1 und *15 neueren Musikern.*

Mit Beethovens grossartiger Composition hält weder Reichardts dürftige Weise, noch Schuberts Jugendlied — von Schubert selbst wohl kaum zur Veröffentlichung bestimmt — noch Franz' stimmungsvolle, aber etwas weiche Melodie einen Vergleich aus. Beethovens Autograph des Liedes gehörte zur Handschriftensammlung Goethes, der es im Jahre 1821 dem jungen Felix Mendelssohn als Prüfstein für dessen a vista-Spielen

vorlegte. Vergleiche darüber Goethe-Jahrbuch XII, Musikerbriefe S. 110 ff.

12. *Rastlose Liebe* (Dem Schnee, dem Regen). 1776 entstanden, 1789 zuerst gedruckt in Goethes Schriften VIII.

Componirt von: 1. *Reichardt*, zweimal in »Goethes Lieder, Oden, Balladen und Romanzen,« Berlin 1809, das erste Lied bereits gedruckt in »Goethes Lyrische Gedichte mit Musik von J. F. R.« II, Berlin 1793. 2. *Fr. H. Himmel*, op. 21, Nr. 2, 1806. 3. *Bernhard Klein*. 4. *Zelter:* Sämmtliche Lieder, Balladen und Romanzen III, Berlin 1812. 5. *Schubert*, op. 5, Nr. 1, comp. 1815, publ. 1821. 6. *Spohr*, op. 44, Nr. 2, comp. 1817 (für Männerchor). 7. *Tomaschek*, op. 58, Nr. 1. 8. *Conradin Kreutzer*, Wien 1826 (Duett). 9. *Schumann*, op. 33, Nr. 5, comp. 1840, publ. 1842 (Männerchor). 10. *Reissiger*, op. 53, Nr. 1. 11. *Joachim Raff*, op. 98, Nr. 23, comp. 1855—63. 12. *Rob. Franz*, op. 33, Nr. 6, und mehr als *40 neueren Musikern*. Unter diesen sind hervorzuheben: Otto Jahn, Wilhelm Taubert, Ludwig Meinardus, Carl Mikuli, Bernh. Hopffer, E. Rappoldi, Emil Naumann und Julius Schäffer.

Schuberts Lied ist von allen das hervorragendste. Das Gedicht hatte den achtzehnjährigen Componisten beim ersten Lesen so aufgeregt, dass er in minutenlanger Ekstase war, bis er — in echt Goethischer Weise — sich dadurch von dem Eindruck befreite, dass er ihn in künstlerische Form brachte. Am nächsten kommen dem Schubertschen Liede die Reichardtschen Weisen, die beide trefflich sind. Viel trockener ist die Zeltersche. Von *Beethoven* liegt ein aus der Zeit von 1800—1804 stammender, drei Seiten langer Compositionsentwurf zu dem Gedichte vor. Am 8. Februar 1823 schrieb Beethoven an Goethe, seine Composition werde vielleicht bald erscheinen; das Lied ist aber leider Skizze geblieben.

13. *Der Fischer* (Das Wasser rauscht). Entstanden vermuthlich 1778, zuerst gedruckt in S. v. Seckendorff's Volks- und anderen Liedern I, Weimar 1779, dann in Herders Volksliedern in demselben Jahre.

Componirt von: 1. *Seckendorff* (s. o.). 2. *Reichardt:* Oden und Lieder III, 1781. 3. *Andreas Romberg:* Oden und Lieder, Bonn 1793. 4. *Fr. Latrobe* in Wilh. Ehlers' Gesängen mit Begleitung der Chitarra, Tübingen 1804. 5. *Zelter:* Sämmtliche Lieder, Balladen und Romanzen II, Berlin 1810. 6. *Fr. H. Himmel*, op. 21, Nr. 4, 1806. 7. *Ludwig Berger*, op. 17. 8. *Schubert*, op. 5, Nr. 1, comp. 1815, publ. 1821. 9. *Tomaschek*. 10. *Reissiger*, op. 48, Nr. 2. 11. *Albert Methfessel*, op. 42, Nr. 1. 12. *Carl Loewe*, op. 43,

Nr. 1, 1835. 13. *Friedr. Curschmann*, op. 4, Nr. 3. 14. *Moritz Hauptmann*, op. 31, Nr. 3 und gegen *40 neueren Musikern.*

Neben Schuberts schönem Jugendwerk ist besonders Zelters Weise zu nennen. Seckendorffs, Rombergs und Reichardts Melodien sind unbedeutend, auch Loewe steht hier hinter seiner Aufgabe zurück, und Curschmanns früher viel gesungene Composition hält sich nicht ganz frei von Trivialität.

14. *An den Mond* (Füllest wieder Busch und Thal), 1778 entstanden. Die erste Fassung in der Beilage zu Goethes Brief an Frau von Stein vom 19. Januar 1778 — in der Ausgabe von Ad. Schöll = Fielitz I, S. 124 veröffentlicht — unter der Musik des Freih. Siegm. von Seckendorff, in der jetzt üblichen Form 1789 zuerst gedruckt in Goethes Schriften VIII.

Componirt von: 1. *Seckendorff* (s. o. Der Componist nahm die Melodie *nicht* in seine Volkslieder auf). 2. *Reichardt,* Cäcilia. Erstes Stück. 1790, dann noch zweimal in Reichardts Liedersammlungen abgedruckt. 3. *F. von Dalberg,* Lieder. Dritte Sammlung. Mainz 1793. 4. *Andreas Romberg,* Oden und Lieder, Bonn 1793. 5. *F. H. Himmel*, op. 21, Nr. 1, 1806. 6. *Zelter,* Sämmtliche Lieder, Balladen und Romanzen III, Berlin 1812. 7. *Schubert* zweimal, das 1. Lied im Nachlass, Lieferung 47, Wien, um 1848 publ., bereits 1815 comp., das 2. Lied in den Nachgelassenen 6 Liedern, Berlin 1868 publ., comp. ?. 8. *Moritz Hauptmann,* op. 22, Nr. 5. 9. *Ferdinand Hiller*, op. 204, Nr. 1, und etwa *30 neueren Musikern.* Von diesen Letzteren sind Bernh. Scholz, Carl Reinthaler, L. Meinardus, Louis Schlottmann, Friedr. Gernsheim und R. von Keudell zu nennen.

Die Verse tragen so viel Musik in sich, dass von einer congenialen Composition des Gedichts nicht wohl die Rede sein kann. Annähernd hat ein Einziger unter den Musikern das unvergleichlich Milde und Sehnsüchtige, Froh-Trübe der Poesie erreicht: Franz Schubert im zweiten der obenerwähnten Lieder; leider ist gerade diese Composition wenig bekannt geworden.[1] Unter den übrigen sind Seckendorffs und Zelters stimmungsvolle Weisen hervorzuheben.

In der Leipziger Allgemeinen Musikalischen Zeitung v. J. 1808, S. 632 erwähnt Friedrich Rochlitz *»Goethes vielleicht von jedem deutschen Liedercomponisten gesetztes Lied an den Mond.«* (Dies ist natürlich übertrieben: fehlen doch Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Spohr!) Rochlitz spricht dann über

[1] Abgedruckt ist sie im Schubert-Album VII der Edition Peters (1887) und in der Gesammt-Ausgabe von Schuberts Werken. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 3. Liederband (1895.)

die Schwierigkeit »eine Musik zu erfinden, die auf die ersten und letzten Strophen gleich gut passte — und verschiedene Musik zu den verschiedenen Strophen zu schreiben wäre hier ganz fehlerhaft. Auch Reichardt und Zumsteeg[1] waren nicht glücklich mit dem kleinen Liede. Das Beste möchte wohl sein, zur grössten aber auch edelsten Einfalt in der Melodie, und zu ebenfalls höchst einfacher, aber ungewöhnlicher, tief anregender Harmonie aufzusteigen.« Dies klingt ganz gut, aber ein Künstler hat später gezeigt, wie unrecht der Kunstkritiker hatte, die »verschiedene Musik zu den verschiedenen Strophen« zu perhorresciren: in *Schuberts* Liede trägt zu der ausserordentlichen Wirkung gerade die Verschiedenheit der einzelnen Strophen bei, die allerdings aufs Glücklichste in eine einheitliche Gesammtstimmung getaucht sind.

15. *Wandrers Nachtlied* (Ueber allen Gipfeln ist Ruh.) 1780 entstanden. Vgl. Literatur in Goedekes Grundriss IV 2, S. 667, 19a. 1815 zuerst gedruckt in Goethes Werken.

Componirt von: 1. *Carl Loewe*, op. 9, Heft 1, Nr. 3, 1817, publ. 1828 (einstimmig). 2. *Zelter*, Neue Liedersammlung, 1821 (einstimmig). 3. *Bernhard Klein*, um 1823 (für gemischtes Quartett, später von *Fr. Silcher* für Männerchor bearbeitet). 4. *Tomaschek*, op. 58 (einstimmig). 5. *Schubert*, op. 96, Nr. 3, comp. um 1824, publ. 1827 (einstimmig). 6. *Schnyder von Wartensee*, um 1829 (Männerchor). 7. *Held*, in der Allgem. Musikal. Zeitung, Leipzig 1830 (gemischtes Quartett). 8. *Friedrich Kuhlau*, vor 1832 (Männerchor). 9. *Rob. Schumann*, op. 96, Nr. 1, comp. 1850, publ. 1851 (einstimmig.) 10. *Franz Liszt*, Nr. 6 (einstimmig). 11. *Theodor Kirchner*, op. 69 (Männerchor). 12. *Ferd. Hiller*, op. 111 (einstimmig). 13. *Anton Rubinstein* (Duett). 14. *Moritz Hauptmann* (gemischter Chor). 15. *Robert Radecke*, op. 27 (Terzett). 16. *Joachim Raff*, op. 122, Nr. 5, publ. 1867 (Männerchor) und *mehr als 50 neueren Musikern*.

Am Hervorragendsten ist *Schuberts* Lied. Sehr verbreitet war früher *Kleins* Composition, jetzt — besonders in den Kreisen der Männergesangvereine — *Kuhlaus* stimmungsvolles Quartett. Dieses ist ursprünglich auf *Johannes Falks* Umdichtung aus d. J. 1817 componirt: »*Unter* allen *W*ipfeln ist Ruh«, mit den von Falk zugesetzten abscheulichen Versen: »Unter allen Monden ist Plag' Und alle Jahr und alle Tag' Jammerlaut« und: »Unter allen Sternen ist Ruh, In allen Himmeln hörest Du Harfen laut, Die Englein spielen, das schallte. Warte nur, balde Spielest Du auch!« (Vgl. Falks Auserlesene Werke I, Leipzig 1819.) — *Anton Rubinstein* hat *Lermontows*

[1] Die Erwähnung Zumsteegs beruht wahrscheinlich auf einem Irrthum. Eine Composition von ihm hat sich nicht finden lassen.

russische Uebersetzung des Goethischen Gedichts in Musik gesetzt; der veränderte Rhythmus machte für die Wiedergabe der Composition im Deutschen eine Rückübertragung nöthig, die an Goethes Worte nur von fern anklingt:

»Aller Berge Gipfel
Ruhn in dunkler Nacht« etc.

Bemerkenswerth ist, dass das Nachtlied in den verschiedensten Formen der Vocalmusik componirt worden ist: als einstimmiges Lied, als Duett, Terzett, Soloquartett für Sopran, Alt, Tenor, Bass, als Chorquartett für die gleichen Stimmen, endlich als Männerchor.

16. *Wandrers Nachtlied* (Der du von dem Himmel bist). 1776 gedichtet und an Frau von Stein gesandt, 1780 zuerst gedruckt in J. N. Pfennigers Christlichem Magazin mit Melodie von Phil. Christ. Kayser, dann 1789 in Goethes Schriften VIII.

Componirt von: 1. *Phil. Christ. Kayser* (s. o.). 2. *Reichardt* in seiner »Cäcilia«, 1. Stück, 1790. 3. *F. von Dalberg:* Lieder. Zweyte Sammlung, Mainz 1793. 4. *Zelter:* Sämmtliche Lieder etc. IV, comp. 1807, publ. 1813. 5. *Bernh. Klein,* op. 15, Nr. 3 und op. 41, Nr. 1. 6. *Schubert,* op. 4, Nr. 3, comp. 1815, publ. 1821. 7. *Carl Loewe,* op. 9, Heft 1, Nr. 3, comp. und publ. 1828. 8. *Franz Liszt* Nr. 3. 9. *Hermann Götz,* op. 19, Nr. 6. 10. *Ferdinand Hiller,* op. 25, Nr. 2. 11. *Theodor Kirchner,* op. 69 (für Männerchor) und *mehr als 50 neueren Musikern,* unter ihnen Heinrich Bellermann, Gottfried Preyer, Carl Mikuli, Bernhard Scholz.

17. *Erlkönig* (Wer reitet so spät durch Nacht und Wind). 1780 oder 1782 entstanden, 1782 zuerst gedruckt als Einlage in: »Die Fischerin. Ein Singspiel«, dann 1789 in Goethes Schriften VIII.

Componirt von: 1. *Corona Schröter* 1782, publ. in: »Fünfundzwanzig Lieder. In Musik gesetzt von Corona Schröter. Weimar 1786«. Tempovorschrift: Etwas langsam (!) und abentheuerlich. (Die Composition ist in K. J. Schröers Ausgabe von Goethes Dramen, 2. Bd., Berlin u. Stuttgart, abgedruckt.) 2. *Reichardt,* »Goethes Lyrische Gedichte mit Musik von J. F. R.«, Berlin 1793. 3. *Andreas Romberg,* Oden und Lieder. Bonn 1793. 4. *Zelter* (ungedruckt, Manuscr. in Berlin) 1797—1807. 5. *Methfessel* 1806. 6. *Ludwig Berger* 1808. 7. *Tomaschek,* op. 59, Nr. 4. 8. *Bernh. Klein* 1815. 9. *Schubert,* op. 1, comp. 1815, publ. 1821. 10. *Carl Loewe,* op. 1, Nr. 3, comp. 1817,[1] publ. 1824.

[1] Das Entstehungsjahr entnehme ich dem wichtigen, bisher nicht beachteten Artikel: »Dr. Loewe« in der Allgemeinen Wiener Musik-

11. *Max Eberwein,* vgl. Gespräche mit Eckermann I, S. 197. 12. *C. G. Reissiger.* 13. *Otto Ludwig* (der Dichter), 1839, noch ungedruckt. 14. *Ludwig Spohr,* op. 154, Nr. 4, mit obligater Violine, 1856 und *mehr als 30 anderen Musikern.*

Die musikalisch bedeutendste Composition ist ohne Frage das Erstlingswerk *Schuberts.* Nicht zu verschweigen ist allerdings, dass der achtzehnjährige Componist den Schauplatz vom Norden nach Italien verlegt hat und die Begebenheit statt »unter hohen *Erlen*« unter *Pinien* vor sich gehen lässt. An dramatischer Wahrheit übertroffen wird Schuberts Werk von Loewes op. 1, einer der hervorragendsten Balladen des Meisters. Unter den einfacheren Compositionen steht die Reichardtsche in allererster Reihe. Für den praktischen Bühnengebrauch aber hat die nur acht Tacte enthaltende volksmässige Strophenweise Corona Schröters noch im Jahre 1894 bei der Wiederaufführung der »Fischerin« in Tiefurt (auf dem natürlichen Theater an der Ilm) ihre Wirksamkeit erprobt.

Ueber eine Reihe weniger bekannter Compositionen der Ballade hat Wilhelm Tappert in seinen Erlkönig-Artikeln im »Musikal. Wochenblatt« 1870, Nr. 40 ff. und in einem neueren Nachtrag bemerkenswerthe Mittheilungen gemacht.

Von *Beethoven* befindet sich ein längerer Entwurf zum Erlkönig aus den Jahren 1800—1810 im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. Die Composition erscheint nicht bedeutend, nur die Stelle: »Du liebes Kind, komm geh' mit mir«, enthält den Keim einer sehr eindringlichen Melodie, und der Instrumental-Schluss — nach den Worten: Das Kind war todt — ist von grossem Interesse; er ist identisch mit den Modulationen des Schubertschen Wanderers. Ein Facsimile der schwer zu entziffernden Skizze bietet Emil Naumann in seiner »Illustrirten Musikgeschichte«.

18. *Wer sich der Einsamkeit ergiebt.* Um 1783 entstanden, 1795 zuerst gedruckt in: Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Componirt von: 1. *Zelter* 1795, publ. in: 12 Lieder am Clavier zu singen, Berlin und Leipzig 1796. 2. *Reichardt:* »Goethes Lieder, Oden und Balladen mit Musik von R.«, Berlin 1809. 3. *Schubert* zweimal, im Jahre 1815: publ. aus dem Nachlasse, Leipzig 1895, im Jahre 1816: publ. als op. 12,

---

zeitung, herausg. von Dr. August Schmidt, 1844, Nr. 96. Loewe selbst sagt dort, er habe den Erlkönig »als studiosus im Jahre 1817 geschrieben, also zu einer Zeit, wo er die Schubertsche Ballade noch gar nicht gekannt haben konnte«. Aus dieser Erklärung geht hervor, dass Espagnes Datirung des Erlkönigs in Bitters Loewe-Biographie unrichtig ist, und dass auch der enthusiastische Loewe-Freund Dr. Max Runze irrte, wenn er in zwei Artikeln der »Musikwelt« 1881 die Meinung vertrat, Loewe habe bei der Composition seines Erlkönigs genaue Kenntniss der Schubertschen gehabt.

Nr. 1, Wien 1822. 4. *Schumann,* op. 98, Nr. 6, comp. 1849, publ. 1851. 5. *Rubinstein,* op. 91, Nr. 3 und *10 neueren Musikern.*

19. *Wer nie sein Brot mit Thränen ass.* Um 1783 entstanden, 1795 zuerst gedruckt wie Nr. 18.

Componirt von: 1. *Zelter* 1795, publ. in Zelters Neuer Liedersammlung, Zürich 1821. 2. *Reichardt* 1809 (wie Nr. 18). 3. *Schubert* dreimal im Jahre 1816, die allgemein bekannte Composition als op. 12, Nr. 2, in Wien 1822 publ., zwei andere aus dem Nachlasse, Leipzig 1895. 4. *Schumann,* op. 98, Nr. 4, comp. 1849, publ. 1851. 5. *Heinrich Marschner,* op. 160, Nr. 4. 6. *Rubinstein,* op. 91, Nr. 2. 7. *Franz Liszt* und *10 neueren Musikern.*

Die Schubertschen Compositionen von Nr. 18 und 19 sind die bedeutendsten.

20. *Der Sänger* (Was hör ich draussen vor dem Thor). Um 1783 entstanden, erster Druck wie Nr. 18.

Componirt von: 1. *Zelter* 1803, publ. in Zelters Sämmtlichen Liedern etc. III, 1812. 2. *C. Schreiber*: Allg. Musikal. Zeitung, Leipzig 1803, Nr. 32, Beilage. 3. *Reichardt*: »Goethes Lieder, Oden, Balladen mit Musik von R.«, Berlin 1809; vorher hatte R. die Melodie bereits zu dem Liede von J. H. Voss: »Willkommen, schöner, froher Tag« benutzt (im Liederspiel: Lieb' und Treue 1800). 4. *Conradin Kreutzer.* 5. *Schubert*, op. 117, comp. 1815, publ. 1829. 6. *Loewe*, op. 59, comp. 1836, publ. 1839. 7. *Schumann,* op. 98, Nr. 2. 8. *Rubinstein*, op. 91, Nr. 1 und *10 neueren Musikern.*

Es ist recht auffallend, dass das zur musikalischen Behandlung so einladende Gedicht — man denke nur an die Verse: »Ich singe, wie der Vogel singt« — keine congeniale Composition gefunden hat. *Schubert, Schumann* und *Loewe* stehen hier *nicht* auf der Höhe ihres sonstigen Schaffens, ebensowenig *Rubinstein,* der bei der Stelle: »Der Sänger drückt' die Augen ein und schlug in vollen Tönen« den Gesang durch ein Zwischenspiel des Claviers unterbricht, das etwa hundert Tacte währt.

Reichardts volksthümliche Weise ist noch jetzt verbreitet. Bis zum 3. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts war *Schreibers* Melodie beliebt.

Ueber *Zelters* und *Reichardts* Weisen vergl. den Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, S. 48. Zelters Urtheil über Reichardts Lied erscheint mir ungerecht, denn die Melodie Reichardts lässt sich zu allen Strophen des Gedichts singen.

21. *Nur wer die Sehnsucht kennt.* 1785 entstanden, erster Druck wie Nr. 18.

Componirt von: 1. *Reichardt:* Lieder der Liebe und der Einsamkeit, Berlin 1798 (Duett). 2. *Franz Danzi,* op. 14, München 1803. 3. *Beethoven* viermal, sämmtlich einstimmige Lieder, u. d. Ü.: *Sehnsucht,* 1810 publ. 4. *Schubert* sechsmal, und zwar viermal als einstimmiges Lied: a. v. J. 1815, aus dem Nachlasse publ., Leipzig 1895. b. v. J. 1816, aus dem Nachlasse publ., Leipzig 1895. c. v. J. 1816, u. d. Ü. »40 Lieder«, publ. Wien 1872. d. op. 62, Nr. 4 (die allbekannte Composition), entstanden ?, publ. Wien 1827, ferner als *Duett* für Sopran und Tenor, op. 62, Nr. 1, comp. 1826, publ. 1827 und als *Quintett* für 2 Tenöre und 3 Bässe, 1819 comp., um 1867 publ. 5. *Zelter:* Neue Liedersammlung, Zürich 1821 und: Sechs deutsche Lieder, Berlin o. J. 6. *Carl Loewe,* op. 9, 3. Heft Nr. 5, comp. 1819, publ. 1828. 7. *Conradin Kreutzer,* op. 75 (im Jahre 1825 erschienen Claviervariationen über Kreutzers Lied von J. Ammon). 8. *Bernhard Klein.* 9. *Tomaschek,* op. 54, Nr. 1. 10. *Josephine Lang,* op. 10, Nr. 2. 11. *Schumann,* op. 98, Nr. 3, comp. 1849, publ. 1851. 12. *Ferdinand Hiller,* op. 129, Nr. 3 und *mehr als 40 neueren Musikern,* zum Theil aus der allerjüngsten Zeit. Hervorzuheben ist unter ihnen das vielverbreitete Lied des russischen Meisters *Peter Tschaikowsky,* op. 6, Nr. 6.

Die bedeutendste Composition ist *Schuberts* einstimmiges Lied op. 62, Nr. 4. Von *Beethovens* vier Versuchen ist keiner ganz glücklich ausgefallen, auch *Loewes* und *Schumanns* Lieder reichen nicht an die Dichtung heran.

22. *Mignon* (Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?). Um 1784 entstanden, erster Druck wie Nr. 18.

Componirt von: 1. *Reichardt* im ersten Druck des Romans 1795 (später mehrfach in Reichardts Sammlungen abgedruckt, u. d. Ü.: Italien). 2 *Zelter* sechsmal — nach seinem Briefwechsel mit Goethe II, S. 460 —, das im Jahre 1795 componirte Lied in Zelters 12 Liedern am Clavier, 1796 gedruckt. 3. *Andreas Romberg* 1799. 4. *Franz Danzi,* op. 14, München 1803. 5. *Fr. H. Himmel.* 6. *Beethoven,* op. 75, Nr. 1, comp. u. publ. 1810. 7. *Ludwig Spohr,* op. 37, 1815. 8. *Schubert,* comp. 1816, publ. aus dem Nachlasse, Wien 1835. 9. *G. Spontini* 1823. 10. *Bernh. Klein,* op. 15, Nr. 8 (vgl. Schumanns charakteristische Recension v. J. 1837). 11. *Moritz Hauptmann,* op. 37. 12. *Schumann,* op. 79, Nr. 29 u. op. 98, Nr. 1, comp. und publ. 1849. 13. *Ferd. Hiller,* op. 31. 14. *Siegism. Neukomm* (Wien.) 15. *Ign. von Mosel* (Wien). 16. *Franz Liszt,* Nr. 1. 17. *Adolph Jensen,* Nr. 6. 18. *Rubinstein,* op. 91, Nr. 4. 19. *Peter Tschaikowsky,* op. 25, Nr. 3. 20. *Ambroise Thomas* in seiner Oper: Mignon, 1866, und von mehr als *50 neueren Musikern.*

Nach *Beethovens* unvergleichlich schöner Composition erscheinen alle späteren wie Iliaden nach Homer. *Schuberts* Lied — das Schubert selbst wahrscheinlich nie veröffentlicht hätte — ist verhältnissmässig schwach, und *Spohrs,* ja selbst *Schumanns* Bedeutung würde man aus ihrer Mignon-Musik nicht erkennen. Nicht ohne Interesse ist es, dass *Schumann* im Jahre 1837 in der Neuen Zeitschrift für Musik geschrieben hat: »Ueberhaupt kenne ich, die Beethovensche Composition ausgenommen, keine einzige dieses Liedes, die nur im mindesten der Wirkung, die es ohne Musik macht, gleichkäme. Ob man es durchcomponiren müsse oder nicht, ist eins; lasst es euch von Beethoven sagen, wo er seine Musik herbekommen«. Zwölf Jahre später aber schuf Schumann selbst seine Composition, die übrigens die beste aller seiner Lieder aus Wilhelm Meister ist. — Von den Ausländern Spontini, Rubinstein, Tschaikowsky und Thomas hat das Lied von Thomas internationale Verbreitung gefunden. Verdient erscheint uns in Deutschland die Beliebtheit der wohlklingenden und für Sänger dankbaren, aber ganz ungoethischen und musikalisch wenig bedeutenden Composition nicht. Ueber den Eindruck, den Beethovens Lied auf Goethe selbst gemacht hat, vgl.: Aus dem Nachlasse Friedrichs von Gentz, Wien 1867, I, S. 52. Das Gedicht ist sehr oft nachgeahmt und parodirt worden.

23. *An die Entfernte* (So hab' ich wirklich dich verloren). ? entstanden, 1789 zuerst gedruckt in Goethes Schriften VIII.

Componirt von: 1. *Reichardt,* »Goethes Lyrische Gedichte mit Musik von Reichardt, 1793. 2. *Zelter,* comp. 1807, publ. in Zelters Neuer Liedersammlung, 1821. 3. *Ludwig Berger,* 1810. 4. *Anton André,* Nr. 9. 5. *Tomaschek,* op. 55, Nr. 1. 6. *Schubert,* comp. 1822, aus dem Nachlass, publ. 1868 (u. 1887 im Schubert-Album VII.) 7. *Josephine Lang,* Nr. 1 und *25 neueren Musikern,* u. a. von Robert Radecke, Joseph Sucher, Phil. Rüfer, L. Schlottmann, R. von Keudell in Berlin, R. Emmerich in Stuttgart, K. Heubner in Coblenz, Gust. Weber in Zürich und B. Randhartinger in Wien.

Die bedeutendste von allen ist Schuberts noch nicht nach Verdienst gewürdigte Melodie.

Es sei hier gestattet, auf die Aehnlichkeit der Anfangsstrophe des Goethischen mit der eines älteren Gedichts hinzuweisen. Dieses steht in (Johann Joachim Schwabes) »Belustigungen des Verstandes und Witzes« (V, S. 401), Leipzig 1744:

Goethe.

So hab' ich wirklich dich verloren?
Bist du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

Schwabe 1744.

So hab' ich dich gewis verloren,
Dich meine Doris, meine Ruh?
Nein, noch glaub' ich's nicht meinen Ohren;
Die Falschheit trau' ich dir nicht zu.

(Im weiteren Fortgang sind die Verse übrigens weitaus besser. Sie athmen Wertherstimmung: Ein unglücklich Liebender verspricht der vermählten Freundin zu entsagen, immer neue Gründe findet er für diesen Entschluss, aber das leise Lockende seiner Worte tritt mehr hervor, als alle Betheuerungen.) Unterzeichnet ist das Gedicht mit den Initialen W. V. M. F. A., es hat 20 Strophen zu je 8 Versen und steht nochmals abgedruckt in der »Neuen Sammlung verschiedener und auserlesener Oden« II, Leipzig 1746, mit einer Composition, die zweifellos von Sperontes herrührt. Dass Goethe das Gedicht kannte, ist mir sehr wahrscheinlich.[1]

24. *Nähe des Geliebten* (Ich denke Dein, wenn mir der Sonne Schimmer). 1795 entstanden, in demselben Jahre zuerst gedruckt im Arienbuch der Claudine von Villabella und wenige Monate später im Schillerschen Musenalmanach f. d. J. 1796.

»Zelters Melodie des Liedes: *Ich denke Dein,* hatte einen unglaublichen Reiz für mich, und ich konnte nicht unterlassen, selbst das Lied dazu zu dichten, das in dem Schillerschen Musenalmanach steht«, schreibt Goethe im Juni 1796 an Madame Unger in Berlin. Das angeführte Gedicht: *Ich denke Dein*, ist von Friederike Brun, die ihrerseits den Ton von Matthissons ebenso beginnendem Liede überkam. Da es Zelters Composition war, die den Dichter entzückt hatte — sie war in Reichardts Musikalischer Blumenlese f. d. J. 1795 erschienen — so ist es um so auffallender, dass im Schillerschen Musenalmanach Goethes Lied mit einer neuen Melodie von *Reichardt* gedruckt ist.

Bald nach dem Erscheinen des Musenalmanachs, am 1. Januar 1796, schrieb Körner an Schiller: »Die *Nähe des Geliebten* ist sehr für die Musik berechnet.« Dies wird durch die nachfolgende Componisten-Reihe bestätigt: 1. *Reichardt* (s. o., abgedruckt in Reichardts Liedern der Liebe und der Einsamkeit; eine andere, weniger schöne Melodie in »Goethes Lieder, Oden, Balladen und Romanzen, mit Musik von R.«, Berlin 1809). 2. *Beethoven*, comp. 1799, publ. 1805 als Lied mit Variationen für Clavier zu 4 Händen. 3. *Andreas Romberg*. 4. *F. H. Himmel*, op. 21, Nr. 3, 1806. 5. *Aug.*

[1] Beiläufig könnte noch erwähnt werden, dass in beiden Gedichten der Reim *Blick: zurück* vorkommt.

Harder, op. 8 (vgl. über 4 und 5 das Morgenblatt v. J. 1808, Nr. 144: »Über zwey sehr verschiedene Compositionen eines Liedes.« 6. *V. Righini,* op. 5, Nr. 1. 7. *Conradin Kreutzer,* op. 75. 8. *Tomaschek,* op. 53, Nr. 2. 9. *Bernh. Klein,* II. Heft, Nr. 6. 10. *Schubert,* op. 5, Nr. 2, comp. 1815, publ. 1821. 11. *Abbé Vogler* in der »Cäcilia« 1832. 12. *Josephine Lang,* op. 5. 13. *Max Eberwein,* vgl. Briefwechsel Goethe-Zelter I, S. 305. 14. *Ferd. Hiller,* op. 129, Nr. 1. 15. *N. Burgmüller,* op. 12, Nr. 1, dazu *mehr als 60 neuere Musiker.* Hervorzuheben sind unter diesen Th. Kirchner, Jos. Dessauer, H. Ulrich, Graf Hochberg, Jul. Kniese, C. F. Pohl, C. Mangold, Eduard Lassen.

Die geniale, nicht mehr als 10 Tacte zählende Composition des achtzehnjährigen *Schubert* überragt alle übrigen. selbst die Beethovens. Ein wichtiger Druck des Beethovenschen Werkes ist selbst Thayer und Nottebohm entgangen. Ich verdanke ein Exemplar davon der Güte des Herrn Dr. Carl Leeder in Wien und gebe hier den Titel:

> Musikalisches Freundschafts-Opfer dargebracht den hochgeborenen Comtessen *von Brunswick* im Jahre 1799 von *L. van Beethoven.* Andantino canto und Variationen für das Piano-Forte zu vier Händen. Zum erstenmal gedruckt. Herausgegeben von Joh. Stika. Prag, Verlag von B. Bohmanns Erben.

Auf der zweiten Seite heisst es:

> In das Stamm-Buch der beyden Comtessen von Brunswick. Ich wünsche nichts so sehr, als dass Sie sich zuweilen beym durchspielen und singen dieses kleinen musikalischen Opfers, erinnern mögen an ihren sie wahrhaft verehrenden
>
> Wien 23 May 1799. Ludwig van Beethoven.

Ueber diesen Druck, der das bisher unbekannte Entstehungsdatum des Werks und dessen ursprüngliche Fassung bringt, wird an anderer Stelle ausführlich berichtet werden.

Die eine der oben erwähnten Comtessen, Therese Brunswick, hat in *Beethovens* Leben eine grosse Rolle gespielt. Sie ist höchst wahrscheinlich die *»unsterbliche Geliebte«,* an die er seinen tiefergreifenden Brief vom Juni (unbekannt welchen Jahres) gerichtet hat.

7.

Frankfurter Maler im Goethe-Hause zu Frankfurt.

Von

Veit Valentin.

Im Sommer 1895 fand zu Frankfurt am Main eine Goetheausstellung statt: sie sollte Goethe in seinen Beziehungen zu Frankfurt darstellen. Dazu gehört in allererster Linie das Frankfurter Goethehaus selbst, und so konnte das Freie Deutsche Hochstift, das diese Ausstellung veranstaltete, keinen geeigneteren Raum für sie finden, als das in seinem Besitze befindliche und von ihm sorglich bewahrte Goethehaus selbst. Und so kehrte denn in diese jährlich von zehn- bis zwölftausend Besuchern in ehrfurchtsvollem Gedenken durchwanderten Räume gar vieles zurück, was von dort ausgegangen war, theils im Original, theils im Abbild, wie alle die bedeutenden Menschen, die dort verkehrt haben: in welcher Weise dies erreicht worden ist, davon legt der vom Hochstift hergestellte Catalog ein bleibendes, werthvolles Zeugniss ab.[1]

[1] *Goethe in seinen Beziehungen zu Frankfurt.* Ausstellung von Autographen, Bildern, Schattenrissen, Druckwerken und Erinnerungsgegenständen zur Veranschaulichung von Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Juli-November 1895. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. — Von den drei Ausgaben (I. Liebhaberausgabe mit 24 Tafeln, II. Ausgabe mit 21 Tafeln, III. Textausgabe) sind die Ausgaben I u. III vergriffen. Heft I der »Berichte des Freien Deutschen Hochstifts 1896« bringt die Tafel II: Goethes Eltern. Schattenrisse nach bisher unbekannten Originalen, zuerst im Cataloge veröffentlicht.

In der Abtheilung I, »Goethe in Frankfurt,« erscheint als dritte Gruppe der Abschnitt »Die französische Occupation 1759—1763.« Sie umfasst die Nummern 280—305a, und darunter als Hauptbestandtheil »Die für den Herrn Rath und den Königsleutenant thätigen Künstler und ihre Gemälde « Da finden sich in Porträten vertreten der Architectur- und Frescomaler *Christian Stoecklin* (1741—1795), der Porträt- und Historienmaler *Joh. Georg Trautmann* (1713—1769), *Chr. Georg Schütz* der Aeltere (1718—1791), *Joh. Conr. Seekatz,* der mit dem Herrn Rath näher befreundet und durch Gevatterschaft anverwandt war, der Maler und Tapetenfabrikant *J. A. B. Nothnagel,* in der stattlichen Uniform eines Bürgercapitäns, der Lehrer Goethes in der Oelmalerei, während von dem Genre- und Früchtemaler *Justus Juncker* kein Porträt aufzutreiben war. So kehrten fast alle die Künstler in das ihnen wohl vertraute Haus zurück, wo sie einst in dem Mansardzimmer so manches Werk geschaffen, in dem Zimmer, in dem etwa ein Jahrzehnt später Götz von Berlichingen, Werther, der Urfaust entstanden sind. Und mit ihren Porträten kamen auch Werke im Originale, die sie dort oder doch im Anschluss an ihren Verkehr im Goethischen Hause geschaffen hatten.

Wenn Goethe in »Dichtung und Wahrheit« (I, 3, Bd. 26, S. 172 W. A.) von der »ganz wundersamen Operation« erzählt, durch die der Graf Thoranc die verschiedenartigen Talente der Künstler auf *einem* Bilde vereinigen wollte, so zeigen zwei im Besitze des Hochstifts befindliche, im »Gemäldezimmer« des Herrn Rath im zweiten Stock aufgehängte Bilder diese gemeinsame Thätigkeit: die Landschaften sind von Schütz, die Menschen von Seekatz, die Thiere von Hirt gemalt, dem gleichfalls von Goethe erwähnten, in der Ausstellung nicht besonders vertretenen *Wilhelm Friedrich* [nicht wie bei Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt am Main, S. 254 steht: Friedrich Wilhelm] *Hirt* (1721—1772): Gwinner rühmt mit Recht seine Thierstaffagen: »Seine Hirten und schön gruppirten Heerden mit Rindvieh, Pferden, Schafen und Ziegen kommen in der richtigen Zeichnung und vortrefflichen Färbung den Arbeiten des Heinrich Roos, dem er offenbar nachgestrebt hat, oft sehr nahe und geben seinen Landschaften einen eignen Reiz.« Wenn es aber in »Dichtung und Wahrheit« weiter heisst (S. 173): »Da die von mehreren auf *einem* Bilde durcheinander gearbeiteten Theile bei aller Mühe keinen guten Effect hervorbrachten, so glaubte zuletzt ein Jeder, dass seine Arbeit durch die Arbeiten der Anderen verdorben und vernichtet worden,« so kann dies nur von

Bildern gelten, bei denen die »wundersame Operation« erst *nachträglich* vorgenommen worden ist: daneben gab es aber auch solche, bei denen von Anfang an von dem entwerfenden Künstler die die Landschaft staffirenden Menschen- und Thierfiguren an ihrem rechten Platze angedeutet worden waren, während nur die Ausführung einem anderen Künstler, der für das gerade Nothwendige in höherem Masse Specialist war, überlassen blieb — ein Verfahren, das in der Malerei sich vielfach in älteren und neuen Zeiten findet, und von dessen Werth gerade die zwei im Besitze des Hochstiftes befindlichen Bilder der drei Künsler vollgiltiges Zeugniss ablegen.

Im Besitze des Herrn Rath selbst soll eine grosse Landschaft von *Schütz* gewesen sein: es ist ein Oelbild von 129 cm H. und 116 cm B. Catalog Nr. 289. Im Vordergrunde steht eine Dame im Gespräch mit einem Herrn: es sollen Frau Rath und der Maler des Bildes sein. Die Figuren sind indessen nicht deutlich genug ausgeführt, um eine sichere Entscheidung hierüber zuzulassen. Höchst erfreulich ist es, dass dies Bild, das schon ehemals wahrscheinlich im Goethehaus war, nun wieder dauernd in seine Räume heimgekehrt ist: der bisherige Besitzer, der Kunstfreund und Kunstforscher, Herr Dr. M. Schubart in München, hat das schöne Werk dem Hochstifte zum Geschenk gemacht.

Eine besondere Gruppe bilden die Werke, die im Besitze des Grafen Thoranc waren und von den Erben zu zeitweiliger Besichtigung nach Deutschland ins Goethehaus zu Frankfurt geschickt worden sind: sie tauchen wohl bald wieder in der Ferne unter und verdienen darum eine etwas genauere Beschreibung, damit sie in ihrer Erscheinung und Bedeutung eine bleibende Stelle in der Goetheforschung erhalten.

Sobald Graf Thoranc bei Herrn Rath eingezogen war und dessen Bildersammlung in Augenschein genommen hatte, berief er die ihm so bekannt gewordenen Künstler selbst zu sich (S. 137): »sie zeigten ihre fertigen Gemälde vor, und der Graf eignete sich das Verkäufliche zu.« Dazu mag das Genrebild Catalog Nr. 296 von *Seekatz* gehört haben, der hier auch zum Frankfurter Kreise gerechnet werden darf: es stellt einen Knaben und ein Mädchen dar, die mit einer Katze spielen (Brustbild H. 69 cm, B. 55 cm). Das etwa fünfzehnjährige Mädchen, im Mieder, das das Hemd sehen lässt, und offener Jacke, so dass der Hals und der linke Arm vom Ellenbogen an unbedeckt sind, sitzt an einem Tische und hält eine auf diesem stehende grauweisse Katze. Zu ihr beugt sich ein junger Bursche herab,

der in der linken, über die rechte Schulter des Mädchens gelegte Hand eine weisse holländische Thonpfeife hält, deren glühender Inhalt dem Beschauer zugewendet ist; der Bursche selbst bläst den Rauch auf den Kopf der Katze, die bei dieser unliebsamen Berührung unruhig die Ohren spitzt, die eine Vorderpfote hebt, mit dem Schwanze schlägt und den Kopf nach der Störung wenden will. So ist es dem Maler geglückt, aus den Figuren durch eine kleine sie verbindende Handlung ein Bild zu machen, das er sich nur dadurch etwas stört, dass er das Mädchen aus dem Bilde herausschauen lässt: es ist, als ob sie von dem Beschauer ein Einverständniss mit der Neckerei erlangen wollte. Die Züge der beiden sind volksthümlich derb und breit, die Augen, besonders bei dem Mädchen, klein, während die Augendeckel gross und nach den Seiten hin auffallend dick sind. Es sind durchaus porträtartige Gesichter: der Künstler hat sie sicherlich ganz bestimmten Vorbildern nachgebildet, ohne doch die volle Kunst zu besitzen, unter Bewahrung des realistischen Eindruckes die Empfindung von den ganz bestimmten Individuen in den Eindruck von irgend welchen Individuen umzugestalten. Für die volle Freude an dem Bilde müsste man die Urbilder kennen, was im zweiten Falle nicht nothwendig wäre und sich auch nicht als Erforderniss vordrängte, wie es hier thatsächlich der Fall ist.

Derselbe Mangel haftet auch den beiden jedenfalls zusammengehörigen Bildern Catalog Nr. 297 und 298 an (je H. 55 cm, B. 47 cm): ein Mädchen, Brustbild, an einem Tische stehend, hebt aus einem auf diesem befindlichen Zuber einen Fisch heraus, und ein Knabe hält in den Händen eine Taube. Beide sind jünger als Knabe und Mädchen mit der Katze. Sie gehören vornehmen Kreisen an: der roth geschnürte Rock des Knaben, der den Hut unter dem Arme trägt, das schleifengeschmückte Kleid des Mädchens, das noch zwei Schleifen im Haare trägt, sind ebenso wie die feineren Gesichtszüge untrügliche Kennzeichen dafür. Sind es auch Genrebilder? Aber dazu fehlt jede Handlung; zudem schaut der Knabe aus dem Bilde heraus und lacht fröhlich den Beschauer an, und das Mädchen kümmert sich ebensowenig um den Fisch wie der Knabe um die Taube, ausser dass sie die Thiere festhalten: auch das Mädchen schaut aus dem Bilde heraus, jedoch nicht in das Auge des Beschauers. Es lässt sich noch eher begreifen, dass der Knabe die Taube hält: man kann seine Freude darauf beziehen, dass er das flüchtige, die Luft so rasch durchschneidende Thierchen endlich einmal in der Hand hält — aber das Mädchen und der Fisch?

Ja, wenn sie irgend etwas mit ihm machte, ihn anschaute! Aber so hat es keinen rechten Sinn, und das Ganze erscheint wie eine Spielerei. Und doch ist es sicher keine gewesen — der Künstler hat genau gewusst, was er gewollt und gesollt hat. Wir aber können dies erkennen lernen, wenn wir das glückliche Gedächtniss des Knaben benutzen, der noch als angehender Greis genau wusste, dass Seekatz »noch zu guter Letzt das Beste gethan, was er vermochte, indem er die vier Elemente in Kindern und Knaben nach dem Leben in Thürstücken dargestellt und nicht allein auf die Figuren, sondern auch auf das Beiwerk den grössten Fleiss gewendet hatte« (S. 174). Und hier sind nun zwei von den vier Elementen: das Mädchen mit dem Fisch bedeutet das Wasser, der Knabe mit der Taube die Luft. So ist es verständlich und berechtigt — man müsste denn jeder symbolischen Kunst die Berechtigung abstreiten wollen! — dass die Kinder ihre symbolischen Thiere einfach halten und dass der Künstler sich wohl gehütet hat, eine Handlung in die Darstellung zu bringen: in dem Masse, in dem es ihm gelungen wäre, durch Einführung einer Handlung Genrebilder zu schaffen, in eben dem Masse hätte er sich von seiner Aufgabe entfernt, da die Thiere als Glieder der Handlung, nicht aber als symbolische Bezeichnung der Elemente, in denen sie leben und weben, hätten gelten müssen. So erklärt der Erzähler den Bildkünstler, und die Werke des Malers werden Erläuterungen zu jenen Worten Goethes, von denen es sonst nicht leicht ist, sich eine klare Vorstellung zu machen. Wie gerade diese beiden Bildchen zusammengehören, zeigt die Haltung der Kinder: der Knabe hält die Taube nach seiner rechten, das Mädchen den Fisch nach seiner linken Seite hin. Denken wir uns die Bilder über den Thüren eines quadratischen Raumes angebracht, so lacht der Knabe den ihm gegenüber Hereintretenden an, das Mädchen sieht von der Seitenthüre nach dem Knaben hin. Es bleibt noch der Raum für die beiden anderen Elemente: da die vier Bilder in ihrem wahren Zusammenhange nicht verstanden werden, so sind nur zwei davon geschickt worden — vorausgesetzt, dass die beiden anderen noch vorhanden sind. Die Bilder sind gleich den anderen Thorancbildern ursprünglich in die Wand eingelassen gewesen. Beim Hausverkauf haben die Erben die Bilder mitgenommen und auf einfache Rahmen nageln lassen: es sind keine Spannrahmen; ja selbst Zierrahmen sind nicht hinzugefügt worden. Die zwei anderen Elemente könnte man sich so vorstellen, dass ein Knabe das Feuer etwa durch einen Salamander, ein Mädchen die Erde durch eine Schildkröte

angedeutet hätte. Für Goethes Ausdruck »Kinder und Knabe« ist es interessant, wie er den allgemeineren Begriff »Kinder« durch den Gegensatz eines engeren Begriffes gleichfalls als einen engeren gleich »Mädchen« verwendet: so unterscheidet er schon in den Labores juveniles »Thiere und Vögel«, ein Ausdruck, den er im Reineke Fuchs wieder braucht (Gesang I).

Goethe erinnert sich bekanntlich noch, dass er als Knabe die freundlich gesinnten Künstler »vermochte, diesen oder jenen Gegenstand vorzustellen« (S. 140). Er erzählt: »Ich erinnere mich noch, dass ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt.« Von diesen Bildern besitzt Herr Dr. M. Schubart fünf: eines davon ist von ihm der Goetheausstellung überlassen worden (Catalog Nr. 300). Es ist nicht weniger als 224 cm hoch und 134 cm breit. Es stellt den Augenblick dar, da Joseph Regent im Lande war und allem Volke Getreide verkaufte. Da Herr Dr. Schubart ein besonderes Werk über den Königsleutenant vorbereitet, in dem diese Bilder ihre Stelle finden werden, so genügt hier eine Hinweisung auf diese jedenfalls bald erscheinende Veröffentlichung. Von dem Grafen de Sartoux-Thorenc ist ein andres Josephsbild zur Ausstellung geschickt worden: die Befreiung Josephs aus dem Kerker (Catalog Nr. 301: 69 cm H., 47 cm B.). Der Maler führt uns ins Gefängniss, das sonst sein Licht nur durch ein über der Thür rechts angebrachtes rundes Fenster erhält: jetzt steht die Thür offen, und das volle Tageslicht strömt herein. Es fällt auf Joseph, der auf dem Blocke sitzt, an den er gefesselt war: hinter ihm hängt die jetzt gelöste Kette. Mit leidendem Ausdruck sieht er zu dem Krieger auf, der nach der Thüre zu steht und dessen Gestalt sich auf dem hellen Grunde scharf silhouettirt. Joseph lauscht der Erzählung dieses Boten der Befreiung, und der Gefängnisswärter hört ihm nicht minder aufmerksam zu, während er frische Kleidung für Joseph bereit hält, der schon im Begriff ist, sich umzuziehen, um vor dem Pharao erscheinen zu können. Einen besonderen Werth hat der Maler auf die Lichtwirkung gelegt: wie das helle Licht grell hereinströmt und in die dunklen Winkel des düsteren Raumes weiter wirkt, hat er mit grossem Geschick dargestellt: hiergegen tritt der historische Charakter des Bildes zurück. Der Gefangene könnte jeder andere ebenso gut als Joseph sein: das ungebrochene Gottvertrauen, der prophetische Charakter des Künders der Träume kommt nirgends in dem schwächlichen und sentimental aufblickenden Jüngling zum Ausdruck.

Ein drittes Bild ist im Catalog Nr. 302 aufgeführt als »Christus im Tempel lehrend«: aber es ist weder Christus, der lehrt, noch ist der Raum ein Tempel — es ist vielmehr Joseph, der als Knabe vor den Eltern seine ersten Träume deutet. In einem festgeschlossenen Zelte sitzt am Tische der greise Jakob mit langem weissen Barte, mit Turban und langem Gewande bekleidet. Neben ihm die Mutter, die wohlgefällig das deutende Söhnlein betrachtet, während Jakob mit einem eigenthümlichen Gemisch von Gutmüthigkeit, Zweifel und Scheu vor der seltsamen Kunde dem Kleinen zuhört. Vor ihm nach links steht der Knabe, fast noch als Kind aufgefasst: sein Köpfchen ist mit einem Federbarett geschmückt, um ihn ist der »bunte« Rock geschlagen. Die linke Hand hebt er lehrend, über dem rechten Arm ruht der Umschlag des langen Mantels. Hinter Joseph, nach links das Bild abschliessend, stehen zwei erwachsene Brüder: der eine hört auf die Worte des Kindes, der andere redet auf den Bruder ein — es spinnt sich das Verderben für den weissagenden Knaben an. Und diese Scene wird von einer Hängelampe mit fünf Flammen beleuchtet: wiederum ein Beleuchtungskunststück, aber mit künstlichem Lichte, das sich als letztes Auskunftsmittel einstellte, nachdem die Lichtwirkungen des natürlichen Tages- und Nachtlichtes im freien wie im geschlossenen Raume verbraucht waren. Gerade hieran wird sich auch der Meister erkennen lassen: es kann nur *Seekatz* sein, der gerade solche Effecte mit Vorliebe malte, während Trautmann, der im Catalog als Maler angegeben ist, doch wieder ganz andere Wirkungen anstrebte. Zu Seekatz stimmt auch die Darstellung der Mutter: sie ist eine »dicke, gute« Person, wie es die Frau des Malers war, die keine andere Frau als Modell zuliess; Jakob und der kindliche Joseph sind dagegen frei und zweckentsprechend aufgefasst: »Kinder und Greise, unmittelbar nach der Natur gemalt, glückten dem Maler ganz herrlich.« (S. 138.)

Von *Trautmann* erzählt Goethe: er »rembrandisirte einige Auferweckungswunder und zündete nebenher Dörfer und Mühlen an.« Von dieser letzteren Art von Bildern hatte die Goetheausstellung zwei Feuersbrünste aufzuweisen: Nr. 303 ein brennendes Dorf (68 cm H., 59 cm B.) und Nr. 304 eine brennende Mühle und Kirche (ebenso gross). In beiden als Gegenstücke gedachten Bildern ist das künstlerische Problem dasselbe: im Vordergrunde nach rechts und links hin noch ungefährdete Gebäude; in der Mitte des Mittelgrundes öffnet sich nach der Tiefe zu eine Strasse, hier durch den Thorbogen, dort unter einer darüber wegziehenden Wasserleitung, die ein Mühlrad rechts treiben soll. Nach vorn

zu stürzen sich Leute, die sich und ihre Habe retten, andere, die Wasser holen wollen; in die Tiefe der Bilder hinein, nach dem Brandort im Hintergrund, drängen sich Leute zum Löschen, während einige auf Leitern die Gebäude hinaufklettern. Nach rechts hinten glüht der Brand: vor ihm ein Gebäude, hier eine Kirche, dort eine Burg, die sich gegen den hellen Hintergrund scharf abzeichnen. Von der Lichtquelle aus dringt das Licht nach vornen, wie es Aart van der Neer zu malen liebte: je weiter nach vornen, desto geringer wird die Kraft, desto mehr werden nur einzelne Stellen der Menschen, der Geräthe, der Mauer- und Bodentheile beleuchtet. Auch Wasser, in dem die Flamme wiederglänzt, fehlt auf keinem der beiden Bilder. Und über dem grässlichen Schauspiel auf Erden hängen schwere, düstere Wolken, nach denen der durchglühte Rauch aufwirbelt. Mit ihrer wilden Bewegung des Elementes und der Menschen sind es Darstellungen von starker Wirkung. Man begreift, dass gerade Trautmann in dem fernen Schloss »ein eigenes Cabinett zugetheilt« erhielt (S. 139).

Einen merkwürdigen Gegensatz dazu bilden die zwei Werke Junckers (Catalog Nr. 305 und 305a: 80 cm H., 65 cm B., bez. Juncker, F. 1760). Juncker verstand es am wenigsten, sich dem auf kräftigere Wirkung, auf breitere Behandlung ausgehenden »Tapetenstil« anzugleichen: er war »an die Nachahmung der ausführlichsten Niederländer gewöhnt«; »jedoch bequemte er sich für gute Bezahlung mit Blumen und Früchten manche Abtheilung zu verzieren.« Und solche Bilder sind die zwei zur Ausstellung gebrachten. Sie sind deutlich als Gegenstücke geschaffen. Auf beiden häuft sich der Reichthum der Natur um eine mit kräftigem Relief sculpirte, mit bacchischen Figuren gezierte Kanne, aber so, dass sie auf dem einen Bilde mehr nach rechts, auf dem anderen mehr nach links steht. Pfirsiche, theils geöffnet, Erdbeeren und Aepfel, Trauben und Feigen, dazu Rosen und Malven, in herrlichen Exemplaren und mit der ganzen Ursprünglichkeit des natürlichen Duftes und Hauches der reizvollen Naturkinder gemalt, sind um sie vertheilt. Hirschhornkäfer, Bienen kriechen und fliegen heran, todte Schnepfen auf dem einen, todte Wachteln auf dem andern Bilde fügen den ernsten Ton zu der heiteren Lebensfülle des reichen Segens der Natur hinzu. Dass nur die Schönheit und der Farbenton der Früchte und der Blumen den Grund für ihre Zusammenstellung gegeben hat, ist klar: die Kinder des Frühjahres wie des Sommers und des Herbstes einigen sich in der Kunst zu der harmonischen Wirkung, die ihnen die Natur versagt hat. Die feinste und sorgfältigste Ausführung bewährt Goethes Wort, dass

Juncker sich die »ausführlichsten« d. h. die auch das kleinste Detail wiedergebenden Niederländer zum Vorbild genommen hat.

Von dem Landschafter *Schütz* berichtet Goethe (S. 138 f.), er habe sich vielleicht am besten in die Sache gefunden, also die durch die gestellte Aufgabe nothwendige Behandlungsweise am richtigsten angewendet. Er hatte als Ausdrucksmittel eine bestimmte, ihm geläufig gewordene Form gefunden: »die Rheingegenden hatte er ganz in seiner Gewalt, sowie den sonnigen Ton, der sie in der schönen Jahreszeit belebt.« Dabei bediente er sich am liebsten kleineren Formates, aber »er war nicht ganz ungewohnt, in einem grösseren Massstab zu arbeiten.« Dennoch aber gab er auch dann seine Eigenthümlichkeit nicht auf: »auch da liess er es an Ausführung und Haltung nicht fehlen.« Der Erfolg dieses Zusammenwirkens der mancherlei Elemente war denn auch ein recht erfreulicher: »er lieferte sehr heitere Bilder.« Ein solches heiteres Bild zeigte auf der Goetheausstellung die schöne Landschaft von beträchtlicher Grösse (Catalog Nr. 299: 200 cm H., 112 cm B.), deren Staffage *Seekatz* gemalt hat: auch hier zeigt sich kein störendes, sondern ein durchaus harmonisches Zusammenarbeiten. Auch Schütz spielt mit dem Lichte, um eigenartige Wirkungen zu erreichen. So lässt er hier das Licht von hinten rechts her kommen, so dass der Vordergrund dunkel erscheint und nur hier und da auf einzelnen Stellen, besonders dem kleinen Wasserfall und den bewegten Wellen Lichtflimmer sich zeigen. Neben dem Wasserfall, rechtshin das Bild abschliessend, erheben sich zwei schlanke Birken, die dem Beschauer ihre beschattete Seite zukehren und sich scharf vom hellen Hintergrund abheben. Von links vornen nach rechts hinten führt ein aufsteigender Weg, der hell von der Sonne beschienen ist. An ihm liegt links die Ruine eines Schlosses mit einer das Gebälk tragenden Säule, während eine andere schon gebrochen ist: aus allen Fugen quillt die ewig wirkende lebendige Natur im üppig wuchernden Grün des mauerzerstörenden Buschwerks hervor. Vor der Ruine hebt sich der Weg am höchsten und steigt dann in die Tiefe hinab: die so entstehende Schlucht legt quer über das Bild, den Mittelgrund abschliessend, einen tiefen Schatten, hinter dem sich die lichte Landschaft in mannichfaltigen Abstufungen nach der Tiefe zu verliert: in weitester Ferne schliesst ein Gebirge die Landschaft ab, vor dem im Dufte der Niederung eine mit hochragendem trotzigem Thurm geschmückte Stadt sich ausbreitet. Hinter der Ruine zeigen sich, von der Sonne hell beschienen, eine Pyramide

und ein Gebäude, das an das Colosseum erinnert, eine der beliebten antikisirenden Architekturstaffagen, die sich hier freilich zu der deutschen Landschaft ebenso willkürlich gesellt wie auf Junckers Stillleben die Erdbeeren zu den Trauben. Auf der Anhöhe vor der Ruine brennt ein Feuerchen, an dem eine arme Zigeunerfamilie ihr kärgliches Mahl bereitet. Inzwischen säugt die Mutter ihr Jüngstes und schickt ein kleines Bübchen aus, das, den grossen Hut des Vaters hinhaltend, einen aus der Schlucht heraufsteigenden Wanderer anbettelt. In der Tiefe nach der fernen Stadt zu geht ein alter Mann; vornen am Bache neben dem Wasserfall sitzt ein Hirtenknabe, dessen Schafe neben ihm stehen und liegen, und wendet sich zu einem im Bache stehenden kleinen Bürschchen: es ist wohl der älteste Sprössling der Wanderfamilie. Er erfrischt seine Füsse in dem klaren Wasser, wohl mehr aus kindlicher Lust als aus Reinlichkeitsbedürfniss. Dabei lehnt er sich über ein halb ins Wasser neigendes Architekturstück, vielleicht eine Thürumrahmung des zertrümmerten Schlosses: was ihn zu reizen scheint, sind die ihm unbekannten seltsamen Charaktere, die oben an dem Stein angebracht sind: wir helfen ihm bei der Entzifferung und entdecken die Bezeichnung C. G. Schütz fec. Im Gestrüppe, das die Felsen rechts vornen belebt, fallen besonders prächtige blühende Disteln auf: so erscheint auch hier, wo die grössere Ausdehnung und der Zweck des Bildes eine mehr ins Grosse gehende Ausführung verlangt hätte, die all diesen Künstlern eigenthümliche, sorgfältig ausstudirte Kleinmalerei.

Und natürlich: in ihr lag die eigenthümliche Kraft dieser ganzen Richtung: sie ist ein wesentlicher Bestandtheil des in der Malerei und überhaupt in der Bildkunst Erlernbaren. Hier kann sich die Vorzüglichkeit der Technik bewähren. Nun liegt aber dem künstlerischen Schaffen jener Zeit als charakteristisches Merkmal die Hervorhebung des Lehr- und des Lernbaren in der Kunstübung zu Grunde. Diese Grundanschauung führte in der strengen socialen Ordnung aller Verhältnisse im vorigen Jahrhundert zu der eigenthümlichen Consequenz, dass die Maler sich in eine Zunft aufnehmen lassen mussten. Nun war gerade in Frankfurt das Eigenthümliche eingetreten, dass seine besten Kunstmaler vom Grafen Thoranc zu einer Unternehmung in Anspruch genommen worden waren, die die Kunstmalerei zur Ausschmückung der Wände in dem dafür geeigneten »Tapetenstil« verwenden wollte: dabei aber waren die Künstler stets als Künstler behandelt worden und mussten sich gerade durch diese von der Fremde herkommende Anerkennung in ihrem Selbstgefühle sehr gehoben fühlen.

Es mag daher sehr wohl mit dieser Beschäftigung der Frankfurter Künstler durch den Grafen Thoranc in enger Beziehung stehen, wenn bald darauf — die Arbeiten für den Grafen dauerten bis 1764 — im Jahre 1767 die Missstimmung der Künstler über die Behandlung, die ihnen in der Heimath zu Theil wird, zum Ausdruck kommt: am 2. April 1767 machen neun Künstler, unter denen sich Schütz, Hirt, Juncker, sowie dessen Sohn Isaak befinden, eine Eingabe an den Rath, in der sie um Entlassung aus dem Zunftzwang und um »Consens, Confirmation und Protection« für eine zu gründende Maleracademie bitten. Der kräftig hervorbrechende Ton der Entrüstung und das stolze Selbstgefühl des Künstlers dem Handwerker gegenüber, ist sehr bedeutungsvoll: sie, die künstlerische Tapeten geschaffen hatten, schreiben: »Alle haben wir unsere Academie ordentlich gemacht, wir sind auf die berühmtesten Plätze gereist, wir haben unsere Kunst ordentlich studirt und nie einem Zwang untergelegen, welcher sich für Tapetenmaler, Vergülder u. d. g. zwar wohl schicken möchte, mit wahren Kunstmalern aber nicht bestehen kann, ohne dass die Kunst selbst darunter leiden und an anderen Orten, sonderlich bei Academisten Spott werden müsste.« In dem Entwurf zu der zu gründenden Academie tritt aber als der entscheidende Gesichtspunkt die Festhaltung von strengen Regeln, von Belehrung über die für bestimmte seelische Empfindungen feststehenden Ausdrucksformen hervor. Die merkwürdige Entwickelung dieser Anregung führte zur Gründung wenigstens eines Zeicheninstitutes, sodann aber zum Entwurf eines weit grossartigeren Planes einer Anstalt, die auf Grund der humanistischen Bestrebungen eine allumfassende Bildung gewähren und zugleich in die einzelnen Berufsarten einführen sollte. Wie sich das praktisch gestaltet hat, habe ich unter Mittheilung der im Frankfurter Archiv befindlichen Actenstücke früher eingehend behandelt.[1] Hier ist es von Interesse, festzustellen, wie auch solche weitgreifende Unternehmungen, Pläne und Verwirklichungen mit Goethe und

---

[1] Frankfurter Academiebestrebungen im achtzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Kunst in Frankfurt. Von Prof. Dr. Veit Valentin: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. III. Folge, II. Band, S. 290–312 (1889). Hierin S. 292–303: Plan Einer in der Kayserlichen und Freyen Reichsstadt Frankfurt zu errichtenden Akademie der freyen, schönen, bildenden Künste und nützlichen Wissenschaften. — Eine Frankfurter Kunstakademie im achtzehnten Jahrhundert: eingehende Schilderung des aus dem ersten Plane entstandenen Cöntgen-'schen Zeicheninstitutes in »Kunst, Künstler und Kunstwerke« von Veit Valentin. (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening, 1889. S. 133—146.)

dem Frankfurter Goethehaus in Beziehung stehen, und wie die theils zeitweilige, theils dauernde Rückkehr von Bildern des Herrn Rath und des Grafen Thoranc an ihren Ausgangspunkt, das Goethehaus zu Frankfurt, nicht nur ein vorübergehendes Ereigniss von grösserem oder kleinerem Interesse gewesen ist: auch sie bildet ein kleines Glied in der grossen Kette von Ereignissen, aus denen sich immer klarer das Bild Goethes und seiner Zeit herausarbeitet.

III. Miscellen, Chronik, Bibliographie.

1. Miscellen.

A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken.

1. Zu Faust.

a. Zur Chronologie des ersten Paralipomenon zu Goethes Faust.

(Mit Facsimile.)

Nachdem Baumgart das 1. Paralipomenon gesehen hatte, schrieb er: »Man möchte vermuthen, dass das Blatt zu den alleräItesten Faustpapieren gehört, wenn es nicht geradezu jener mit Pietät bewahrte erste Entwurf selbst ist, von dem Goethe noch im Greisenalter mit so grossem Nachdruck redet.« Baumgart, Goethes Faust, S. 403. Im 4. Bande der Vtljschr. für Lit. Gesch. S. 169 ff. nimmt Harnack das Jahr 1788 als Entstehungszeit des 1. Paralipomenon an. Er scheint dasselbe mit einem von Goethe im März 1788 gemachten Faust-Plan identificiren zu wollen. Wenn das 1. Paralipomenon gerade dieser Plan ist, so müssen wir wenigstens erwarten, dass im Fragment von 1790 der Versuch gemacht würde, den Gegensatz zwischen »Form und Gehalt« »disparater zu machen«, als er im Göchhausenschen Faust ist. In der Wagner-Scene spürt man gar nichts davon, auch in der Erdgeist-Scene nichts. Im Fragment ist die Schüler-Scene kürzer und der Gegensatz nicht verstärkt, obwohl er auch auf das Gebiet der Rechtsgelehrsamkeit und der Theologie übertragen ist. Der Widerspruch von Form und Gehalt hat nie in der Ausführung die Proportion erhalten, die in dieser Skizze angedeutet ist.

Ferner kann das 1. Paralipomenon schwerlich als eine Recapitulation des Göchhausenschen Faust, oder des Fragments von 1790, oder des jetzigen Faust angesehen werden. Die Kritiker, die es für eine Recapitulation ansehen, haben

sehr verschiedene Meinungen über die Frage, welche Gestalt der Faust-Ueberlieferung dann vorliege.

Nach der Faust-Sage wäre man berechtigt, Fausts Liebesverhältnisse mit »Genuss der Person von aussen gesehen« zu bezeichnen. Allein die Gretchen-Tragödie blieb nicht dabei stehen, sondern ging in eine tiefe, innige und dauernde Liebe über. Merkwürdig wäre es, wenn Goethe, nachdem er die Gretchen-Tragödie mit einem so ergreifenden Interesse gedichtet hatte, dieselbe mit den Worten »Lebens-Genuss« u. s. w. bezeichnet hätte.

Wenn gegen die Annahme, dass das 1. Paralipomenon der Plan von 1788 sei, sich so viel einwenden lässt, und überhaupt gegen alle Vermuthungen, die es als eine Recapitulation von einem existirenden Faust bezeichnen, dann müssen wir es als ernstgemeinten Faust-Plan in eine Zeit zurücksetzen, wo noch keine der drei Goethischen Faustdichtungen, die auf uns gekommen sind, vorhanden war. Am 1. März 1788 schrieb Goethe von Rom aus: »Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor 15 Jahren auszuschreiben,« wo »ausschreiben« ohne Zweifel so viel wie »zu Ende schreiben« heisst. Im Jahre 1773 (wahrscheinlich im Juli) schrieb er an Kestner: »Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel zum Trutz Gottes und der Menschen«. Am 18. October 1773 schrieb er an Johanna Fahlmer: »Ein schöner neuer Plan hat sich in meiner Seele aufgewickelt zu einem grossen Drama. Ich will nur erst zusehen, ob ich aus dem Lob und Tadel des Publikums was lernen kann.« Was könnte Goethe ausser dem Faust in dieser Aeusserung gemeint haben? Götz war schon erschienen; an Werther wird man kaum denken können, ausserdem wurde dieser erst im April 1774 und wie Goethe selbst sagt, »an einem fort« geschrieben. Düntzer setzt den »Plan nebst den ersten Fetzen« des ewigen Juden in die Monate August oder September 1774 (Goethes Leben, S. 215). Von Prometheus waren zwei Acte schon niedergeschrieben, und vor einigen Tagen Schönborn vorgelesen (Schönborns Brief an Gerstenberg, den 12. October 1773). Goethe selbst berichtet uns in Dichtung und Wahrheit, dass der Vorsatz, das Leben Mahomets »dramatisch darzustellen«, aus einer persönlichen Betrachtung des Lebensgangs von Basedow und Lavater während einer gemeinschaftlichen Reise im Juli 1774 entstand. Selbst wenn Goethe in diesem Bericht nicht vollkommen Recht hat, ist es doch höchst unwahrscheinlich, dass ein schöner *neuer* Plan zu Mahomet sich im October 1773 entwickelt hatte. Düntzers Vermuthung, dass Julius Caesar oder Egmont gemeint sei, scheint vollständig in der Luft zu schweben. Er selbst deutet auf den Frühling 1775 für den Anfang von Egmont (Goethes Leben, S. 224) und erwähnt (S. 182) den Plan zu Faust als »unter den Plänen, die ihm (Goethe) vorschwebten« (und zwar im Juli 1773). Faust

hatte der junge Goethe damals in Gedanken Jahre lang mit sich herumgetragen. Pläne dazu hatte er wahrscheinlich oft gemacht (wenigstens in Gedanken). Von seinen Schauspieler-plänen hatte er an seine Schwester geschrieben, dass er »auf nichts als auf Plane gedacht«, weil er die Ausführung für seine »noch zu schwachen Schultern unmöglich« fühle. Wenn er im Jahre 1773, begeistert von dem grossen und kaum erwarteten Erfolg des Götz, sich an ein anderes grosses Drama machte, und einen »schönen *neuen*« Plan entwickelte, ist das alles nicht ganz natürlich? In dieser begeisterten Stimmung hätte er kaum zu irgend einem seiner Dramen so natürlich einen »schönen *neuen*« Plan gemacht, wie zu Faust. Boie besuchte Goethe am 55. October 1774, und schrieb: »Sein Dr. Faust ist fast fertig.« Ist es wahrscheinlich, dass Goethe seinen Faust so weit gebracht hatte, ohne einen Plan dazu geschrieben zu haben; oder, dass der erste ziemlich vollständige Plan ihm ohne Bedeutung und Werth war? Zweifelsohne ist vieles von der Gretchen-Tragödie erst 1774 oder später entstanden; und 1773 konnte Goethe »Genuss der Person« u. s. w. schreiben, ohne die bestimmte und erschütternde Beziehung zu seinen Erfahrungen, die die Gretchen-Tragödie an den Tag legt. Einige sehen in der Thatsache, dass der zweite Theil zu Faust im 1. Paralipomenon erwähnt wird, einen Beweis für seine späte Entstehung. Die Andeutungen für den zweiten Theil sind aber so kurz gefasst, dass sie nur zu dem allerersten Plan passen. Könnte »Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle« einer andern als der allerersten Fassung angehören?

Wir wissen nicht, dass Goethe den ersten Theil des Faust als solchen, über die Gretchen-Tragödie je ausdehnen wollte. Ist es nicht wahrscheinlich, dass Goethe (wenigstens im Herbst 1773) recht klar gesehen hat, dass Faust über das Mass eines gewöhnlichen Dramas wachsen würde und daher getheilt werden müsste? Der erste Theil allein gibt die alte Faustsage ganz unvollständig wieder. Goethe selbst sagt (im Paralipomenon Nr. 123, 2. 26 ff.) von dem Helena-Act, dass »dieses Zwischen-spiel gleich bei der ersten Conception des Ganzen ohne Weiteres bestimmt war«. Da wir nichts von einem Versuch wissen, diesen Helena-Act in den ersten Theil einzu-reihen, so liegt es ganz nahe (da »das schönste Weib, die griechische Helena«, der Faustsage gehört), dass Goethe sehr früh (warum also nicht schon im Jahre 1773?) die Ab-sicht hatte, einen zweiten Theil zu dichten. In Eckermanns Gesprächen mit Goethe vom 10. August 1824 erfahren wir, dass Goethe damals ein vor Jahren geschriebenes Heft an Eckermann übergab, »welches den Plan zu einer Fortsetzung des Faust u. s. w. enthielt« und »als Episode zu betrachten« war, »welche sich durch den noch auszuführenden Versuch

der Trennung von Lili den übrigen Büchern (von Dichtung und Wahrheit) gleichfalls anschliesst.«

In der Weimarer Goethe-Ausgabe (15. Band, 2. Abth., S. 173 ff.), finden wir entweder eine Bearbeitung von dem erwähnten Hefte, oder was wahrscheinlicher ist, einen Abschnitt des Heftes[1] selbst mit folgendem Anfang: »Zu Beginn des *Zweiten* Theils findet man Faust schlafend« das heisst, Goethe selbst erwähnt ausdrücklich den zweiten Theil in seinem Bericht über einen Faust-Plan, den er vor die Trennung von Lili, also vor October 1775 setzt.

Es wäre widersinnig, das erste Paralipomenon zu schreiben, nachdem die zahlreichen Grundideen schon vorhanden waren, woraus der Bericht in D. u. W. sich entwickelte. Goethe setzt diese Grundideen aber schon vor die Trennung von Lili. Andere Aeusserungen Goethes, wie die zu Eckermann vom 6 December 1829 und in seinem Brief an Humboldt vom 1. December 1831, über das Alter des zweiten Theils, sind zu wohl bekannt, als dass ich sie zu citiren brauche. In merkwürdigem Gegensatz zu den kalten Worten »Genuss der Person« u. s. w., scheinen die Wagner-Scene und die Schüler-Scene, zur Zeit, wo das 1. Paralipomenon geschrieben wurde, in lebendigen Bildern in Goethes Seele existirt zu haben. Seine Worte darüber sind bestimmt und verhältnissmässig ausführlich und begeistert.

Es ist schon öfters erwähnt worden, dass der Erdgeist eine merkwürdig kleine Rolle spielt. Das wäre leicht zu verstehen, wenn er unter die allerältesten Faust-Scenen gehört hätte und nie über seine erste Erscheinung hinausgekommen wäre. In diesem Falle würden wir erwarten, ihn in einem frühen Plan zu finden, wie er im 1. Paralipomenon vorkommt.

Der Haupteinwand gegen eine frühe Entstehung des 1. Paralipomenon ist, dass die Worte »disparater«, »Form«, »Gehalt«, wie sie gebraucht sind, zu abstract für den jungen Goethe waren, und daher in eine spätere Zeit fallen. Man muss Goethes damalige philosophische Studien und geschäftliche Thätigkeit nicht aus den Augen verlieren. In seinem Brief an Höpfner vom 7. Mai 1773 schreibt er: »Ihren Spinoza hat mir Merck gegeben. Ich darf ihn doch ein wenig behalten?«

Unter Spinozas Werken war die Ethik Goethes Lieblingsbuch, wie wir aus D. u. W. III, 288 ff. erfahren, und die aus vielen Lehrsätzen mit dazwischen liegenden Kommentaren u. s. w. bestehend, gerade geeignet war, Goethe zu beeinflussen der Skizze im 1. Paralipomenon eine so abstracte Form zu geben. Wenn nicht sehr beschäftigt, war Goethe damals als Sach-

[1] Da die im Goethe- und Schiller-Archiv bewahrten Blätter von Kräuter geschrieben wurden.

walter so thätig wie je, und daher vielleicht gewohnt, seine Gedanken über wichtige Sachen skizzenweise niederzuschreiben.

Wenn Goethe, dessen Entwicklung von Werther ab in stets wachsender Achtung vor der Form begriffen war, als reifer Mann oder Greis den Entschluss gefasst hätte, die »Widersprüche« zwischen Form und Gehalt »statt sie zu vereinigen disparater zu machen« als sie von ihm als Jüngling in »Faust« dargestellt wurden, und zwar jetzt auch zu Gunsten des Gehalts — das hiesse seine ganze Entwicklung auf den Kopf stellen.

Dass Goethe als Jüngling an Form u. s. w. gedacht und darüber mit sehr ähnlichen Worten wie im 1. Paralipomenon geschrieben, lässt sich völlig beweisen. Im August 1774 schrieb er an Jacobi: »Was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist die Reproduction der Welt um mich, durch die *innere* Welt die alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigener *Form*, Manier, wieder hinstellt, das bleibt ewig Geheimniss Gott sey danck, das ich auch nicht offenbaren will den Gaffern und Schwäzzern«. Im Anhang zu H. L. Wagners Uebersetzung von Merciers N. Versuch über die Schauspielerkunst lesen wir unter andern ähnlichen Bemerkungen: »Auch geht unser Verfasser ziemlich stracks auf den *Innhalt* los, der sich sonst so von selbst zu geben schien. Deswegen giebts doch eine *Form* die sich von jener unterscheidet, wie der *innere* Sinn vom *äussern*, die gefühlt sein will. . . . . Freylich wenn mehrere das Gefühl dieser *innern Form* hätten, die alle *Formen* in sich begreift, würden wir weniger verschobenen Geburten des Geists aneklen«. Wer nur die erste Seite vom »Anhang« liest, der wird kaum erwarten, dass Goethe, nachdem er seinen Widerwillen gegen die Formfrage so scharf ausgedrückt hat, noch einmal die alte Formfrage erörtern würde, wie er im 1. Paralipomenon beabsichtige.

Da Goethe, nachdem er unmittelbar vorher von Götz gesprochen hatte, am 6. Mai 1774 schrieb: »Wenn ich wieder ein Drama mache, daran ich sehr zweifle« so scheint es, dass der »neue Plan« vom October 1773 nicht zur Ausführung kam. Das wäre wohl zu erwarten, wenn der »neue Plan« das 1. Paralipomenon ist.

Der Director des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar (Professor Dr. Suphan) hat mir das Blatt worauf das 1. Paralipomenon geschrieben ist, zu einer genauen Untersuchung freundlichst vorlegen lassen und die Erlaubniss zur Reproduction bei der hohen Besitzerin des Archivs gütigst erwirkt. Das Blatt ist sehr vergilbt und gehört augenscheinlich fast zu den ältesten Goethe-Papieren. Dr. Wahle, ein Goethe-Schriftkenner im Archiv glaubt, dass es dem Aussehen und der Schrift nach in die frühen siebziger Jahre gehört; und Dr. Fresenius (auch vom Archiv), der mit mir das Blatt mit zahlreichen andern Goethe-

Handschriften verglich, findet wie ich, wenigstens in der äussern Form, nichts dagegen. Zahlreiche Ungenauigkeiten kommen in der Schrift vor, die, wenn sie nicht alle der Flüchtigkeit des Schreibens beizumessen sind, einer frühen Zeit wenigstens so gut wie einer spätern angehören können. Die Worte dumpf und Dumpfheit wurden von Goethe als erfahrenem Schriftsteller vermieden.[1] Die durchstrichenen Worte »Lebens Thaten, Wesen« und das nachfolgende durcheinander Geschriebene bestätigt den Eindruck der Gedankenunklarheit, den die Worte selbst (wie früher erwähnt) auf uns machen.

Meine Ansicht geht dahin, dass Goethe kurz vor dem 18. October 1773 das 1. Paralipomenon geschrieben hat, dass etwas von seinem Faust möglicherweise schon zu Papier gebracht, dass aber die Gretchen-Tragödie damals nicht ausgedacht war; und, dass er schon den Entschluss gefasst hatte, einen zweiten Theil zu seinem Faust zu dichten.

EUGENE W. MANNING.

---

b. Die mittelalterliche Ritterburg im 2. Theil, Act III.

Bekanntlich spielt die erste Scene der »Helena« im zweiten Theile des Faust »vor dem Palaste des Menelas zu Sparta«, der Schluss desselben Actes von Vers 9574 an (nach der Weim. Ausg.) in Arkadien, als der geträumten Heimstätte eines phantastischen Schäferlebens mit freier Liebe und idyllischem Zubehör. Zwischen beiden Scenen steht die erste Begegnung Fausts mit Helena im »inneren Burghofe, umgeben von reichen phantastischen Gebäuden des Mittelalters«, wie das Scenarium zu Vers 9127 lautet. Wo ist diese Burg zu suchen? Nicht etwa im germanischen Norden; denn der ganze Auftritt bezeugt unwiderleglich, dass wir im Peloponnes geblieben sind und auch in der Nähe von Sparta. Das letztere beweisen deutlich die Worte der Phorkyas V. 507—515:

»So viele Jahre stand verlassen das Thalgebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe steigt,
Taygetos im Rücken, wo als muntrer Bach
Herab Eurotas rollt und dann, durch unser Thal
An Rohren breit hinfliessend, eure Schwäne nährt.
Dort hinten im Gebirgsthal hat ein kühn Geschlecht
Sich angesiedelt, dringend aus cimmerischer Nacht,
Und unersteiglich feste Burg sich aufgethürmt,
Von da sie Land und Leute placken, wie's behagt.

---

[1] Wer den Gebrauch der Worte Schüler und Student bei dem jungen Goethe genauer studirt, der wird kaum darin einen Beweis für eine späte Entstehungszeit des 1. Par. finden.

Mit Recht verweist Loeper hier auf den vierten Kreuzzug, wo nach der Eroberung Konstantinopels durch Deutsche, Franken und Venetianer im Jahre 1204 der ganze Peloponnes nach und nach unter die fränkischen Lehensbarone vertheilt wurde. Wenn derselbe aber dabei auf die Burg »Geraki, unfern des Eurotas« hindeutet, so ist dieser Ort als Lokal unseres Auftrittes nicht wohl möglich; denn Geraki mit den Ruinen einer mittelalterlichen Stadt liegt etwa 5 deutsche Meilen und zwar südostwärts von Sparta; vgl. Curtius Peloponnesos Bd. 2, S. 302 f. Bei Goethe aber tritt hier nicht (wie es hinter V. 1086 geschieht) eine plötzliche Verwandlung der Scene mit Unterbrechung des ganzen Zusammenhanges von Zeit und Personen ein, sondern Phorkyas führt auf der Bühne selbst Helena und die Chormädchen in die nahegelegene Ritterburg. Vorgreifend den scenischen Maschinerien der Wagnerdramen lässt Goethe auf der Bühne sich »Nebel verbreiten, sie umhüllen den Hintergrund, auch die Nähe, nach Belieben«, wie es zu V. 600 heisst; die Mädchen glauben darin zu schweben, was ja ihrer Geisternatur entspricht, und sie singen in zwanglosen Rhythmen ein Chorlied von mässigem Umfang. Die Reise kann also nicht lange dauern; der Weg ist nur eine Stunde weit und wir befinden uns — *in der Burg von Mistrá.*

Als ich während eines längeren Aufenthalts in Griechenland auf einer Reise durch den Peloponnes im Anfang Mai 1854 auch Sparta besuchte, fand ich in der Eurotasebene nur ein seit kaum 20 Jahren neu angelegtes dürftiges Städtchen. Denn Altsparta hatte seit der letzten Zerstörung durch Alarichs Gothen im Jahre 396 aufgehört ein bewohnter Ort zu sein und war ziemlich glatt vom Erdboden vertilgt; die Bevölkerung hatte sich aus der versumpften, ungesunden Tiefebene nordwestlich an den Fuss des Gebirges gezogen, eine Stunde weit vom alten Platze. Der neue Ort nannte sich zuerst Lakedämonia, in den Chroniken des Mittelalters aber wie noch jetzt *Mistrá,* mit slawischem Namen, gegeben von den in der Nähe angesiedelten slawischen Melingi. (Die neugriechische Volksetymologie verdreht das Wort in Misithra und deutet es ganz absurd als »Käseburg.«) Oberhalb dieser Ortschaft Mistrá nun erbaute urkundlich nach der Chronik von Morea Guillaume de Villehardouin im Jahre 1249 auf steilem Hügel seine Hochburg, wie eine Akropolis, als Wohnsitz für sich und seine Ritter. Vergl. C. Hopf in Ersch und Grubers Encyklop., Sect. I, Bd. 85, S. 273. Zwar dauerte die Herrlichkeit nur bis 1261, wo die Barone vertrieben wurden, aber in den Bauten residirten ihre Nachfolger und zuletzt auch die Türken, und so besteht das abenteuerliche Wunder noch jetzt; die fränkische Ritterburg muthet noch jetzt die Besucher wie

ein Zauberschloss an. Auf steiler Höhe, hinter festen, gediegenen Mauern betritt man enge, aber gepflasterte Gassen, wo rechts und links die Häuser aus behauenem röthlichen Stein mit ihren engen Zimmern und zum Theil gothischen Erkern, die Kapellen mit theilweis erhaltenen Wandmalereien byzantinischen Stiles, der gewölbte Rittersaal, verschiedene Kirchen im anatolischen Stil mit Säulen jeglicher Art, meist alten Bauten entnommen, daneben aber auch mit allerlei gothischem Schnörkel geziert, Alles zwar ganz verödet, aber so malerisch und erstaunlich wohlerhalten dasteht, dass man meint, der Ort sei erst seit wenig Jahren verlassen worden. An den meisten Häusern sind über dem Thüreingang noch die Wappen der Ritter in Stein gehauen so gut erhalten, dass sich die Geschlechter darnach haben bestimmen lassen. Von der gänzlichen Zerstörung hat, wie man mir sagte, nur der Aberglaube, die Furcht vor bösen Geistern die Umwohner abgehalten.

Ich gestehe, dass ich beim Besuche dieser Ruinen in meinen jungen Jahren (1854) nicht an Goethe, Faust und Helena gedacht habe, wie denn überhaupt dem klassischen Philologen die fränkischen Ueberreste in Griechenland im ganzen nur geringes Interesse zu erwecken pflegen. Aber der überraschende Eindruck dieser verwunschenen Oberstadt von Mistrá war so mächtig, dass er sich beim Lesen dieser Scene mir immer wieder aufdrängte, und ich bin seit langen Jahren überzeugt, dass Goethe bei der Abfassung irgend welche nähere Beschreibung davon vor Augen gehabt haben muss. Aus den Unterhaltungen mit Kanzler von Müller sehen wir, dass er im Jahre 1824 die Expedition des Dogen Dandolo gegen Konstantinopel (1204) eifrig studirte (S. 46), wovon ja die Verse 975 ff. deutlich Zeugniss ablegen; es heisst dort auch (S. 109 vom 9. Juni 1826), dass er seit acht Tagen allerlei Reisebeschreibungen u. dgl. über Griechenland lese. Freilich, woher er nähere Kunde über Mistrá gewonnen hat, das festzustellen ist mir trotz manchen Suchens nicht gelungen. In älteren Reisen, die Goethe zugänglich sein konnten, findet sich nichts erwähnt; daher ist mir wahrscheinlich, dass der Dichter aus der in einem Tageblatt oder einer Wochenschrift gegebenen Beschreibung irgend eines deutschen oder englischen Philhellenen geschöpft hat. Denn um rein aus der Phantasie des Dichters entsprungen zu sein, dazu sind seine Ortsangaben in den oben citirten Versen zu peinlich genau, die Erörterung über die Wappen (V. 542—554) ohne besonderen Anlass gar zu auffällig und Alles zu sehr mit den erhaltenen Resten einstimmig. Wie anschaulich schildert Phorkyas V. 530 ff.:

»Und seine Burg! Die solltet ihr mit Augen sehn!
Das ist was anders gegen plumpes Mauerwerk,

Das eure Väter, mir nichts Dir nichts, aufgewälzt,
Cyklopisch wie Cyklopen, rohen Stein sogleich
Auf rohe Steine stürzend; dort hingegen, dort
Ist Alles senk- und wagerecht und regelhaft.
Von aussen schaut sie! Himmelan sie strebt empor
So starr, so wohl in Fugen, spiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja, selbst der Gedanke gleitet ab.
Und innen grosser Höfe Raumgelasse, rings
Mit Baulichkeit umgeben aller Art und Zweck'.
Da seht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerien, zu schauen aus und ein,
Und Wappen.

Natürlich hat in diesen Versen Goethe den Cyklopenbau nach dem Kenntnissstande damaliger Zeit beurtheilt, und die erhaltenen in Stein gehauenen Wappen bieten nicht die Mannigfaltigkeit seiner Angaben, insbesondere keine Farben. Und wenn er V. 507 (oben angeführt) wie auf die Karte blickend sagt: »Das Thalgebirg, das hinter Sparta *nordwärts* in die Höhe steigt, Taygetos im Rücken«, so liegt zwar Mistrá mehr westlich als nördlich von Sparta; aber diese Abweichung darf nicht so genau genommen werden, theils der damaligen Karten oder Beschreibungen wegen, theils weil Goethe daran lag, die Scene allmählich nordwärts zu rücken, da das Beilager Fausts und der Helena bald darauf in Arkadien, also nordwärts von Sparta stattfinden soll. Die nördliche Richtung hat hier zugleich eine symbolische Beziehung, wie auch aus des Lynkeus Entschuldigungsbitte hervorgeht, V. 735:

»Harrend auf des Morgens Wonne,
Östlich spähend ihren Lauf,
Ging auf einmal mir die Sonne
Wunderbar im *Süden* auf.«

In dieser poetischen Ankündigung der Helena sollen die Worte, in platte Prosa übersetzt, doch auch zugleich besagen, dass den Germanen das Schönheitsideal von den südlichen Völkern gebracht wurde. Dass Goethe die vorliegenden Berichte über den entbrannten Freiheitskampf der Neugriechen genau studirte, lässt schon das Interesse an Lord Byron vermuthen; aber seine Kenntniss des Landes klingt auch für Jeden, der Ohren hat, aus den begeisterten Schilderungen Fausts in den Versen 955—994 und V. 1019—1086 ganz vernehmlich hervor. Er selbst schreibt am 22. October 1825 an W. von Humboldt: »Ich habe von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, aber geschlossen konnte das Stück nicht werden als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine vollen 3000 Jahre spielt, von Trojas Untergang bis zur Einnahme von Missolunghi. Dies kann man also auch für eine Zeit-

einheit rechnen, im höheren Sinne; die *Einheit des Ortes und der Handlung* sind aber auch im gewöhnlichen Sinne auf das genaueste beachtet. Es tritt auf unter dem Titel: »Klassisch-romantische Phantasmagorie, Zwischenspiel zu Faust.«

A. BAUMEISTER.

c. Höchst.

Der eigenthümlich prägnante Gebrauch des Superlativs *höchst,* den Goethe dreimal in den letzten Acten des »Faust« uns vorführt, ist augenscheinlich in voller Absichtlichkeit und mit Anlehnung an einen jetzt halb verschwundenen Sinn des Wortes geschehen. (In Grimms Wörterbuch ist nichts darüber zu finden.) Am nächsten steht uns noch die Fassung in Act IV, V. 948, wo der Erzbischof dem Kaiser vorwirft:

Noch vergass er nicht, wie Du zur höchsten Zeit,
An deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.

Hier haben wir das mhd. hôchgezît, die Hochzeit ganz im altgermanischen Sinne als den Freudentag und die Feierzeit, den Gipfel in der Reihe gewöhnlicher Tage. Eine andere Wendung nimmt der Wortgebrauch Act V, V. 108, wo Lynkeus, das Glück des endlichen Einlaufens in einen sichern Hafen dem Schiffer preisend, sagt:

Dich grüsst das Glück zur höchsten Zeit,

d. h. in *letzter* und darum *bester* Zeit, weil es Dir nun nicht mehr untreu werden kann.

Man denkt dabei an Solon, der den Krösus nicht vor dem Todestage glücklich nennen wollte; Gipfel und Ende fallen hier zusammen. In einer Noth ist die höchste Zeit für den Retter eben die letzte Zeit, da er helfen kann. Und voll ausgebildet ist diese Verschmelzung der letzten und höchsten Stufe der Zeit in den berühmten Abschiedsworten Fausts, V. 527, 28:

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Geniess' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Es ist natürlich der *letzte* Augenblick des ganzen Lebens gemeint, im Anklang an den Vers des Virgil: Venit *summa* dies et ineluctabile tempus (Aen. 2, 324), aber dieser ist zugleich der höchste und befriedigendste Augenblick des Lebens, insofern als Faust das unausgesetzte Streben und die fortdauernde Thätigkeit der Seinen beim friedlichen Werke im Vorgefühl schauend, selber genug gelebt zu haben erkennt und damit in höchster Seligkeit hinsinkt. Im Folgenden spielt dann der Teufel nur noch die Rolle des menschlichen Zweifels an der Unsterblichkeit, gegen den Goethe selbstverständlich nur in solchen Bildern ankämpft, die der Zeitperiode Fausts entsprechen und zugleich auf theatralische Wirkung berechnet sind.

A. BAUMEISTER.

d. Der Kampf mit dem Meere in Goethes zweitem Faust.

Die Ueberwindung und Eindämmung des Meeres stellt Goethe in Fausts zweitem Theile als das höchste und letzte dar, was den wirkenden und strebenden Mann anzulocken und zu begeistern vermag. Ein Grosses zieht Fausten an, nachdem er in ungemessenen Weiten die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten übersehen hat. Er empfindet Verdruss, wenn die Wogen des flachen Ufers Breite bestürmen, er sieht in dem Vordringen und dem Rückzug der Wellen ein Spiel, das an den Uebermuth gemahnt. Die zwecklose Kraft unbändiger Elemente, die kraftbegeistert gleichwohl nichts zu leisten vermag, ängstigt ihn bis zur Verzweiflung — hier wünscht er zu kämpfen und zu siegen. Rasch fasst er Plan um Plan: er strebt, das herrische Meer vom Ufer auszuschliessen, der feuchten Breite Grenzen zu verengen und, weit hinein, sie in sich selbst zu drängen. Köstliches Geniessen verspricht er sich vom Gelingen dieses Planes. (Weimarer Ausgabe V. 10130, 10134, 10200 ff.) Im hohen Alter findet er denn auch im Geklirr der Spaten, die daran arbeiten, die Erde mit sich selbst zu versöhnen, der Welle ihre Grenze zu setzen, das Meer mit strengem Band zu umziehen, den letzten irdischen Genuss. Erblindet, in der Todesstunde wäre es ihm das Höchsterrungene, auch noch den *verpestenden Gebirgssumpf* urbar zu machen. Er malt die Wonnen einer tüchtigen Gemeinde aus, die es versteht, die rasende Fluth, die bis zum Rande des eroberten blühenden Landes leckt, immer wieder in ihre Dämme zurückzuweisen (11539 ff., 11559 ff.). Könnte er noch das Gewimmel dieses freien und freudigen Volkes miterleben, so wollte er zum Augenblicke sagen:

Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Geniess' ich jetzt den höchsten Augenblick.
(Faust sinkt zurück.)

Aber Faust ist nicht der erste Greis, der am Schlusse seines Lebens die Besiegung des Meeres zu seinen schönsten Erfolgen rechnet. Er hat einen Vorgänger in *Luigi Cornaro* (geb. in Venedig 1467, gest. in Padua 1566), dem vornehmlich durch Lichtenberg bekannten Makrobiotiker. Im 83. Lebensjahre schrieb er seine Discorsi della vita sobria, die erst nach seinem Tode, 1588, in Padua bei Paolo Miglietti, im Druck erschienen. Im vierten dieser Discorsi zählt er auf, was ihm im höchsten Alter ganz besonders zum Trost und

zur Befriedigung gereiche und rühmt sich, er habe seinen Landsleuten Mittel und Wege gezeigt, ihren Hafen und ihre Lagune zu festigen (conservare), was ihn nun unendlich freue, zumal sein Werk *tausende von Jahren überdauern* werde (si che non si possi atterare se non passati migliata di anni); so habe Venedig seine unvergleichliche Stellung behaupten und den Namen einer Königin des Meeres erwerben können. Nicht minder beglücke es ihn, dass er seine Landsleute gelehrt, unfruchtbare trockene Landstriche zu grösserer Fruchtbarkeit zu bringen und auch *Sümpfe* mit grossem Gewinn zu verwerthen und so die *Luft zu verbessern*.[1] Wie Faust, legt auch Cornaro besonderen Werth auf die Austrocknung der Sümpfe und in einem Briefe an Sperone Speroni, den Verfasser der Tragödie »Canace« (1500—1588), preist er sich glücklich, weil es ihm gelungen sei, die Sümpfe auszutrocknen, die sein Landgut rings umgaben (asciugar le paludi, che cingevano una sua villa, Speroni Werke V, 329). Mit welchen Massregeln er das Meer zu zähmen wusste, ergibt sich aus dem Trattato delle acque, den er 1560, also im höchsten Greisenalter, in Padua verfasste und der sich mit den Lagunen Venedigs beschäftigt. Er untersucht in dieser Schrift, wie die Lagunen am besten zu Vertheidigungszwecken auszunützen und welche Schutzmittel wider die Unbill der Witterung und den Unverstand der Menschen die geeignetsten seien. In der Erörterung dieser für Venedig und mutatis mutandis für ganz Italien so wichtigen Frage schaarte sich, besonders im 17. Jahrhundert, eine grosse Zahl von Nachahmern um Cornaro. Es entwickelte sich eine eigene Scienza delle acque, deren Hauptgegenstand die Ueberschwemmungen und die wirksamsten Mittel, solchen zu begegnen, bildeten. Der erste nach Cornaro war wohl Cristofero Sabbadino, der schon 1562 den Zusammenhang von Ebbe und Fluth im Meere mit den Mondesphasen untersuchte; Antonio Lupicini schrieb 1586 in Florenz seinen Discorso sopra i ripari del Po e d'altri fiumi, zwischen

[1] Ich gebe den entsprechenden italienischen Text nach der Ausgabe von 1591: oh che glorioso solazzo è questo, del quale infinitamente ne godo con dimostrargli il modo che vi è per conservar la sua cosi importante laguna e porto; si che non si possi atterare se non passati migliata di anni; per la qual cosa Venetia conservara il maraviglioso e stupendo nome di Città vergine, come è non essendone altra al mondo: e oltra agrandira il grande e alto suo pronome di Regina del mare; questo io godo e non vi manco niente. Un' altro poi ne godo, dimonstrando ad essa vergine e regina il modo che vi è per farla abondantissima di vittuarie con il ridurre campi inutili a grande utilitade, si di paludi, come di campagne aride, con grande avanzo oltra la spesa. E quest' altro solazzo godo, che non ha contrario alcuno, il quale è, che io dimostro come Venetia si puo far più forte, si ben è fortissima . . . . e di miglior aere, si ben è di perfetto.

1590 und 1597 behandelte Giannangelo Bertazzoli die Lagunen von Venedig in einem nicht gedruckten Aufsatz, 1599 Paolo Beni in Rom in seinen »Discorsi« die Ueberschwemmungen der Tiber. Im 17. Jahrhundert wurde dann der wissenschaftliche Standpunkt strenger gewahrt und zuerst von Castelli und Zendrini betont. Diese Wissenschaft stand im engsten Zusammenhang mit der im 16. und 17. Jahrhundert stark gepflegten Schriftstellerei über Befestigung im allgemeinen und Seebefestigung im besonderen. Solche Discorsi della fortificazione schrieb Carlo Teti 1569, Gabriello Busca, Buonaventuro Lorini 1597, unter den Scrittori di nautica e dell' arte militare maritima sei auf Camillo Agrippa, Mazucchetti (1595), Mario Savorgnano (gest. 1597) verwiesen.

Die Frage der Bezwingung des Meeres war also nicht blos eine viel erörterte, sondern eine durchaus volksthümliche: denn Cornaro, der als einer der ersten sich mit ihrer Lösung befasste, wusste als Preis für ein nüchternes und mässiges Leben kaum etwas höheres anzuführen, als das Bewusstsein an der Besiegung des drohenden Elementes mitgearbeitet zu haben.

Die Frage, ob Goethe Cornaros Discorsi della vita sobria gekannt hat, lässt sich nicht mit vollster Sicherheit entscheiden. Die merkwürdige Uebereinstimmung in so wesentlichen Punkten wie die, dass in beiden Fällen Greise die Krönung ihres Lebenswerkes in dem siegreichen Kampfe mit dem Meere erblicken, dass sie froh auf die *Unvergänglichkeit* ihres Werkes hinweisen, das Jahrtausende überdauern werde, dass beide ihr Augenmerk noch auf die Austrocknung der verderblichen Sümpfe richten, das alles spricht aus inneren Gründen für die directe Benutzung Cornaros. Aeusserlich kommt nun noch die sehr starke Verbreitung des Buches dazu. Gross ist die Anzahl der italienischen Ausgaben: so wurde es in Padua 1588, 1591, in Venedig 1599, 1620, in Paris 1646 gedruckt, in Venedig 1666 in Verse gebracht, 1816 durch Gamba in Venedig neu aufgelegt. Schon 1613 wurden die Discorsi in lateinischer Sprache von dem Jesuiten Leonard Lessius als Anhang zu seiner Schrift Hygiasticon unter dem Titel De victus ratione zu Antwerpen edirt; ausserdem finden sich die Discorsi lateinisch in Ramazzinis Annotationes, Padua 1714, und in Dr. Kästners Bibliotheca medica. Ungemein zahlreich sind die Uebersetzungen ins Französische: 1646 durch Sebastian Hardy, 1647 durch Jacques Martin, 1701 durch M. de Premont, im selben Jahre durch de la Bonaudière (alle in Paris), 1703 (Amsterdam) und 1704 (Paris) anonym unter dem Titel Conseils pour vivre plus de cent ans, 1724 (Leyden) als Anhang zu L'art de conserver la Santé des Princes, 1772 (Paris) Conseils et moyens faciles pour vivre longtems dans une santé parfaite.

Ausserdem erschien in Paris 1702 L'Anticornaro. Englische Uebersetzungen erschienen in London 1725, 1765, 1798. Ins *Deutsche* wurde Cornaro gleichfalls schon früh übertragen und zwar 1707 (Leipzig): »L. Cornari Consilia und Mittel über hundert Jahre in vollkommener Gesundheit zu leben.« Ferner gab Christian Gotthold Schwenke 1755 in Dresden und Leipzig eine Uebersetzung unter dem Namen »Von dem Nutzen eines nüchternen und mässigen Lebens« heraus, desgleichen Schlüter, Braunschweig 1789 und ein Ungenannter (»Erprobte Mittel lang und gesund zu leben«), Braunschweig 1796.

Einer Bekanntschaft Goethes mit dem vielgelesenen Werke steht sonach nichts im Wege, wenngleich weder die Tagebücher (vgl. nur I, 286 über die Lagunen in Venedig, auch II, 8), noch (wie mir Herr A. Leitzmann freundlichst mittheilt) die Aufzeichnungen in Weimar für eine solche Kenntniss einen Anhaltspunkt bieten.

Keinesfalls aber wird, meines Erachtens, eine Anregung Goethes durch die weit verzweigte Scienza delle acque von der Hand zu weisen sein, zumal Erich Schmidt in der Lage ist, Fausts Tod an die Wende des Jahrhunderts rückzuversetzen, sonach selbst eine Nachwirkung des Aufenthaltes in Italien nicht ausgeschlossen erscheint.

Rudolf Fürst.

---

e. Zum historischen Faust.

In den Nuntiaturberichten aus Deutschland 1572—1585, II. Bd., bearbeitet von Joseph Hansen, Berlin 1894 findet sich pg. 617 (in der Relation Minuccis über den Stand der Kölner Dinge in Folge des Abfalles des Erzbischofs Gebhard Truchsess, gerichtet an Herzog Wilhelm von Bayern. Köln 1583) folgende Stelle: »In questi capricci di magia et di pazzia giudiciaria ha (Gebhard) imitato, non so per qual malvagio destino di questa chiesa, il conte Hermanno di Veda (v. Wied), il quale ancora nel tempo della sua apostasia hebbe presso di se il Fausto et l'Agrippa, famosissimi in tal arte, di quali volse anco essere scolare, si come costui ha havuto in gran pregio il Scoto et un' altro Italiano, dell' uno de quali io sento però molto diversamente dagé altri.«

H. Heidenheimer.

---

2. *Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Singspiel »Erwin und Elmire.«*

In meiner Abhandlung »Goethes Singspiele im Verhältnis zu den Weissischen Operetten«. Dresden 1887. S. 22 f. Anm., versuchte ich den Nachweis zu erbringen, dass Wilmanns,

Goethe-Jahrbuch Bd. II, S. 151 sich irrt, indem er daselbst die Entstehung von Erwin und Elmire auch von der Strophe:

»Und wenn er mir in Waldeskluft
Der Liebe Lieder sang,
Lieh er dem Weste süssen Duft,
Musik dem Bergeshang«

welche Goethe aus der Ballade »Der Eremit«, in Goldsmiths »Landprediger von Wakefield« gekannt haben soll, ausgehen lässt. Denn das Singspiel »Erwin und Elmire« wurde im März des Jahres 1775 von Goethe veröffentlicht, und obige Strophe fehlt in den Original-Ausgaben und Uebersetzungen des »Vicar« bis zum Jahre 1789, wie ich damals festzustellen vermochte.

Der Zufall fügte es, dass ich im Frühjahre 1895 bei Herrn Max Ziegert in Frankfurt a. M., welcher in den »Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. N. F., Bd. X (1894) einen belehrenden Aufsatz über »Goldsmiths Landprediger in Deutschland« publicirt hat, eine sehr reiche Sammlung von Original-Ausgaben und Uebersetzungen des »Vicar« vorfand und mit Herrn Ziegert sogleich Nachforschungen anstellte, in welcher Ausgabe wohl zuerst jene Strophe auftreten mag. Da ergab sich bei einer Prüfung von etwa 20 Exemplaren, deren Erscheinungsjahre sich über die Jahre 1766—1843 erstrecken, folgendes Resultat. Jene Strophe begegnete uns zuerst in der Ausgabe in drei Sprachen mit Anmerkungen, hrsg. von C. M. Winterling, Nürnberg 1833. Daselbst bringen der englische und deutsche Text die Strophe, der französische Text hat sie nicht. Englisch lautet sie dort:

»And when, beside me on the dale
He carol'd lays of love,
His breath lent fragrance to the gale,
And music to the grove«.

In der Anmerkung dazu heisst es: »Diese Strophe, welche sich in früheren Ausgaben nicht befindet, wurde erst *später* von dem Verfasser hinzugefügt.« In der deutschen Uebersetzung daselbst findet sich folgender Wortlaut:

»Und wenn er an meiner Seite im Thal
Gesänge der Liebe anstimmte,
Durchbalsamte sein Athem die Luft
Und belebte den Hain durch Musik«.

In der Ausgabe 6. Aufl., Leipzig, Weidmann, 1840, fehlt die Strophe wieder, ebenso in Goldsmiths Gedichten, deutsch von Ad. Böttger, Leipzig 1843. Die Uebersetzung von E. Susemihl, Leipzig 1841, illustrirt von L. Richter (G. Wigands Verlag), dagegen hat die Strophe wieder in folgendem Wortlaute:

»Und sang er mir in freier Luft
Ein Liebeslied, verlieh
Sein Hauch dem Winde süssen Duft,
Dem Haine Melodie«.

Herr Professor Wilmanns hat vermuthlich, auf Treu und Glauben, eine Uebersetzung, welche in den Jahren nach 1833 bez. 1843 erschienen ist, benutzt, ohne zu ahnen, dass die Ausgaben und Uebersetzungen des »Vicar« bis zu jener Zeitgrenze die Strophe: »Und wenn er mir . . .« nicht aufweisen. Goethe konnte also diese Strophe überhaupt nicht kennen und durch dieselbe auch nicht zur Conception von »Erwin und Elmire« angeregt werden.

W. Martinsen.

---

3. *Zur letzten Kleidung Egmonts.*

In der Geschichtsliteratur, so schon bei Schiller,[1] finden sich Andeutungen über Egmonts Kleidung am Pfingstsonnabende (5. Juni) 1568. Nichtsdestoweniger dürften meine, freilich immer noch nicht ausreichenden, neuen Mittheilungen hierzu, die sich auf die Berichte zweier Augenzeugen über die Hinrichtungen Jenes und Hoornes gründen, also Quelle sind, gerade in den Blättern, die dem Genius gelten, der einen Egmont bei uns *allein* populär gemacht hat, den passendsten Platz haben und hier auch der dramatischen, wie der bildenden Kunst leicht zugänglich sein.

Schon Kluckhohn hat das eine der betreffenden Schriftstücke im K. Preussischen Staatsarchive zu Marburg vor sich gehabt. Er druckt es jedoch in seiner Briefsammlung des Kurfürsten Friedrich des Frommen von der Pfalz[2] (Egmonts Schwager), da es nur als Beilage eines Schreibens Dieses an den Landgrafen Wilhelm von Hessen,[3] dazu »der Kopf« derselben »stark beschnitten« ist,[4] beigefügt war, nicht mit ab, schrieb mir aber auf meine, ihm, noch kurz vor seinem Heimgange, gemachte Fundanzeige, dass er sich sehr freuen werde, bald Näheres über den Gegenstand zu erfahren. Ein besseres Exemplar jener Beilage[5] und ein anderer, ähnlicher Bericht, welcher von Dr. Ulrich Zasius, unterm 22. Juni darnach, von Wien aus, an den Kurfürsten August von Sachsen abgesandt worden ist, haben sich nämlich im K. Sächsischen Haupt-

[1] In der, dem Trauerspiele gefolgten Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung (1788), Beilage I. [2] Band II., 1870, 222 f. [3] Aus Heidelberg, den 17. Juni 1568. [4] Nach Mittheilung von dort, vom 7. Juli 1890. [5] Der Pfalzgraf schrieb, genau wie an Hessen, auch an Kursachsen.

staatsarchive[1] vorgefunden. Nach der ersteren war nun die Kleidung des etwa Sechsundvierzigjährigen, in welcher er aus dem Einzelgefängnisse im Brodhause zu Brüssel, in der elften Vormittagsstunde,[2] aufs Blutgerüst schritt, die des vorhergehenden Tages, nämlich *ein rother Damastnachtrock,*[3] *darüber ein schwarzer Sammetmantel,* nach dem letzteren aber ein *rothkarmoisinfarbiger, langer Damastnachtrock, darüber ein Mantel; der Hut, darunter* [darin?] *eine weissleinene Schlafhaube,*[4] *hatte einen schwarz-weissen Federbuschschmuck.* Hut und Nachtrock legte er dann ab und empfing, nur mit Hosen, kollerlosem Wammse[5] und über die Augen gezogener Haube bekleidet, den tödtlichen Hieb.

Der Egmont-Darsteller wird, beim Verlassen der Bühne, den Kragen vom Wammse entfernen und die Haube in den, jetzt ebenfalls nicht zu seinen Requisiten gehörenden Hut, den er, ehe er sich der Wache nähert, aufsetzt, legen können, da er dem Dichter — in verständiger Weise — zu Hilfe kommen darf und soll. Die »Meininger« hätten sich diese Kleinigkeiten gewiss nicht entgehen lassen! Goethe, der überhaupt, zum Theil ohne Veranlassung, sehr von der Geschichte abweicht und dadurch »das Interesse des Gegenstandes schwächt«,[6] hätte vor Allem das charakteristische, letzte Schreiben seines Helden an den König Philipp II. von Spanien[7] mit zur Wirkung bringen können.[8] THEODOR DISTEL.

4. Zum Epimenides.

In Bd. XVI, S. 182 des G.-J. kommt H. Morsch nochmals unter eingehender Berücksichtigung meiner entgegen-

[1] Locc. 9302, I, 112 f. (Document A.) und 8522, III, 493 f. (Document B.) Vor Allem sei die Geschichtforschung darauf aufmersam gemacht.

[2] Erst »8 Uhr« war ihm das Urtel, welches am Tage zuvor »Mittags« gefällt worden war, bekannt gegeben worden, »½6 Uhr« darnach hatte der Bischof (Martin Rithov) von Ypern, der die Sentenz bereits seit »vier Uhr« kannte, — »drei Uhr« waren die beiden Grafen von Gent eingetroffen — Egmont auf Befehl Albas, noch besucht. (Nach Document B., welches vielfach von Schiller und Anderen abweicht.)

[3] *Schiller:* E. trug *»einen schwarzen spanischen Mantel mit goldenen Tressen verbrämt«.* [4] *Schiller:* eine *seidene Mütze* u. s. w. (s. nachher).

[5] *Schiller:* »Von seinem Wamms hatte er (wohl noch im Gefängnisse) den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern«.

[6] So Lessing im »Laokoon«.

[7] Von dem Abschiedsschreiben an seine Gemahlin, Sabine, geb. Herzogin von Bayern, konnte der Dichter, der Egmont unverheirathet sein lässt, natürlich keinen Gebrauch machen. Der genauere Inhalt des Briefes an Philipp wird einmal, an anderer Stelle, mitgetheilt werden.

[8] Schillers Bühnenbearbeitung des Goethischen Egmont hat in allen, von mir berührten Punkten nichts geändert, auch seine Kritik über das Stück rügt andere Dinge.

gesetzten Ansicht auf die Epimenides-Frage zurück. Ich würde in der durchaus freundlichen Art, wie sich der gewandtere Interpret Goethischer Dichtungen gegen mich wendet, gewiss keinen Grund erblicken können, die freie Ansicht irgend eines Lesers des Epimenides noch weiters beeinflussen oder behelligen zu wollen. Von meinem Standpunkt, als Geniesser, ist das, was ich in meinem kleinen Büchlein zu sagen mir erlaubte, schon gerade genug. Indessen haben es mir Goethekenner, wie Koch, in seinem letzten Bericht des Fr. D. H. doch nahe gelegt, dass ich durchaus nicht genöthigt wäre, so scharfe Belehrung unwidersprochen hinzunehmen, wo ich doch nicht im Unrecht zu sein schiene. Ich darf daher wohl einige Zeilen des G.-J. für meine Rechtfertigung in Anspruch nehmen.

Ich brauche kaum unter Hinweis auf S. 119, Note 4 meiner kleinen Goetheschrift zu wiederholen, dass es mich lediglich interessirte, zu erkennen, wie sich Goethe zu den Weltumgestaltenden Ereignissen der ersten zwei Decennien in seinem politischen Denken verhielt. Es lag mir ganz fern, in irgend eine eigentliche Interpretation der Dichtung einzutreten; aber es leuchtet ein, dass auf die ganze Stellung Goethes, gegenüber seiner Zeit, ihren Ereignissen und grossen Persönlichkeiten, ein scharfes Licht fiele, wenn die Vertreter der Meinung, er habe durch das Festspiel eine persönliche Confession ablegen wollen, Recht behalten würden. Ich möchte zwar nicht behaupten, dass der Olympier dadurch in meiner Bewunderung etwas verlöre; denn sich in politischen Dingen und Ansichten zu ändern, zu bekehren und belehren zu lassen, kann ich als Historiker im Gegensatz zu der bekannten Gesinnungstüchtigkeit politischer Kinder auch nur für einen Vorzug halten. Ich bin mithin in der glücklichen Lage, Goethe gleichmässig für gross, klug und gerechtfertigt zu halten, habe er nun persönlich seine Ansichten über Napoleon, die Alliirten, Preussen, Deutschland, Frankreich in diesem oder jenem Punkte geändert oder nicht. Was mir indessen die Sache etwas fatal machte, bliebe der Umstand, dass in dem von H. Morsch sogenannten »Goethe-Epimenides« denn doch ein Beweis einer ungeheuer tiefstehenden politischen Auffassung grosser Zeitereignisse gelegen hätte. Ich will diesen Gedanken nicht weiter ausführen. Es kann hier nur die Empfindung sprechen. Wenn sich Jemand dächte, er könnte bei der Feier von Ereignissen des Jahres 1870—1871 eine Tischrede halten, oder gar ein Stück schreiben, wo er sich selbst als Redner oder Dichter als den Archimedischen Punkt hinstellte, um den sich die ungeheueren Thatsachen gleichsam gedreht hätten, und auf dessen persönliche Empfindungen das ganze Drama zugespitzt wäre, — man würde sich einer ungemeinen Heiterkeit überlassen müssen! —

Glücklicherweise, und ich wende mich jetzt zu ein paar

rein sachlichen Quellenhinweisungen, welche mir auffallenderweise nicht beachtet worden zu sein scheinen, — glücklicherweise fehlt es nicht an Aeusserungen Goethes selbst über seinen Epimenides. Die wichtigste machte er am 5. April 1815 gegen Knebel (Briefe II, 163. Nr. 461): »Epimenides ist am 30. März endlich in Berlin erwacht, gerade zu rechter Zeit, um dasselbige, *was sich die Deutschen bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt, symbolisch zu wiederholen,* dass sie nämlich viele Jahre das Unerträgliche geduldet, sich sodann aber auf eine herrliche Weise von diesen Leiden befreit. Jedermann wird hinzufügen, dass neue Thatkraft nöthig ist, um das Errungene zu schützen und zu erhalten.«

Ich habe die Worte gesperrt drucken lassen, auf die es gewiss ankommt. Goethe stellte also symbolisch dar, was sich im Jahr 1814 nach dem Einzug in Paris die Deutschen in dürrer Prosa so oft vorgesagt haben. Nach der gegentheiligen Interpretation müssten sich die Deutschen damals oft vorgesagt haben, dass »Goethe-Epimenides« lange geschlafen und jetzt erwacht sei. Dies kann Goethe doch nicht gemeint haben, wohl aber ist es richtig, dass nach erwachtem Kraftbewusstsein kaum ein Deutscher damals anders dachte, als dass die Stärke der Nation, nur ungeweckt, geruht habe; und damit über das Subject des Erwachens im Satz kein Zweifel sei, fügt der Dichter noch hinzu, man habe das Unerträgliche viele Jahre geduldet und sich nun auf eine herrliche Weise befreit.

Die neue Ausgabe, mit den dankenswerthen Anmerkungen, belehrt uns über eine Befürchtung, welche Goethe hatte ehe das Stück aufgeführt wurde, und die über den Charakter seiner Epimenides-Figur jeden leisesten Zweifel beseitigt. (Weim. Ausg. XVI. 508.) Hier hält es Goethe für möglich, dass das Publikum hinter dem Epimenides den König von Preussen vermuthen könnte und ist besorgt, dass bei »einem gewissermassen mysteriösen Werke« »falsche Deutungen gemacht werden«. Dass er selbst hinter dem Epimenides vermuthet werden könnte, würde er heute wohl auch mit Staunen ersehen haben. Ich glaube aber die Besorgniss, dass man den König hinter der Epimenides-Figur erblicken könnte, war bei dem Berliner Publikum schon ganz begründet, denn dass die preussische Regierung inmitten der so lange schlafenden Nation einen besonders guten Schlaf gehabt habe, dies war es ja eben, was sich alle Deutschen damals in dürrer Prosa vorgesagt haben.

Dennoch konnte Goethe nicht wünschen, dass dieser Verdacht, er habe den König »symbolisiren« wollen, im Publikum entstehe, weil dadurch die Darstellung des Stückes gewiss ausgeschlossen worden wäre. Er sprach daher den Wunsch aus, dass das Publikum über den Epimenides durch die Zeitungen rechtzeitig belehrt werden sollte, ja er ist beflissen,

die bekannte Fabel zu dem Zwecke besonders niederzuschreiben, damit durch irgend ein Blatt das minder gelehrte Publikum darüber unterrichtet sei. »Der Titel und der Inhalt des Stückes«, schreibt er, »kann kein Geheimniss bleiben, daher wird jedermann fragen, was ist denn der Epimenides?«

Wollte ich mich auf das Gebiet von Vermuthungen begeben, mit denen ich jedoch die gelehrten Leser des Goethe-Jahrbuchs nicht ernstlich behelligen darf, so liesse sich gar manches hinzufügen. Hat nicht vielleicht Goethe, mit seiner eingestandenen Besorgniss, für die Berliner Intendanz den Teufel erst recht an die Wand gemalt? Hat er nicht die lange Verzögerung der Aufführung, die ihn so sehr ärgerte und die Benützung seiner Ideen in den im August 1814 aufgeführten Vorspielen und dem Prolog Kotzebues (a. a. O. S. 522) durch seine Besorgniss mitverschuldet? Unerklärt blieb ja auch die Stelle im Morgenblatt (ebend. 523), wo von der Kabinetsordre des Königs die Rede ist, nach der das Stück gar nicht aufgeführt werden sollte. Ich unterlasse es in die weiteren Untersuchungen einzutreten, zu welchen dieses neue höchst merkwürdige Material den Goetheforschern Anlass geben wird.

Nur einiges Wenige sei mir noch gestattet den fachgelehrten Commentatoren zur Erwägung anheim zu geben. Goethe spricht (S. 508) von einem gewissermassen mysteriösen Werke, und dies wird es unter allen Umständen ja wohl bleiben. Wenn man jetzt die Actenstücke zu Epimenides liest und insbesondere die Anweisungen zur Ausstattung und zu den Decorationen des Stückes in Betracht zieht, so möchte ich behaupten, dass die ganze historische Grundlage des Epimenides deutlicher hervortritt, die poetische Conception und das, was in jener Briefstelle die Symbolik genannt wird, dagegen noch dunkler zu werden scheint; und ich möchte meinerseits durchaus nicht vorgeben, dass mir das ganze Kunstproduct viel verständlicher sei, als dem verwunderten Berliner Publikum bei der Aufführung im Jahre 1815. Namentlich der Umstand, dass bei der Auswahl der Repräsentanten des über die Trümmer hinschreitenden Heeres, der Dichter sich so besorgt zeigt, den internationalen Charakter der Befreiung der Völker deutlich zu machen, giebt zwar einen Beweis von dem Wunsche geschichtlicher Treue, aber es zeigt sich doch wieder darin die Schwierigkeit die Epimenides-Figur in ihrem Wesen zu deuten. In den Tagebüchern ist mir aufgefallen, dass in der Zeit, wo Goethe hauptsächlich an der Arbeit ist, nachdem er von Iffland aufgefordert war, anfänglich niemals vom Epimenides die Rede ist, sondern immer nur vom Vorspiel. Der Epimenides tritt mit Namen und Person erst ganz zuletzt auf. Zur Zeit als er den Auftrag übernahm, stand ihm, wie er es selbst ausdrückt, der Gedanke im Vordergrund, »die

bedeutenden Weltverhältnisse zusammenzustellen« (a. a. O. S. 518) wie er dies wiederum »nachher unter dem Titel des Epimenides Erwachen bearbeitet habe«. Darnach sänke die Epimenides-Figur zu einem etwas nothdürftigen Auskunftsmittel herab, um eben die symbolisch-historische Darstellung, die dem Dichter erst gar nicht munden wollte, unter Dach und Fach zu bringen.

Nun glaube ich ja allerdings, dass Goethen das Gleichniss von Epimenides Erwachen zur Bezeichnung eines überraschenden Ereignisses ziemlich geläufig sein mochte, weil er schon im Jahre 1788, als er aus Italien zurückkehrte, sich an das Erwachen des Epimenides erinnerte (vergl. an Knebel I, 90, Nr. 81), aber Niemand würde doch dieses Bild im Sinne einer speciellen Charakteristik des Zustandes eines bestimmten Individuums aufgebauscht haben. Es ist eben der Ausdruck einer Verwunderung, die Jedermann hat oder haben muss, wenn sich etwas Unerwartetes ereignet. Es ist mit dem Gebrauche solcher Bilder bekanntlich etwas sehr eigenthümliches: wie sich heute überhaupt die Erinnerung an antike, mythologische Vorstellungen im Sprachgebrauch verflüchtigt hat, so ist es auch schon lange nicht mehr Mode, bei überraschenden Ereignissen vom Epimenides zu reden, wie ich mich meinerseits dessen noch aus meiner Jugendzeit erinnere, wo die ganze Schule von Epimenides Erwachen zu sprechen pflegte, um sich classisch auszudrücken, wenn irgend etwas besonderes passirt war. Heute nimmt die Redewendung gerne einen etwas individuelleren Charakter an und wir lassen die Todten selbst erwachen, um sich über dies oder jenes persönlich zu wundern. Dass Goethe also mit seinem Epimenides sagen wollte, dass er so gut wie der König von Preussen, die Berliner sowohl wie die Weimarer, allen Grund hätten, sich über das Geschehene, als erwachende Epimenidesse zu verwundern, ist mir nicht zweifelhaft gewesen. Dass er aber für seine Person durchaus keine Gesinnungsänderungen bekennen wollte, *dies ist es, um was es sich mir, bei der Erörterung seiner politischen Anschauungen handelte,* und was, wie mir scheint, einzig und allein der langen Rede werth ist. Wenn H. Morsch mir die Aufmerksamkeit erweist, die Ausführungen meines kleinen Schriftchens besonders als Belege dieser grossen Sinnesänderungen des Dichters zu benützen, so möchte ich mich dagegen verwahren. Ich kann nach wie vor nicht finden, dass sich Goethe vor und nach den Befreiungskriegen in seinen Ansichten — und dies ist und bleibt mir das Wesentliche — irgend wie verändert habe. Er dachte über die dämonische Gestalt Napoleons, am Ende seines Lebens, nicht anders, als zur Zeit des Auftretens des grossen gewaltigen Mannes. Und er war in seinem Urtheil über die

Bedeutung und das Wesen der sogenannten Freiheitskriege sich durchaus und immer gleich geblieben. Ohne die grossen Thaten der Völker zu verkennen oder zu unterschätzen, lag seiner unvergleichlichen weltmännischen Erfahrung gerade in politischen Dingen nichts ferner, als jener Optimismus einer retrospectiven historischen Betrachtung, die uns heute, gleichsam als das allein berechtigte, echte, vielleicht sittliche, erscheinen will. Am wenigsten hätte man Grund zu glauben, dass der politisch erwachte Goethe sich einer besonders scharf ausgeprägten, national erhobenen Empfindung bewusst geworden wäre, die ihn hätte bereuen lassen müssen, dass er vorher besonders sceptisch war. Manche mögen dies bedauerlich finden und daher ihre Epimenidesfabel aufrecht halten. Andere, wie meine Wenigkeit, werden es dagegen als einen nur weiteren Beweis für die nüchterne, unendlich gescheidte Denkungsweise Goethes über politische Dinge erachten, dass er sich über das Erreichte, namentlich in Bezug auf die deutschen Verhältnisse nicht einen Augenblick täuschte. Wie ich schon in meiner kleinen Schrift hervorgehoben habe, so erlaube ich mir noch einmal, auf jenen, wie mir scheint, nicht genug beachteten Umstand hinzuweisen, dass Goethe mit wahrem politischem Scharfblick die ungeheure Thatsache auf das schärfste erkannt hat, dass die Befreiungskriege historisch betrachtet, durchaus nichts anderes bedeuteten, als eine Verschiebung der Machtstellung von Frankreich auf Russland. So konnte er eben zur Zeit, als man in Deutschland die Feste der Freiheit feierte, sagen: (Weim. Ausg. V. 121)

»Sie werden so lange votiren und schnacken
Wir sehen endlich wieder Kosacken,
Die haben uns vom Tyrannen befreit,
Sie befrein uns auch wohl von der Freiheit.«

OTTOKAR LORENZ.

5. *Berlin und die Xenien.*

(Aus Briefen Sanders an Böttiger.)

Am 15. October 1796 berichtete der Berliner Buchhändler, dass er von dem Musenalmanach nur einen Bogen gesehen, »Alexis und Dora« mit Vergnügen gelesen habe, und fuhr fort: »die hinterher folgenden Epigramme, wenigstens die zwölf auf Reichhardt konnten mir wahrhaftig kein Vergnügen machen. Gott behüte, wie sind die grob! Ein gewisser grosser Mann, von dem sie ohne Zweifel herrühren, ist in Allem gross, selbst in der Grobheit. Ich höre von einer guten Freundin, die den Schillerschen Musenalmanach schon ganz

kennt (durch Herrn von Humboldt, dem Goethe ihn bogenweise geschickt hat), dass man in der Gesellschaft, wo daraus vorgelesen worden ist, auch über die andern Epigramme gegen Nicolai u. s. w. sehr den Kopf geschüttelt hat. Man fällt hier über Goethe ziemlich allgemein (nur die Clique seiner Anbeter ausgenommen, die sogar sein Märchen in den Horen himmlisch finden) das Urtheil, der viele Weihrauch habe ihn schwindlig gemacht und er erlaube sich nun Dinge, die man auch nicht ungeahndet sollte hingehen lassen.« Am 8. November berichtet Sander aufs Neue: Freilich habe auch ich nun die Xenien gelesen, doch bei Weitem nicht alle verstanden. Nicolai hat darüber gesagt: »Goethe und Schiller hätten durch ihre Hexameter etwas riskiren und die schöne Welt an diese Versart gewöhnen können, aber wohlgezogene Leute, die den Almanach lesen, würden, wenn sie an die Xenien kämen, geschwind noch einmal nach dem Titel sehen, ob nicht *Furienalmanach* darauf stehe«. Wen ich noch darüber gesprochen habe, äussert Indignation; höchstens ein paar Frauenzimmer ausgenommen, die mit der Sprache nicht herauswollen, weil sie Goethe persönlich kennen, und nicht gern an das Geständniss gehen, dass auch er sich einmal vergessen habe. Nicolai wird, soviel ich merke, schweigen, und am besten wäre es wohl, man thäte es allgemein; so würde die hässliche Sache desto eher vergessen«. Am 20. December dankt er für den schönen Brief Jacobs und fährt fort: »Alles, was ich von ihm sehe, verräth mir den denkenden Kopf und den guten Menschen. Kennt Schiller ihn näher und hat ihn doch angegriffen, so möchte ich nicht er sein, und wenn ich auch alle seine Talente bekommen sollte. Herr Unger in Berlin wird sich bei der Horen-Clique schlecht insinuirt haben. Er hat die Recension des Schillerschen Musenalmanachs aus der Hamburger Neuen Zeitung auf einem einzelnen Bogen abdrucken lassen. Auch Herrn Carl Spener mag der Himmel gnädig sein! Der hat über seine Schmidts Gedichte oder Kalender der Musen und Grazien in die Trompete gestossen und dabei von Ultra-Revolutionairs in der Litteratur gesprochen. Er bekommt gewiss im nächsten Jahre auch ein paar Xenien.« Erst am 7. Februar 1797 kam Sander wieder auf die Almanache zurück. Er schrieb: »Nicolais Anhang zu Schillers Musenalmanach haben Sie wohl schon gesehen. Ich hatte schon vor acht Tagen ein Exemplar, ehe er das Büchelchen öffentlich ausgab, und war schon Willens es Ihnen zu schicken. Nicolai ist wieder eine Wortmühle gewesen, aber bei dem Allen wird die Schrift G. und S. doch wohl nicht gleichgültig sein. Den ersteren muss, denke ich, die Anecdote von Bürger verdriessen, wenn er nicht über alle Scham hinaus ist, und den letzteren die Kritik seiner Fabel »der Fuchs und

der Kranich.« Freilich hätte Nicolai diese Kritik um die Hälfte kürzer machen können, aber wahr bleibt sie trotz dem Allen. In den hiesigen Zeitungen sehe ich auch *Parodieen* der Xenien angekündigt; ich habe sie indess noch nicht gesehen. Sie sollen von einem Halberstädtischen Dichter sein. Nur um des Himmels willen nicht von Gleim! Was hätten Goethe und Schiller da für Gelegenheit zu lachen. — Von einer Freundin, die mit der schönen Marianne Meyer, Correspondentin des Herrn von Goethe, in Verbindung steht, weiss ich, dass Schiller die starken Sachen, die über die Xenien zum Vorschein kommen, nicht mit Gleichgültigkeit aufnimmt. Goethe, Humboldt und was sonst noch viel um ihn ist, haben genug zu thun, ihn zu beruhigen und zu erheitern. So muss er denn doch mehr moralisches Gefühl haben als Herr von Goethe. Ohne Zweifel haben Sie auch Reichhardts Erklärung im X. Stück seines »Deutschland« gelesen. Wenn Schiller dazu still schweigt, so kann doch jeder Rechtschaffene nicht umhin, ihn zu verachten. Aber die Xenie für Reichhardt: »Gar jämmerlich, Freund, bindest du Wort und Begriff«, ist bei dem Allen wahr. Das zeigt eben diese Erklärung. Habe ich doch lange nichts so übel Zusammengeflicktes gesehen.« Am 28. Februar kommt er auf Nicolais Gegenschrift zurück und bemerkt, dass sie in Berlin wenig Aufsehen gemacht habe. »Aber welch ein Publikum«, so fährt er fort, »unser liebes deutsches! Die Xenien erleben in einem halben Jahre 3 Auflagen, von denen die erste doch gewiss nicht schwach gewesen sein wird. Welchem andern Buche ist es schon so gut geworden!« Am Schlusse desselben Briefes meldete er, dass Jenisch ihm seine Parodieen auf die Xenien gebracht habe, und versicherte, dass diese Goethe und Schiller nicht verdriessen werden.

Ausführlicher handelt er von einer andern Schrift. Am 21. März 1797 berichtet er: »Da ist ja schon wieder etwas gegen die Xenien zum Vorschein gekommen: Mücken-Almanach für das Jahr 1797, oder: »Leben, Thaten, Meinungen, Schicksale und letztes Ende der Xenien im Jahre 1797« bei einem ungenannten Verleger.[1] Als ich heute nach Tische ein wenig darin blätterte, fielen mir gleich ein paar Distichen ins Gesicht, die sich auf Goethes Bekanntschaft mit Berlinischen Jüdinnen zu beziehen scheinen.« Am 25. März kommt er auf den Almanach zurück: »Hat man bei Ihnen keine Vermuthung, von wem der Mücken-Almanach sein kann? Hier thut er dem Goethe-Club[2] sehr weh. Alles zusammengenommen

[1] Als Druckort ist Pest angegeben.

[2] Ueber den s. g. Berliner Goethe-Club s. Mücken-Almanach S. 103 bis 114. Zu den dort stehenden Distichen sind durchgehends Verse aus dem Schillerschen Almanach verwendet, welche die Berliner auf sich deuten. Der Vers »Eine beinahe« im M. A. 1796, S. 244.

sehe ich nun, dass die Ausfälle einer Gesellschaft gelten, die Madame Herz, Frau des jüdischen Arztes und Philosophen, noch vor Jahr und Tag alle Mittwoch regelmässig hielt, die aber jetzt eingegangen ist. Madame Herz ist ein schöner Kopf auf einem unförmlichen Rumpfe. Dieser Rumpf war aber vor 12 Jahren, als Goethe sich einmal in Berlin aufhielt, nicht unförmlich. Madame Herz bekam daher von Goethe Besuche und ist seitdem seine geschworene Verehrerin. Sie werden in dem Mücken-Almanach finden: »Eine beinahe zu gross, eine beinahe zu klein.« Das sind die Herz und die kleine Rahel Levi. Die beiden Jüdinnen im Carlsbade kennen Sie schon; eben diese Rahel und die schöne Marianne Meyer. Mein Freund Euchel will mir mehr von dem freilich oft sehr dunklen Distichen deuten.« Am nächsten Posttage, dem 28. März kommt er wiederum auf den Almanach zurück. (Nur diese letztere Stelle ist bereits im »Neuen Reich« 1876, Band II gedruckt, muss aber der Vollständigkeit wegen hier noch einmal mitgetheilt werden.) »Ueber den Mücken-Almanach hat man hier eine Vermuthung. Er ist wahrscheinlich in Neu-Strelitz bei Michaelis, einem Juden, dem Verleger des Schillerschen Musen-Almanachs für 1796 herausgekommen, und in diesem Falle lässt es sich nicht ohne Grund vermuthen, dass er von einem jetzt in Strelitz wohnenden Herrn Krüger sein müsse. Dieser Krüger ist, wie ich höre, bei seinem ehemaligen Aufenthalte in Berlin zwar kein Mitglied des Goethe-Clubs gewesen, hat aber bei Madame Lemos, Mutter der Madame Herz, im Hause gewohnt, und ihn dadurch sehr genau kennen lernen.« Viele Monate schweigt Sander seitdem über diese Angelegenheit, die allmählich im Sande verlief. Merkwürdig ist nur noch folgende Notiz im Briefe vom 25. November 1797: »Interessant ist Ihnen ja wohl noch die Anecdote, dass man dem verstorbenen König (Friedrich Wilhelm II.) auf seinem Todtenbette unter Anderem auch Schillers neuesten Musen-Almanach vorgelesen hat; auch den vorjährigen muss er gelesen gehabt haben. Als die Frau von der Recke im vorigen Winter hier war, fragte Friedrich Wilhelm II. bei Hofe, wo er sie sprach: »Wo logiren Sie denn?« »Bei meinem alten Freund Nicolai.« »Den haben ja Schiller und Goethe übel mitgenommen.«

Es wäre überflüssig, diese leicht hingeworfenen, klatschsüchtigen und übelwollenden Berichte mit Erläuterungen zu beschweren. Einzelnes Wenige ist in den Anmerkungen gesagt worden. Auch ist es schwerlich nöthig, alle kleinen Irrthümer zu berichtigen. Der Kundige sagt sich allein, dass Goethe nicht vor 12 Jahren, sondern vor 18 in Berlin war und dass er damals nicht Henriette besucht haben kann — sie war damals 14 Jahre alt und noch gar nicht verheirathet u. a. m. Aber als Stimmungsbild gewisser Kreise ist die Darstellung nicht übel.

Sonst ist im Allgemeinen die Sandersche Correspondenz (2 dicke Bände mit 205 vier- bis zehnseitigen Briefen) arm an Nachrichten über Goethe, wenn man von vielem Klatsche absieht. Was für den Goethe-Sanderschen Briefwechsel etwa herauskommt, ist G.-J. XV, S. 285 ff. notirt. Im Allgemeinen muss man bedenken, dass Sander, ohne unbedingter Goethianer zu sein, doch dem wüsten Geschimpfe abhold war. Mit Merkel entzweite er sich deshalb; und Kotzebue suchte er, wiewohl vergeblich, zur Mässigung zu bewegen. Uebrigens mag darauf hingedeutet werden, dass die Hinweisung auf Sanders Schenklust (»Der neue Alcinous« V. 28) ein Zug aus der Wirklichkeit ist. Ausser Büchern schickte er alljährlich Teltower Rüben und Fische, an denen ausser Böttiger, Kirms, Ludecus, gelegentlich auch Wieland und Frl. von Göchhausen theilnehmen sollten. Dafür wurde er manchmal von Böttiger mit Fasanen regalirt; wegen einer solchen Sendung kam es fast einmal zwischen den Freunden zum Krach, weil — A. W. Schlegel ein solches Thier zu verspeisen geholfen hatte. L. G.

---

6. *Die schwimmenden Inseln im Megaprazon.*

So viel ich sehe, ist noch nicht bemerkt, dass Goethe für sein wunderliches Fragment »Die Reise der Söhne Megaprazons« den alten Socialroman von Morelly ‚Naufrage des Isles flottantes, ou Basiliade du célèbre Pilpai, Poëme héroïque Traduit de l'Indien par Mr. M****** A Messine MDCCLIII' 2 Bde., benützt haben kann. Das Werk dieses Socialisten (vgl. Hettner 2, 519) erregte bei seinem Erscheinen sofort die Aufmerksamkeit der Züricher; Bodmer vermuthete Montesquieu als Verfasser; er oder Wieland kündigten 1753 eine neue Basiliade an; einige Jahre später erwähnt Wieland das Buch wiederholt und empfiehlt Zimmermann die Lectüre dringend. Es stand in Wielands Bibliothek und hat ihm gewiss für seine Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, vielleicht auch für den Goldenen Spiegel, Einiges gegeben: die Schilderung des Lebens der »Kinder der Natur« im ersten Gesang musste ihn locken. So scheint es mir nicht ausgeschlossen zu sein, das Goethe das prosaische Poëme héroïque kannte und sich seines zweiten Theiles erinnerte, als er einen Seereiseroman politischen Inhalts zu schreiben unternahm.

Der Grundriss von Morellys Werk hat zwar mit Goethes Reise der Söhne Megaprazons nichts gemein. Der Fürst der Kinder der Natur, des Reiches der Wahrheit, erfährt durch zugereiste Seefahrer von den culturellen Verhältnissen der

schwimmenden Inseln, die vom Reiche der Wahrheit einmal abgetrennt wurden und auf denen die Laster, wenn auch nicht schrankenlos, herrschen; er wird dahin entführt, seine Entführer leiden Schiffbruch, er, mit einem Freunde allein gerettet, besichtigt die Insel, an die der Sturm ihn geworfen. Die Wahrheit, die der Meeresgöttin und den Winden befiehlt, vernichtet die bösen Inseln. Der Fürst tritt die Heimreise an. Eine Handlung im poetischen Sinne bietet Morelly nicht; der Versuch, seine erzählten Theorien durch ethische Allegorien zu poetisiren, reichte für Wielands und Goethes Zeit nicht mehr hin. Das Motiv jedoch der schwimmenden Inseln, die zwar einen gemeinsamen Gott l'Interêt haben, sonst aber mannigfach verschieden sind, scheint Goethe hier aufgenommen zu haben, und überhaupt vielleicht die Idee, Inseln als Sitze verschiedener politischen Einrichtungen darzustellen. Ich würde diese Vermuthung nicht aufstellen, wenn nicht einige Einzelheiten sie stützten.

Goethe erzählt von zwei Inseln (Werke 18, 367 ff.); auf einer wachsen köstliche Früchte und Gemüse, auf der andern wenig und das wenige wird von bösen Geistern (die ein Rest der Lasterpersonificationen Morellys sein mögen) zerstört; auf der einen ist alles grün und verheisst Wohlleben, die andere zeigt nur Steinmassen. Aehnlich contrastirt Morelly l'Isle stérile und l'Isle des Plaisirs. (Bd. 2, S. 129 f.) ‚Une de nos Isles . . . est située assez près [auch Goethes Inseln liegen sich nahe] de celle qui porte le nom de Stérile; on la nomme l'Isle des Plaisirs; nos Sages l'appellent l'Isle de la Frivolité et de la Licence . . . . au contraire de celle dont le terrain cendreux [vgl. Goethe 379, 26] est sec et aride, le sien doit être extrêmement gras et fertile; aussi produit-il des fruits fort délicieux et des plantes agréables' . .

Goethe erzählt ferner von schwimmenden Theilen der Insel der Monarchomanen (Werke 18, 380); einer hat eine steile Küste mit Palästen, Mauern und Gärten; einer trägt die Residenz, in der (nach S. 377 f.) alle Künste vereinigt waren, felsenartige Mauern, alle Tempel der Götter, wie für Riesen erbaute Gipfel und Zinnen zu bilden; der dritte war Ebene und fruchtbarer Boden. Nun sagt Morelly 2, 32: ‚Ce n'est qu'un misérable ramas d'Isles qui n'ont aucune stabilité, perpétuellement agitées par les vents et les tempêtes [auch davon spricht Goethe bei seinen schwimmenden Inseltheilen] . . . on dit qu'elles furent autrefois séparées d'un riche Continent par la colére du Ciel.' Dann S. 34 f.: ‚Je remarquai d'abord que partout on avoit érigé des Temples et des Autels, tous à peu près de même forme, à une Divinité monstrueuse. Figurez-vous . . . un Géant d'une grandeur enorme . . . .' S. 55 ‚Une de nos principales Isles mobiles . . . est un vaste Terrain

circulaire, qui environne un grand lac, au milieu duquel est une autre petite Isle, environnée elle-même de plusieurs enceintes de terres, séparées les unes des autres, par des eaux larges et profondes . . . Les plus entérieures de ces enceintes s'élévent par dégrés les unes au-dessus des autres: le terrain en est aussi par dégrés plus riche et plus fertile. [vgl. Goethe 378, 13: Terrassen, Fruchtbarkeit] . . . . Le plus extérieur de tous ces cercles est le plus stérile et le plus bas [davon passt nur das letztere auf Goethes dritten Theil der Insel] . . . Les Habitans y sont misérables et le travail le plus pénible leur fournit à peine chaque jour une très-chétive subsistance' [Goethes Landvolk].

Auf diesen Inseln ist nach Morellys Gesang 8 der Monarchismus ausgebildet; daher mag Goethe die seine zum Sitze der Monarchomanen gemacht haben. Und endlich ist noch zu beachten, dass der Tempel der Wahrheit bei Morelly 2, 203 besprochen wird, was bei Goethe die Erinnerung an das Gemälde des Kebes 503, 4 ausgelöst haben mag.

Ich sehe recht wohl, dass diese Aehnlichkeiten nicht zwingend genug sind, um Goethes Abhängigkeit von Morelly zu beweisen. Aber so lange nichts genauer Stimmendes als Anregung für Goethes sonderbare Vorstellungen aufgefunden ist, mögen sie bei dem Zusammentreffen von Motiv und Idee und mancher Einzelheit immerhin der Beachtung werth sein.

Bernhard Seuffert.

---

7. *J. M. Tesdorpf.*

Unter den Altersgenossen, die mit Goethe während des öfteren Aufenthaltswechsels der Vorweimarer Zeit zufällige, aber deshalb keineswegs oberflächliche Beziehungen anknüpften, befinden sich manche sehr interessante Persönlichkeiten, die dann wieder unseren Blicken entschwinden, ohne damit ihre Rolle ausgespielt zu haben. So weit sie nicht in »Dichtung und Wahrheit« unmittelbar vorkommen, übergeht sie Loepers gründlicher Commentar dazu ebenso wie Düntzers des unermüdlichen Detailnachforschers. Ein solcher Mann ist Johann Matthäus Tesdorpf, im selben Jahre wie Goethe geboren und hochbejahrt 1824 gestorben. Er gehörte dem althanseatischen Geschlechte an, das seit Jahrhunderten Hamburg und Lübeck eine Reihe Bürgermeister und Senatoren gegeben hat. Die 1887 durch Oscar Tesdorpf herausgegebenen, durch viele Familienmitglieder mit authentischem Material unterstützten »Mittheilungen über das Tesdorpfsche Geschlecht« — eine gerade durch die Ungeschminktheit ihrer Form wirksame moderne

Familienchronik — berichten über ihn S. 78—84 u. S. 122—128 ausführlich, nachdem schon der »Neue Nekrolog der Deutschen« Bd. X, S. 232—241 einen Lebensabriss geliefert hatte. Auf seine nicht alltägliche Persönlichkeit wies neuerdings Cajus Möllers Aufsatz: »Zu Bürgers hundertjährigem Todestage«, I., in der »National-Zeitung« 47. Jahrg. Nr. 346 (8. Juni 1894) hin. Wir heben diese Stelle aus, einmal weil Tesdorpfs Art und Schicksal darin kurz umschrieben ist, sodann wegen der Namensform: »Bürger muss übrigens auch in den Zeiten seines jugendlichen Leichtsinns persönlich sehr gewinnend gewesen sein; auch seine nicht dichterischen Freunde hingen mit grosser Ausdauer an ihm; es macht einen rührenden Eindruck, wie ihm sein Lübecker Studienfreund Johann Matthaeus Tensdorpff, der dann auch Goethe in Frankfurt a. M. besuchte, ein Stück Rauchfleisch schickt, weil unser lieber Bürger dies immer so gern gegessen habe; vielleicht eine anständige Form für eine Unterstützung. Dieser Tensdorpff stieg im Leben hoch und starb als regierender Bürgermeister seiner Vaterstadt kurz vor der französischen Erstürmung derselben im Feldzuge von 1806; auf seiner Marmorbüste in der Lübecker Marienkirche stehen die Worte: ‚honeste, pie, prudenter'«. Vgl. Allg. dtsch. Biog. 37, 586 f.

Die Schreibung Tensdorpff möge nun hier nicht bloss deshalb corrigirt sein, weil wir dem Citate des netten Möllerschen Aufsatzes in etlichen Bibliographien begegnet sind und sie sich sonach leicht fortpflanzen kann. Wundert man sich auch, gerade bei Dr. Cajus Möller ein solches Versehen zu treffen, der geborener Schleswig-Holsteiner ist und eine »Geschichte Schleswig-Holsteins« (1864) veröffentlicht hat, so schwankt die Orthographie des Familiennamens thatsächlich, wie die Notizen auf S. 175 der genannten »Mitteilungen« belegen; ff findet sich mehrfach, nie aber ein n. Die mir nach Person bekannten Angehörigen des Hauses in Leipzig, München, Karlsruhe folgen der von mir gebrauchten Form durchgängig wie die in den Hansastädten ansässig gebliebenen. Zu J. M. Tesdorpfs Beziehungen zu Goethe vergleiche man die »Mittheilungen« S. 80, ferner ebd. S. 81 — S. 79 wird ein grosses Brustbild reproducirt — den Brief Goethes an Bürger vom 12. Februar 1774, worin von dem »Freunde Destorp« gesagt wird: »Mein Herz ist mir über der holden Seele aufgegangen« Briefe, Weim.-Ausg. II, 146, im übrigen schlage man noch bei Strodtmann, Bürger-Briefe I, S. VIII, 43, 46, 52 f., 55, 66, 77, 102, 112 (194 jener Briefe) nebst dem Register nach. Von späterer Verbindung des ein Jahr vor dem Tode in seiner Vaterstadt seitens der gesammten Bürgerschaft hochgefeierten Mannes zu Goethe ist nichts bekannt. Ludwig Fränkel.

8. Zu Goethes Briefen an Schadow.

Die grösseren, bisher ungedruckten Briefe Goethes an Schadow habe ich in Westermanns Monatsheften (1894. Oct.) abdrucken lassen. Der Vollständigkeit halber seien den dort mitgetheilten vier kleine aus derselben an jener Stelle benutzten Quelle (Schadows Nachlass in der Königl. Berliner National-Gallerie) geschöpfte Zettel hier angereiht. Sie sind, ebenso wie die früher abgedruckten Briefe dictirt, nur die Unterschrift und das davorstehende Respectwort ist eigenhändig. Die Briefchen lauten:

1) Der kunstreiche Hofmedailleur Hr. Loos hat bei allen Gelegenheiten kleine Schaumünzen geprägt, von welchen man Musterstücke wünscht und zwar von den kleinsten an. Die Absicht ist, Kinder bey ihren Fortschritten durch ein solches Geschenk zu erfreuen. Diese Musterstücke können sich auf einige Thaler Werth belaufen. Weimar 11. Juni 1816. Goethe.

2) Ew. Wohlgeb. erhalten hiebey ein Kästchen mit aussenstehender Signatur. Es ist darin ein kleines Gypse Bild enthalten, ich wünsche, dass solches glücklich anlangen möge. Weimar 16. Juni 1816. Goethe. (Schadow bemerkte darunter 26. Juni: »kann höchstens drei Thaler Werth haben.«)

3) Ew. Wohlgeb. danke ergebenst für die Sendung und werde von dem Briefe des Herrn v. Preen sogleich Gebrauch machen. Wollten Sie mir nur mit Wenigem anzeigen, wie weit Sie mit der Arbeit selbst vorgerückt sind, damit auch dieses Punktes Erwähnung geschehe. Für alle Bemühungen, die sie meinetwegen unternehmen wollen, höchlich dankbar und verbunden. Nicht mehr für diesmal. Ergebenst Goethe. Weimar 29. Januar 1817.

4) Ew. Wohlgeb. vermelde nur mit wenigen Worten, dass die sehr wohlgerathenen Abgüsse angekommen sind und mir viel Vergnügen machen, die Auslagen deshalb sollen gleich wieder erstattet werden, ich sende das Geld mit der rückkehrenden Zeichnung. Ich und mein Sohn wünschen alles häusliche Glück der neuen Verbindung; letzterer ist überzeugt von dem Antheil, den Sie an der seinigen nehmen. Mehr nicht für diesmal damit der Brief gleich abgehe. Weimar 28. Febr. 1817. Ergebenst Goethe.

Einige Worte des letzten Zettelchens, die sich auf Augusts Vermählung und Schadows zweite Heirath beziehen, sind bereits Westermann a. a. O. S. 90 fg. mitgetheilt. Mit diesen Nachträgen ist das mir bekannte Material der Briefe an Schadow erschöpft.

L. G.

9. *Ungedrucktes aus Autographencatalogen.*

Der Albert Cohnsche Catalog (Auction Berlin 20./22. Mai) verzeichnet 2 französische Briefe Goethes im Auftrag des Herzogs geschrieben, 29. October 1802, 1. Februar 1803; einen ungedruckten Brief an das Weimarische Industrie-Comptoir, 5. Februar 1810, den Druck der Stanzen »Die romantische Poesie« betr., ferner einen ungedruckten Brief, vermuthlich an Voigt, Carlsbad 18. Juli 1807, aus dem ich die im Catalog gegebenen Auszüge, nebst den dort gebrauchten Zwischenbemerkungen hier folgen lasse.

»Nach Herrn Professor Fernows Anleitung sende Ew. Excellenz das an Serenissimus gerichtete Schreiben durch den Kutscher zurück. Serenissimus sind den 14ten in der Nacht auf eine von H. Verlohren erhaltene Staffette nach Dresden gereist.. Höchstdieselben waren bey gutem Befinden und guter Laune . . . Alle Welt ist gespannt auf Nachrichten von Dresden«.. Darauf folgen persönliche Nachrichten. Die Cur bekommt ihm nach der von Dr. Kappe vorgeschriebenen Lebensweise ganz besonders wohl, er würde niemals wünschen, sich besser zu befinden als jetzt, doch fühlt er sich vor Rückfällen nicht sicher. »Es ist mir so lange schlecht gegangen, dass ich gar nicht den Muth habe ein dauerndes Gute zu hoffen . . . Der alte Müller begleitet mich wie vormals. Er ist noch eben so gut zu Fuss wie vor zwanzig Jahren und spricht immer von der Zukunft für die er zusammenträgt. Sollte nicht ein solches Beyspiel auf den Geist eben soviel Wirkung ausüben als die Brunnen auf den Körper?« Es folgen Mittheilungen über seine geognostische Sammlung. »Titius von Dresden und Sulzer von Ronneburg nehmen einigen Antheil an diesen Dingen; doch nicht soviel als ich wünschte. Natürlich hat jeder seine eigene Ansicht und sein eigenes Interesse«.

Nach einer Stelle in diesem Briefe hat Goethe schon vorher mehrmals an diesen Correspondenten aus Karlsbad geschrieben, bei Strehlke ist aber kein Brief aus dieser Zeit verzeichnet, der an ihn gerichtet sein könnte.

Ferner berichtet der Catalog von einer ungedruckten Eintragung Goethes (Weimar 17. Juni 1782) in das Stammbuch des G. W. Chüden, in das sich auch viele andere Berühmtheiten aus Weimar, Jena, Göttingen eingeschrieben haben. Das interessanteste Stück ist aber ohne Zweifel das in der Weim. Ausg. IV, 361 fg. u. d. T. »Mädchens Held« unter die »Goethe zugeschriebenen Gedichte zweifelhaften Ursprungs« verwiesene Gedicht. Diese Verweisung erfolgte, weil Goethe im Briefe an Kanzler Müller (22. Juni 1827, G.-J. XIII, 191) es als nicht von ihm herrührend bezeichnete. Das Gedicht, von dem früher nur 6 Strophen bekannt waren, seit 1870: 8

(so auch in der W. A.) liegt hier in Goethes Handschrift vor, freilich nur mit 7 Strophen. Sie bietet in Str. 2, 4, 5 abweichende Lesarten.

Ueber das Gedicht selbst vgl. G.-J. XIII, 188 ff. und die dort verzeichnete Literatur. Ueber die Handschrift entnehme ich dem Catalog Folgendes:

»Die vorliegende Handschrift ist diejenige, welche Goethe im Jahre 1816 an Zelter sandte (siehe Zelters Brief an Goethe vom 16. Dec. 1816), denn am Fusse der zweiten Seite steht von Zelter geschrieben »Goethes Hand« und darunter »Aus Zelters Nachlass zum Geschenk erhalten. Dr. Johann Jacoby. Königsberg in Pr. 1845.« — Nun erklärt sich auch, warum Zelter, der das Gedicht 1827 in seiner Sammlung »Sechs deutsche Lieder für die Altstimme« mit der Ueberschrift »Mädchens Held«, jedoch mit starken Abänderungen veröffentlichte, die letzte gegen Wieland gerichtete polemische Strophe fortliess. Dies geschah nicht, weil, wie bisher angenommen wurde, der Musiker damit nichts anfangen konnte, sondern einfach weil das ihm vorliegende Manuscript Goethes, eben das unsrige, diese Strophe gar nicht enthielt. Goethe selbst hat sie fortgelassen, vielleicht weil er über 50 Jahre nach Abfassung der Dichtung keinen Anlass haben konnte, gegen Wieland, der längst nicht mehr am Leben war, polemisch aufzutreten«.

L. G.

10. J. G. Schlosser über Goethe 1772.

Schlosser schreibt an Gleim, Frankfurt, 25. Februar 1772: »Die hiesige Zeitung muss wohl durch Cassel schon in Ihren Gegenden seyn. Sie hat wirklich Vorzüge, aber ich fürchte sie wird bald manchen Anfall leiden müssen. HE. Merk den ich unter die Zahl meiner Freunde rechnen darf ist ein vortreffl. Mann. Er läst sich seine Arbeit sauer werden; und wird viel gutes stiften, wenn er ganz den Mann dem Buch das er recensirt unterscheiden lernt. — Ich werde zu Ende dieser Woche nach Darmstadt gehen um ihn zu sehen und einige Tage bey ihm zu leben. Ein junger Freund von mir der sehr viel verspricht, und der mir durch seine ernste Bemühung seine Seele zu reinigen ohne sie zu entnerven auserordentlich ehrwürdig ist, wird mit mir gehen.«

Dass mit diesen schönen Worten Goethe gemeint ist, geht aus dem Briefe von Karoline Flachsland an Herder vom 9. März 1772 (Aus Herders Nachlass 3, 196) hervor, in dem es heisst: »Ich habe vor einigen Tagen Ihren Freund Goethe und Herrn Schlosser, von dem ich Ihnen schon geschrieben,

kennen gelernt. Sie haben Merk besucht auf etliche Tage und wir waren zwei Nachmittage und auch beim Mittagessen beisammen.« Gleim war in Darmstadt wohl bekannt durch seinen Besuch vom Juni 1771; dass er auf seiner Reise auch Goethe bei Johann Daniel von Olenschlager kennen gelernt habe, wie er an Heinse schreibt (Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse 1, 202), ist ein Irrthum seinerseits, denn Goethe blieb bis Ende August in Strassburg.

Carl Schüddekopf.

11. Karl Matthaei über seinen Besuch bei Goethe 1782.

Den 9. November 1782 schreibt Goethe an Frau von Stein: »Mattei wird bei mir essen. Nach Tisch suche ich dich.«

Matthaei war im September des genannten Jahres von seiner Herrin, der schönen Frau von Branconi, nach ihrem Gut Langenstein bei Halberstadt entsendet worden, um dort allerlei Geschäfte in ihrem Auftrage zu erledigen. Auf dem Rückwege kehrte er, theilweise auch auf seiner Gebieterin Veranlassung, an den herzoglichen Höfen zu Braunschweig, Dessau und Weimar ein. Am 18. November traf er nach zehnwöchentlicher Abwesenheit wieder bei Frau von Branconi in Strassburg ein; tags darauf zeigte er Lavater seine Heimkehr an.[1]

In diesem noch ungedruckten Briefe an Lavater vom 19. November 1782 erzählt Mattei dem Züricher Freund von seiner Reise, und insbesondere berichtet er ihm über seinen Aufenthalt in Weimar Folgendes:

»In *Weymar*, einen Mittag von 4 Stunden bey dem kraftvollen Menschen, ganz und nichts halb und nichts klein in allem was ihn umgiebt und von ihm ausgeht — bey Göthe — der von Geschäften überhäuft, alles was — geschieht — dirigirt, und der mich indess mit *der* Freundschaft aufnahm die nur Männern zukömt. Ich war unendlich wohl bey ihm: Deinem Pilatus giengs nicht so wohl; dass er mit Dir Berge versezen will, habe ich nicht nöthig Dir zu sagen, so wahr schätzt er Dich.

Bey der Herzogin Louise die viel von Deinem Einmahl Eins[2] wissen wolte, von allen Deinen häuslichen und litterarischen Umständen, und die ich in Deine Seel sah und sprach.

[1] Die Quellen zu diesen Angaben siehe Heinrich Funck, die Wanderjahre der Frau von Branconi, in Westermanns Monatsheften, November 1895, 173.

[2] Ueber Lavaters Manuscript »Wahrheit und Klarheit«, ein »Einmaleins der Menschheit«, vgl. Pfenninger an Röderer, Zürich den 10. Juli 1782 und Pfenningers Circular-Schreiben, Zürich den 29. August 1782, Alsatia, hrsg. v. Stöber, 1868—1872, 112, 115. Lavater an Schlosser, Zürich d. 7. Oct. 1786, Heinrich Funck, Briefwechsel zwischen Hamann und Lavater, Altpreuss. Monatsschrift XXXI, 1894, 27². Goethe-Jahrbuch XVI, 217.

Um den Herzog bin ich gekommen. Da ich ihn zu sehen verlangte, konnt er nicht, glaubte ich würde den andern Tag bleiben; da er abends das Gegentheil erfuhr, schickte er zu halben Stunden immer zu mir, ich vermuthete mir dies nicht, war weg ohne zu sagen wohin, und so solts nicht zusammenkommen, so gerne ich es gewünscht hätte. Von der ganzen Schaar Schriftsteller alda hab ich keinen gesehen.«

HEINRICH FUNCK.

12. Maria Mnioch und ihre Urtheile über deutsche Dichter, besonders Goethe.

Die Urtheile auch der geringeren Zeitgenossen über unsere grossen Dichter sind von Werth, wenn sie das Grosse mit reinem Gefühl und Sinn auf sich wirken liessen. Zu diesen gehörte Maria Mnioch, geb. Schmidt. Ihr Gatte Johann Jakob Mnioch, der Freund Zacharias Werners,[1] der, ohne jede Neigung zu mystischer Schwärmerei, sich doch den Häuptern der älteren Romantik geistesverwandt fühlte, machte im ersten Band seiner 1798 erschienenen auserlesenen Schriften einige Gedichte und Aufsätze seiner im 21. Lebensjahre verstorbenen Gattin bekannt. Sie fanden die Theilnahme Herders nicht bloss, weil er Mnioch und dessen Schriften zugethan war. Denn ihn fesselte die Art, wie sich hier eine gute Frau innig und unbefangen über Gegenstände äusserte, die innerhalb ihrer Bildung und Thätigkeit lagen. Er lobte die zarte weibliche Hand in ihrer Zeichnung, die Harmonie ihres Wesens, den naiven Ausdruck ihrer Gedanken. Von den Proben, die Herder anführt, stehe hier nur das »Lied, zu singen im Kreise der allzu kühnen Weltreformatoren«:

Solo: Ihr strebet und ringet zum Ziele der Menschheit,
Doch selten aus Liebe fürs herrliche Ziel.
Ihr strebet und ringet aus Dünkel und Ehrsucht,
Und tretet zu Boden —
Was neben euch in gleicher Würde stand.

Chor: Ach, wozu empfinget ihr Herzen,
Menschen, wenn ihr euch nicht liebt!

Solo: Von diesen Altären der menschlichen Hoheit
Steigt Jammer und Klage der Menschen empor.

[1] Werner nannte Mnioch einen »grossen Dichter und Religiosen«. Ueber Mnioch s. Allg. Deut. Biographie XXII, S. 36 f. vom Verfasser dieser Zeilen; vgl. Felix Poppenberg, Zacharias Werner, Berlin 1893. S. 15. Herder über Mnioch 1787; vgl. »Von und an Herder« I, 125 f.

Empor zu den Sternen! — Dort sollen sich freundlich
Und brüderlich grüssen
Der Priester und sein blutig Opferthier.

Chor: Ach, wozu empfinget ihr Herzen,
Menschen, wenn ihr euch nicht liebt!

Die folgenden Strophen führen den Inhalt fort. »Ein Lied für unsere Zeiten!« ruft Herder aus. Im übrigen sollte nach der Idee der Verfasserin nur der Chor ein eigentlicher Gesang, das Solo hingegen eine Art von melodischem Recitativ sein.

Zur Kennzeichnung ihres Wesens, das die Poesie des häuslichen Lebens tief empfand, stehe hier noch der Anfang eines von Herder noch nicht gekannten Gedichtes, das leider Fragment geblieben ist, in daktylisch-trochäischen Versen: Auf ein neugebornes Kind.

Haben wir doch ein Bette dir bereitet,
Wo du ruhiger schlafen kannst, Geliebtes,
Ins unruhige Leben, als dein grosser
Himmlischer Freund, den ach! die bange Mutter
Kaum auf Stroh in der Krippe betten konnte! —
Wär' auch das nicht, o! hier sind ja Arme,
Vater- und Mutter-Arme, hier ein Busen
Und ein Schoos zur Nahrung und zur Ruhe.

Maria Mnioch hatte bei ihren Aufzeichnungen nie an die Oeffentlichkeit gedacht. Ich fürchte, sagte sie zu ihrem Gemahl, wenn ein Fremder diese Versuche sähe, dass man mich vielleicht für ein literarisches Frauenzimmer hielte. Sie aber wollte nichts als eine bescheidene Hausfrau sein und schrieb nur in einsamen Stunden und nur gelegentlich, wenn ein Gedanke oder eine Empfindung sie zum Aussprechen nöthigte. Herder nannte sie in seiner Anzeige[1] eine jungfräulich-mütterliche Carita und wünschte am Schluss, dass Mnioch, von den Plagegöttinnen Krankheit, Sorge und Gram befreit, durch eine Nachlese aus den Papieren der Verstorbenen ihr ein rühmliches Denkmal stifte. Ein Jahr darauf erschienen in Wielands »neuem teutschen Merkur« von Maria Mnioch die »Skolien oder Tafelgespräche und Liedchen.« Dazu machte Wieland die Anmerkung: »Es giebt ganze Provinzen in Deutschland, wo die uralte Sitte des fröhlichen Tafel- und Rundgesanges zu den Unschicklichkeiten gezählt wird. Dort würden selbst die Musen, die beim Gastmahl der Olympier sangen, als freche Bänkelsängerinnen zur Thür hinausgewiesen. Für diese dichtete

[1] Sämmtl. Werke. Zur schönen Lit. und Kunst, 20, 362—370. Stuttgart 1830. 16°.

Maria Mnioch nicht.« Herders Wunsch aber erfüllte der Gatte bald: im Jahre 1800 erschienen in Görlitz »Zerstreute Blätter, beschrieben von Maria Mnioch geb. Schmidt, gesammelt und herausgegeben von J. J. Mnioch« (zweite unveränderte Auflage, 1821).

In dieser Sammlung sind ausser den von Herder und Wieland gerühmten Gedichten und kleinen Aufsätzen auch solche hinzugekommen, die ihr Verhältniss zu den grossen Dichtern der Zeit abspiegeln. Goethe besonders, aber auch Herder und Schiller sind ihre Lieblinge. In ihrem Urtheil verleugnet sich nie ihr weibliches Empfinden; Kopf und Herz lebten in schöner Harmonie. Unbefangen sprach sie sich aus und gab ihr Eigenstes, ohne je nachzusprechen. Ihr Gemahl, der des Mädchens Lehrer gewesen war, bezeugt nachdrücklich ihre Selbständigkeit. Auch wo sie irrt, hören wir mit Theilnahme zu. Durch ihr Urtheil kennzeichnet sie oft sich selbst, nicht bloss den Dichter, der ihre Aufmerksamkeit gefesselt hat. An treffenden Bemerkungen fehlt es nicht. Werden wir z. B. widersprechen, wenn sie über den glatten kalten Ramler sagt: »Welch eine Pracht, welch ein Pomp! Die Musen halten eine feierliche Procession. —« Die leicht verletzliche Frau spricht aus den Urtheilen über Wieland, die der vorsichtig entschuldigende Gatte psychologisch, nicht artistisch merkwürdig nennt. Ich führe nur einiges an:

Lieset man Wieland, so ist man in kluger und feiner Gesellschaft,
Aber ich bitte dich, Herz, werde mit ihm nicht vertraut.

Wielands Gedichte findet sie mehr unterhaltend als bildend. »Meine Erfahrung über die Menschen ist nichts; dennoch fühl' ich es wie die sicherste Wahrheit: Wieland will zwar in seinen Gedichten nicht verführen, aber er will nun einmal den Meisten gefallen und er rechnet auf Verführte.« Aufrichtig lieben könne sie nur das treffliche Gedicht Geron (der Adlige). Im Oberon, den der Gatte ihr so sehr empfohlen, findet sie Scenen der Ueppigkeit so künstlich, umständlich und voll guter Laune ausgemalt, dass man den Muth verliert, zu warten, bis die Schwäche in Stärke übergeht, oder bis die Tugend über das Laster triumphirt.

Von Herder las sie viel. Während manche gelehrte Abhandlungen ihr wie das harte Spätobst vorkamen, das erst in der Verwahrung im Kasten reif und verdaulich wird, waren ihr Herders Abhandlungen in den »zerstreuten Blättern« Sommerfrüchte, die man vom Baume geniessen kann im Freien. »Als ich Goethes reiches Epigramm auf Sakuntala gelesen hatte, dacht' ich: es gilt auch von Herders Blättern«. Von seinen »Briefen zu Beförderung der Humanität« kannte sie

nur die sechs ersten Sammlungen. »Schönes, erquickendes Obst, gesammelt aus den besten Gärten aller Zonen, zum Genusse aufgestellt in silbernen Schalen«. Auch ihre Bilder, sehen wir, gehören der sie umgebenden Sphäre an. Ueber Herders 1795 und 96 erschienene »Terpsichore«, eine Sammlung lyrischer Werke aus verschiedenen Zeiten und Völkern, in der besonders Jakob Baldes Gestalt und Gedichte hervortreten, finden sich vier bedeutsame, im elegischen Mass verfasste Gedichte. Das männliche Buch, heisst es im ersten, ist zu stolz für die Liebe des Weibes. Aber Heil dem kräftigen Manne,

Dem dies männliche Buch bleibt durchs Leben ein Freund.

Im zweiten Gedicht sagt sie aber auf die Vorhaltung:

»Trostlos macht es und tröstet!« O nein, es erbauet und dann erst
Schlägt es nieder! es lässt offen die Wunde zurück.

Ihre Hexameter übrigens sind meist fliessend und rein, aber in der zweiten Hälfte des Pentameters setzt sie häufig im ersten Fuss einen Spondeus. Mnioch will den Verstoss gegen die Regel durch die Bemerkung entschuldigen: »Sollte nicht zuweilen der Mangel der gewohnten Raschheit . . dem Ausdruck angemessen sein? Suchen wir nicht oft im Lesen diese Raschheit zu mildern, wo es die Empfindung zu verlangen scheint?«

Viele der von Herder übersetzten griechischen Epigramme. auch Sprüche aus seinen »Zerstreuten Blättern« waren ihr immer gegenwärtig. Der Geist des Griechenthums, den sie, nach Mniochs Bericht, besonders in Herders und Goethes Gedichten mit wehmüthiger Liebe umfing, war ihr der Geist der hoffenden Sehnsucht nach einem helleren und freieren Zustande. Sie konnte sich trotz aller Vorhaltung nicht vorstellen, dass die Griechen so ganz heiter und fröhlich gewesen sein können. Ihr ist daher die kräftige Geduld bewunderungswürdig, die die Unruhe des inneren Lebens, diese beklommene Freude zu einer solchen Ruhe gebracht hat wie Iphigeniens grosse Seele, dargestellt von Goethe. Die »edle, grosse und erhabene Einfalt« dieses Werkes hat sie innig gerührt und erhoben. »Wohl darf ich es mir gestehn, dass ich Sinn habe für diese männliche Weiblichkeit, die einzige, die einer weiblichen Seele ziemt, die Standhaftigkeit der Geduld, nicht als Kunst oder Philosophie, sondern als Unschuld und Religion«. Goethes Wandlungsfähigkeit rühmt sie in dem Epigramm:

Immer sich gleich sind Herder und Klopstock und Schiller, auch Wieland;
Proteus-Goethe, wer fasst deines Herzens Gestalt?

Von dem Goethe, der Werther, Götz, Iphigenie, Erwin und Elmire gedichtet hat, der die gefallene Margarethe sich quälen lässt, von dem meint sie, er habe wenig Manier, aber gar wohl einen Charakter, dem er getreu bleibt. Wenn sie aber in den römischen Elegien, in einigen Schilderungen des Wilhelm Meister, in Epigrammen des Musenalmanachs von 1796 und »vollends in den Xenien« ihn noch eher an der Manier, an Lieblingswendungen und Ausdrücken als an einer festen Spur jenes Charakters erkennt, den man in seinen früheren Schriften lieb gewinnt und verehrt, so führt ihr Gefühl sie irre, und ich möchte nicht ohne Weiteres der Ansicht des Gatten beistimmen, diesem Irrthum liege etwas zu Grunde, was ihm mehr als blosse Verzeihung bewirken kann.

Richtiger sagt sie bei der Gegenüberstellung Goethes und Jean Pauls: Goethe ist Künstler, und seine Werke sind Kunst, schöne und erhabene Kunst voll Natur und Unschuld, nämlich seine früheren Werke. Jean Pauls Schriften sind wundersam gestaltete, schöne, grosse, verworrene Naturgewächse, woran Rosen blühen und Veilchen, und viel dunkle Trauerblumen. Bei Goethe erscheinen alle Charaktere als für sich bestehende Personen. Es ist die Menschlichkeit in einzelne Menschen zerlegt, und so dargestellt, wie sie in einzelnen Menschen nach gewissen Hauptzügen erscheint. »Bei Goethes Schilderung vergessen wir über dem Gemälde den Künstler. Bei Jean Paul nie. Wir lieben mehr den Jean Paul, und bewundern mehr den Goethe. Jean Paul hat Manier; Goethe hat sie nicht.« »Goethe« sagt sie ein andermal »verlässt, wenn er dichtet, seine eigene Individualität; und ich bin der Meinung, wenn wir seine Lieder ausnehmen, dass von keinem seiner poetischen Werke mit einiger Sicherheit ein Schluss auf seinen eigenen Charakter, sein eigenes Herz gemacht werden kann. Wenigstens gibt er selbst keine Veranlassung und berechtigt uns nicht dazu. Wenn aber Jean Paul, wie jeder humoristische Schriftsteller dieser Art, anders dächte, empfände und handelte, als seine Werke sprechen, so sind wir getäuscht, und ich müsste es nicht wissen, wenn mich seine Schriften noch ferner erfreuen sollten«. Ein paar Sätze sind hier, wie Mnioch mittheilt, aus seiner Feder, aber die ergänzenden Ausdrücke entsprächen ganz der Meinung, die Maria mündlich gegen ihn mehrmals geäussert habe.

Den letzten Band von »Wilhelm Meister« hat sie nicht mehr gelesen: sie starb 1797. Mignons Wesen wirkte tief auf sie. Aus einem Gedicht »Mignon« wird man diese Verse gern lesen:

Stiller, tiefer, dunkler Geist voll Flammen,
Heilge, wilde Eremiten-Seele,

Wer versteht dich, ach! und führt dich liebend
Aus der Düsterheit ins helle Leben,
Dass du selbst dich kennest und verstehest;
Dass den Himmel, dem die Flamme brennt,
Du in seiner Freundlichkeit erblickest,
Und dir Sonn' und Sterne liebend sagen:
Deine Opfer sind mit Huld empfangen
Und du bist den guten Göttern werth . . . .

Dass sie, wie so viele ihrer Zeitgenossen, Goethes »Tasso« nicht ganz zu würdigen wusste, werden wir begreifen. Ist doch das Verständniss dieser Dichtung auch heute nicht so allgemein. Sie las Tasso dreimal und legte ihn immer unzufrieden mit sich selbst aus der Hand, weil er auf sie nicht wie auf andere Frauen wirkte. »Es fehlt mir an genugsamer Kenntniss des Konventionellen, besonders seines sublimen Geistes.« Die Frauen, meint sie, seien an Tassos Unglück schuld, und es solle doch scheinen, als wären sies nicht. »Sie opfern ihn und bekränzen ihr Opfer mit Blumen. Anders Lotte in Werthers Leiden, sie wird mitgeopfert.« »Die Gräfin Leonore« sagt sie ein andermal »sieht den zarten Menschen im trefflichen Dichter für eine Blume an, die man mit leisem Finger wohl brechen mag, damit sie unsern Kranz verherrliche. Der Gatte nimmt die Prinzessin mit Recht in Schutz: »die Seele der Prinzessin ist selbst eine gebrochene Blume. Sie wird mitgeopfert; und wie konnte dies deinem Blick, deinem Herzen entgehen!«

Mit ihrem Gemahl werden wir bedauern, dass sie nicht mehr die Freude gehabt, »Hermann und Dorothea« zu erleben, das erste Volksgedicht, wie Mnioch sich ausdrückt, von echt poetischem Charakter, ein hohes und doch durchaus populäres Kunstwerk. Ihr selbst wäre dann heller geworden, was sie ahnte und wünschte, wenn sie von Poesie fürs Leben und über das Leben sprach.

Ueber Goethes und Schillers Xenien haben die meisten der Mitlebenden, Herder und Wieland nicht ausgenommen, ihr Verdammungsurtheil gesprochen. Dichter und Undichter haben den Grossen in Weimar und Jena auch zu antworten versucht. Das bisher, so viel ich weiss, noch nicht beachtete, nur widerstrebend tadelnde Urtheil Maria Mniochs ist begreiflicher und in der Form geschickter als viele schwächliche Jeremiaden der Lobredner der »guten alten Zeit« wie andrerseits der bösartigen Neidharte. Auch ihr sind freilich, wie ein Blatt mit der Ueberschrift »nach wiederholter Lesung der Xenien« zeigt, viele dieser kleinen Gedichte anstössig und ärgerlich und werden es bleiben. »Aber die übrigen lieset man gern: treffliche poetische Sprüchlein über wichtige Kapitel des Lebens, der Wissenschaften und Künste. Künftige partei-

lose Zeiten werden ihnen den Werth und das rege Leben schöner und sinnreicher Dikten und Proverbien zugestehn; und manches Gespräch der Gesellschaft und manches weise Buch wird anheben und enden mit diesen Siegeln«. Von ihren Gedichten über die Xenien ist besonders das erste wirklich poetisch eingekleidet:

»Welche liebe Gesellschaft von frohen Männern und Frauen
Sitzet im Hause dort unterm bekränzten Dach?
Lieder der Freude vernehm ich und Chöre der ernsteren Muse,
Lieblich wechseln Gesang, Lachen und lehrendes Wort«.

Alles vergnügt sich, jede Schönheit wird gepriesen; alle belebt der Geist der hoffenden Sehnsucht.

O! es fühlt sich die Fremde, nach euren Blicken und Reden,
Wäre dies Herz genug, manchem von euch verwandt.

Aber sie naht nicht; der Spott auch der Grazien kränkt. Sie geht und sucht zum Garten des Hauses den Eingang. Da schreckt sie aus dem hintersten Saal des Hofes ein Lärm. Das Gesinde schmauset den Abgang der Tafel:

Alles wird ausgeleert bis auf das Tröpfchen im Glas.
Witz und Ueberwitz, Schimpfreden und lautes Gelächter!
Aller Nachbarn Gesind, selber der Nachbar muss dran.
Ist es ernstlich gemeint? o flieht, sie ergreifen die Gläser,
Werfen das leere Geschirr, werfen die Scherben uns nach.

Im dritten Gedicht erwidert sie auf die Worte:

»Dieses Buch ist der Mensch — und noch der bessre!« Mein Lieber,
Rede mir tröstlicher, sprich: Weib, du verstehest das nicht.
Soll ich die Menschen nach meinem, nach ihrem Masse sie messen?
Hier, nach dem eigenen Mass, sind sie bald gross und bald klein.

Im sechsten bemerkt sie nach Anführung von Schillers Distichon:

Frauen, richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten,
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort.

in Bezug auf die Xenien:

Schön und hässlich! so dürfte mein Urtheil vom Einzelnen lauten,
Ueber das Ganze, fürwahr, fehlt mir das meinende Wort.

Es ist deutlich, ihr wurde es schwer, Goethe und Schiller, die sie verehrt hat, so zu verkennen, wie es die meisten, gewiss auch aus ihrer nächsten Umgebung, gethan haben. Wie

Goethes, so hatte sie auch Schillers Grösse mit richtigem Gefühl erkannt, obwohl sie Schillers Werke vom Wallenstein an nicht mehr erlebt hat. Das längere Bruchstück eines Gedichts über Schiller bezeugt es. Sie sah ihn offenbar für einen düster erhabenen, selten heiteren Dichter an. Seinen Gesang vergleicht sie Ungewittern bei hellem Sonnenschein. Sein grosser Geist, wünscht sie, möge sich erheitern:

Aber du gehest deinen ernsten Gang!
Auf symphonischen Stürmen wandelst du!
Ich steh am Fenster meiner Hütte
Und schaue dir nach in die weite Ferne,
Wo du auf deinen düstern Wolken,
Strahlen ums Lilienhaupt, verschwindest . . .

Ein Jahr vor Mniochs Tod erinnerte ein Aufsatz über Deutschlands Dichterinnen im »Neuen teutschen Merkur«[1] an ihre Poesien, die jedes zartfühlende Herz ergreifen müssen, weil sie weibliche Poesien sind. Wie viel die Kunst durch ihren frühen Tod verloren habe, werde dann erst recht begreiflich, wenn wir bedenken, in welcher Jugend sie schon diese sanfte Vollendung ihrer Natur erhielt, die sie als Weib so vorzüglich machte.

Vielleicht verdient Maria Mnioch schon wegen des tiefen Gefühls für Goethes und Schillers dichterische Grösse, dass ihr Andenken auch bei den Freunden Goethes lebendig werde.

DANIEL JACOBY.

13. Stegmayer an Goethe.

Wien d. 13ten Hornung 809[2]

Euer Exzellenz

Da ich auf die Anfrage — ob ich, weil Hr. Ehlers von Wien abgegangen, jetzt mit den Uebersendungen der Verzeichnisse fortfahren soll — noch keine Absage erhielt, und Euer Exzellenz selbst die Gewogenheit hatten mich aufzufordern, Hochdenselben von Zeit zu Zeit Wiens theatralische Neuigkeiten mitzutheilen, so halte ich es für meine Pflicht anbey das Verzeichniss vom Monat Jenner zu übermachen und zugleich wiederhohlt zu bitten, endlich doch meine Forderung per 21 Rt species durch die herzogl. Hof-Theater-Kasse gefälligst berichtigen zu lassen, indem ich dadurch bis jetzt an dem Abschlusse meiner jährlichen Rechnungen ver-

[1] 1803. 1, 273—274.

[2] Mitgetheilt von L. Geiger. Or. (1 S. 4°) im Besitze des Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig. — Oben links steht von anderer Hand: »Hn. Geheimderath von Göthe. 122«.

hindert wurde. — — — Von Opern ist neu: Ines de Castro, Adelasio und Aleramo, das Milchmädchen von Berry, das Waisenhaus, Elisenne, Wladimir von Romischen, der Bruder von Kadrom, Ehedoctor, Hausgesind, goldener Löwe etc etc; von Manuscripten: die Bestürmung von Smolensk von Weissenthurm, die Grossmama von Ziegler, der Verdacht vom Verfasser des Korbes — — Ich hoffe, dass Hochdieselben die Gnade haben werden, mich baldigst mit einem Gegenschreiben zu erfreuen und habe die Ehre mit gränzenloser Hochachtung und Verehrung zu seyn

Euer Exzellenz

ganz ergebenster

Stegmayer.

Der Schreiber dieses Briefes, der selbst darauf hinweist, dass er nicht zum ersten Male schreibe, hatte in der That, wie aus der Notiz G.-J. X, 336 hervorgeht, Goethe schon einmal gemahnt (20. Juli 1808). Weitere Spuren einer Correspondenz sind nicht bekannt. Matthäus Stegmayer 1771—1820 war (Goedeke alte Ausg. III, 807) Hofschauspieler und Director der Hofoper in Wien, Verfasser mehrerer Schau-, Lustspiele und Operntexte; sein bekanntestes Werk ist auch das 18 Mal in Weimar (incl. Lauchstädt und Halle) 1810—1814 aufgeführte (vgl. Burkhardt, Repertoire S. 143, Nr. 553) »musikalische Quodlibet: Rochus Pumpernickel.« Ein komischer Zug von ihm wird bei Costenoble, Aus dem Burgtheater I, 6, erwähnt; sein Tod berührt das. II, 19. Ein charakteristisches Zeugniss für die Vergänglichkeit dramatischer Machwerke ist die Thatsache, dass von den durch St. genannten Werken in Costenobles angeführtem Buche, das die Jahre 1818—1837 behandelt, die Opern freilich nur streift, einzig und allein »Das Waisenhaus« von Weigl erwähnt wird. Der am Anfang genannte Ehlers ist der berühmte Tenorist Wilhelm Ehlers (1774—1805), der 1796—1805 in Weimar gewesen war; einzelne Compositionen Goethischer Lieder sind von ihm bekannt. (Vgl. A. D. B. V, 700.)

---

14. Goethe und die Wartburgfeier.

In meiner *Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871* (Berlin, W. Hertz 1894), Band I, S. 453 hatte ich Gelegenheit, der Sendung des Fürsten Hardenberg und des Grafen Zichy nach Weimar zu gedenken, die dem den Regierungen so schreckhaften Wartburgfeste im December 1817 nachfolgte. Graf Zichy, der damalige österreichische Gesandte in Berlin, hielt, vom Minister Edling be-

gleitet, auch in Jena Umschau. Ueber seine Erlebnisse und Beobachtungen berichtete er Metternich in einer Depesche am 23. December 1817 (K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien), aus der ich a. a. O. nur einen kurzen Auszug geben konnte. Hier möge wenigstens angeführt werden, was er aus seinen Unterhaltungen mit Goethe und Kotzebue mittheilt. »Goethe auquel j'ai parlé plus particulièrement de toute cette affaire, m'a assuré que les regrets et le repentir des professeurs qui se sont laissés entraîner par les circonstances était général et que chacun tâchait actuellement de trouver un prétexte pour s'excuser et nier d'avoir participé aux excès commis« . . . Kotzebue theilt die Ansicht, »que la jeunesse a été entraînée à la Wartbourg par quelques personnes malveillantes qui ont voulu sonder les esprits et qui se sont retirées après avoir mis en avant quelques imprudents qui sans réflexion aux suites ont tenu les discours dictés par une imagination exaltée«. Alfred Stern.

---

15. S. Munk bei Goethe.

Salomo Munk, der bedeutende Orientalist (1803—1867), der seit 1828 in Paris lebte, während seiner Berliner Zeit viel im Veitschen Hause verkehrt hatte, schreibt in einem ungedruckten Briefe an Mor. Veit, Frankfurt a. M., 24. Sept. 1827 Folgendes:

»Ich kann Dir blos in aller Kürze sagen, dass ich vorigen Mittwoch den 19. hier angekommen und in einigen Tagen nach Bonn abzureisen gedenke. Deine Empfehlung an Dr. Eckermann hat dahin gewirkt, dass derselbe, da er nicht jetzt mit mir zu Goethe gehen wollte, sich von mir bewegen liess, mir ein Paar Zeilen in die Hände zu geben, worin er bemerkte, dass ich ihm von Berlin aus empfohlen sei. Diese schickte ich mit hinein, als ich mich bei Goethe melden liess und wurde sogleich vorgelassen. Goethe war sehr freundlich und unterhielt sich mit mir — wie sich von selbst versteht — über die orientalischen Studien. Was ich in der Nähe dieses grossen Mannes empfand, kann ich mit Worten nicht ausdrücken, noch viel weniger aber mit meiner schlechten Dinte«.

L. G.

---

16. Eichstädts Gedächtnissrede auf Goethe,

gehalten bei der academischen Preisvertheilung in Jena 1. October 1832.

Die Beziehungen Goethes zu Eichstädt, dem bekannten Jenaischen Professor der Eloquenz und der antiken Literatur, beschränken sich nicht auf das geschäftliche Verhältniss, in

das Eichstädt durch Uebernahme der Redaction der 1803 auf Goethes Betreiben gegründeten *Jenaischen Literaturzeitung* zu diesem trat. Der Herausgeber der Briefe Goethes an Eichstädt sagt in seiner Einleitung (S. XXV f.) »diese Briefe nähern sich den Goethe-Schillerschen vor allen. Man fühlt auch aus ihnen lebhaft heraus, dass Goethe sich bewusst ist, an einen geistig Ebenbürtigen zu schreiben.« Und aus Eichstädts eigenen Worten in der Gedächtnissrede und in seiner Widmung derselben an den Kanzler von Müller geht hervor, dass wenigstens er Goethes Verhältniss zu sich als das einer väterlichen Freundschaft empfunden hat. Darnach war er von Müller aufgefordert worden, aus seinen Erinnerungen an Goethe etwas zu veröffentlichen, da er mit diesem fast 30 Jahre in so nahem Bunde gestanden habe, dass nicht nur Goethe durch zahlreiche liebenswürdige Briefe und Gespräche sich mit ihm in ein nahes Freundschaftsverhältniss eingelassen, sondern auch er sich in seiner ganzen Lebens- und Berufsstellung als Goethes Schützling gefühlt habe. Das dürfte Grund genug sein, auch jetzt noch der Rede Eichstädts auf Goethe grössere Beachtung zu schenken, als dies bei ihrer Erscheinungsform als academische Gelegenheitsschrift und bei ihrer Einkleidung in die lateinische Sprache der Fall und möglich ist. Eichstädt kannte Goethes Werke und Wirken wie wenige, er wusste von ihm aus persönlichem Umgang mehr als viele andere, er besass eine vorzügliche Gewandtheit der Darstellung und war so vor andern zum Entwurf eines Charakterbildes des Abgeschiedenen berufen. Ein kurzer Bericht über den Hauptinhalt seiner Rede wird daher keiner weitern Rechtfertigung bedürfen.

Was an Eichstädts Festrede zunächst befremdend und fast wie ein etwas sonderbarer Einfall anmuthet, ist der fast durch das Ganze hindurchgeführte Vergleich der Entwicklung Goethes mit der des griechischen Volks von seinen ersten Anfängen in Literatur und Kunst bis zu seiner höchsten Vollendung. Aber Goethe war ein Freund des klassischen Alterthums, Eichstädt selbst klassischer Philologe, das mag diese gesuchte, aber nicht ohne Geschick durchgeführte Einkleidung erklären und entschuldigen. Eichstädt wollte damit gewiss etwas Besonderes, etwas Originelles bieten, das nur eben dem jetzigen Zeitgeschmack nicht mehr ganz zusagt. Zugleich hat er seinen Gegenstand geschickt mit der Bedeutung des Festactes der academischen Preisvertheilung zu verknüpfen gewusst.

Im ersten Theil befasst sich Eichstädt, wie natürlich, mit Goethes dichterischer Entwicklung und seinen Dichtungen. Was er hier beibringt, ist mehr rhetorisch aufgeschmückt, als neu und originell. Aber nachdem er ausgeführt, wie Goethe

auf allen Gebieten der Dichtkunst sich ruhmvoll mit Griechen, Römern, Italienern, Franzosen und Engländern gemessen und ihnen ebenbürtig, ja überlegen gezeigt habe, hebt er mit besonderm Nachdruck und wohlthuender Wärme das echt Deutsche der Goethischen Dichtung hervor. »Goethe hat nicht nur das Beste und Vorzüglichste, was wir an den besten Schriftstellern der ersten Kulturvölker bewundern, durch seinen Fleiss erreicht, sondern er hat alle diese Vorzüge durch die glückliche Fruchtbarkeit seines Genies aus der Tiefe seines eigenen Ichs hervorgeholt. Man darf sich daher nicht wundern, dass derselbe Mann, der eine solche Verwandtschaft mit ausländischen Völkern aufweist, doch zugleich in seinen Schriften nach Anlage und Gesinnung durch und durch deutsch ist. Das beobachten wir z. B. an seinen Heldencharakteren, die er im Götz und in andern Dramen geschildert hat, als ob er in der Geschichte des deutschen Reiches völlig zu Hause wäre, — an seinen lyrischen Dichtungen, so viel ihrer sind, und fast in jeder Gattung und auf jeder Seite seiner Prosaschriften. Ja das Herz ist es, das aus allen spricht, ein Herz voll wahrer Menschlichkeit, gleich offen für Freud und Leid, und so überströmend von Wahrheit der Empfindungen und Leidenschaften, dass daraus wie aus einem lebendigen Quell, Frische, Kraft und Geist hervorsprudelt«. Sehr schön ist sodann, was Eichstädt im Anschluss hieran über Goethes Arbeitsweise als Schriftsteller, über die Sorgfalt der Vorbereitung, über die Deckung von Ausdruck und Gedanken, über seinen Stil, über seine besondere Kunst sagt, dem Leser eine Anregung des Geistes zu geben, die diesem immer neue Blicke, neue Gedanken aufthut.

Der zweite Theil der Rede beschäftigt sich mit Goethes Verhältniss zu den übrigen Künsten und zu den Wissenschaften, mit seiner Stellung in seiner Zeit und zu seinen Zeitgenossen, besonders zum Hof von Weimar und zur Universität Jena. Da ziehen an uns vorüber seine Kunstbestrebungen, seine Verdienste ums Theater, seine Liebe zur Musik, da wird seine Universalität und zugleich seine Gründlichkeit in der Beschäftigung mit allen Wissenschaften gerühmt. Das führt den Redner auf die Frage, wie denn eine so allumfassende Thätigkeit überhaupt möglich gewesen sei. Er schildert aus eigener Erfahrung die strenge Sparsamkeit des Dichters mit seiner Zeit und seine Fähigkeit, sich gleichzeitig mit den verschiedensten Gegenständen zu beschäftigen. »Ich habe ihn, während er die Natürliche Tochter entwarf und Wilhelm Meisters neueste Schicksale dictirte, in Nebenstunden ausschliesslich mit der Beobachtung der Pflanzen und der sorgfältigsten Untersuchung von Blumen beschäftigt gesehen. Ich habe ihn, während er in den Morgenstunden an

der Farbenlehre schrieb und ganz in optische Versuche vertieft war, am Nachmittag in Vossens Garten lustwandelnd mit seinem Freund über die Gesetze der Metrik und über die Verbesserung seiner Gedichte nach diesen Gesetzen, über Knebels Lukrezübersetzung, von der eben eine neue Ausgabe im Werke war, reden, und diese Gespräche tagelang fortsetzen hören, als ob er keine andere Beschäftigung hätte, als die Metrik zu behandeln, die Rhythmen der Gedichte nach ihren Gesetzen zu beurtheilen, viele herrliche Gedanken über die Kunst vorzubringen und Vossens Buch über jene Gesetze mit dem Verfasser sorgfältig durchzuprüfen. Aus seinem eigenen Munde habe ich die Aeusserung vernommen, der Gebrauch der Thermen von Karlsbad sei dann für seine Gesundheit am wirkungsvollsten gewesen, wenn er seine Aufmerksamkeit auf die Wunder der Natur in jenen Gegenden, auf das Wesen und die mannigfaltigen Erscheinungsformen der Fossilien richtete, von denen er eine reichhaltige und auserlesene Sammlung zu *Eger* im Hause eines Privatmanns gefunden hatte, und wenn er die staunenswerthen Thaten des grossen *Wallenstein* gerade in dem Hause, wo er ermordet wurde, im Gedanken an Schillers Kunstwerk überdacht habe«.

Von dieser beherrschenden Stellung aus, die Goethe in allen Gebieten des Wissens und Könnens einnahm, kommt der Redner auf die Herrschaft zu sprechen, die er ein halbes Jahrhundert lang über seine Zeit ausgeübt, »welche er nach seinem Wink und Willen lenkte, durch sein Machtwort regierte und von der er eine unbegrenzte Ergebenheit genoss«.

Aber so viel auch Goethe selbst dazu beigetragen hat, diese Stellung zu erringen — so ist doch auch dem Glück an diesem Erfolg ein nicht unbedeutender Antheil zuzuweisen. Dahin rechnet Eichstädt einmal die schon bei Goethes Auftreten erreichte Entwicklungsstufe der deutschen Sprache, die seinen Vorläufern verdankt wurde, ferner die früh erlangte Selbständigkeit seinen Universitätslehrern gegenüber, ganz besonders aber seine glückliche Verbindung mit dem Weimarischen Hofe, von dessen perikleischem Zeitalter unter Karl August, Eichstädt eine glänzende Schilderung entwirft.

Die wissenschaftlichen Abendzirkel in Weimar bilden den natürlichen Uebergang zu Goethes Beziehungen zu der Universität Jena, der er so viele Förderung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen verdankte, der er aber diese auch durch seine Fürsorge für die Lehrer und Einrichtungen der Universität überreichlich vergalt. Eichstädt rühmt an Goethe besonders den Scharfblick, mit dem er an jungen, noch unberühmten Gelehrten ihren Werth und ihre künftige Bedeutung lange vor andern erkannte und sie, wie Hegel und Johann Wilhelm Ritter, durch seinen persönlichen Verkehr auszeichnete. Worte

des Dankes im Namen der Universität und in seinem eigenen Namen, Worte der Ermahnung und des Hinweises auf diesen Schutzgeist der Hochschule an die Commilitonen beschliessen den formvollendeten und gedankenreichen Vortrag.

Das Mitgetheilte wird genügen, um die Ueberzeugung zu erwecken, dass Eichstädts Rede noch nicht zu den alten Scharteken gehört, aus denen nichts mehr zu holen ist, sondern dass sie es zum mindesten verdient, von allen gelesen zu werden, die gerne auf die Worte eines Mannes hören, der mit Goethe so lange in so nahem Verkehr gestanden hat.

Paul Weizsäcker.

17. *Eduard Mörike über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.*

Mörike, der sich ja hauptsächlich an Goethe zum grossen Lyriker herangebildet hat, war Pfarrverweser in Pflummern (württ. O.-A. Riedlingen), als ihm Mai 1829 die ersten Bände des Briefwechsels durch seinen Freund Johannes Mährlen, nachmaligen Professor am Stuttgarter Polytechnikum, der gerade in der Cottaschen Druckerei zu Augsburg als Corrector angestellt war, zugesandt wurden. In einem (ungedruckten) Brief vom 7. Mai 1829, einem der herrlichsten, die Mörike je geschrieben hat, schildert er dem Freund die Situation, in der ihn das Packet antraf, und die Stimmung, in die ihn die erste geistige Berührung mit jenem Buch versetzte. Es heisst darin:

»Deine grosse Bücher- und Briefesendung hab' ich mit so trunkenen Blicken ankommen sehen, wie ein Kaufmann eine Ladung lang und bange erwarteter Ostindier Ware; nur konnte ich die angenehme Gelassenheit, womit ein solcher in diesem Falle dennoch zu Werke geht, keineswegs affektieren; ich riss Schnüre und Makulatur so heftig auseinander, als gält' es wenigstens, Dich in persona auszupacken. Es traf sich zufällig, dass mein Bruder Karl aus Scheer bei mir war, eben als das Paket ankam, wovon ich ihm zwei Minuten vorher schon gesagt hatte, dass es unter seine Adresse nach Scheer gelangen werde: denn so lautete Deine Ankündigung. Desto grösser war jetzt die Freude; wie Du nämlich wissen musst, mein Amtmann ist weder ein Sauertopf noch ein Verächter des Geistes und ausserdem beinahe ein hitzigerer Jäger auf die bessere Litteratur dieser Zeit, als ich selber. Auch hat er gar sehr aures arrectas bei allem, was von dem Herrn Dr. Mährlen ausgeht. Wir hatten zu alledem rote Weinge-

sichter von echtem Eilfer, den er mitgebracht. So hob man Deine Schätze, so verschlang man gleich das nötigste. Den enormen Foliobrief schwang ich hoch empor und schrie triumphierend: »Das ist mehr, denn Castor!« — »C'est vrai, ma foi!« sagte der Amtmann. Während des Vorlesens klang aber meine Exklamation wohl noch fünfzigmal im Innern nach, und Deine Liebe rieselte mir Schlag auf Schlag den Rücken hinauf. Diese war das Beste am Ganzen, sonst würd' ich sagen: Dein gescheutes Raisonnement über so manches, was mich und andere angeht, war es. Ich drückte Dir die Hand unter'm Tisch, dass Du gefühlt haben musst.

So mannigfaltig ist Deine Materie, dass es unbillig wäre zu fordern, ich solle sie stante pede in diesem Blatt erschöpfen, das heute noch auf die Post gelangen muss. Also nur das nächste vorderhand!

Den Faustum betrachte ich ohne weiteres als mein ausgemachtes Eigentum, obwohl ich nicht weiss, wie es eigentlich mit seiner Deponierung gemeint ist. Von dem übrigen wirst Du mir sagen, wann es zurück soll: auch mein Bruder wünscht es auf einige Zeit zu haben. Ich muss Dir doch melden, unter welchem Umständen ich die ersten haustus darin gethan. Der Amtmann kam Abends 4 Uhr ganz unerwartet unter Schneegestöber vor meinem Haus angefahren. Nach dreistündigem Bruder- und Luderleben (wobei Du in unserer Mitte sassest) überredete er mich leicht, dass ich ihn noch dreiviertel Stunden begleite. Wenn die Apostel Philippus und Jakobus auch nur ein Gran von Heckmanns[1] Weinkennerschaft haben, so werden sie ermessen, wie ich's über's Herz bringen konnte, mich in Betreff ihres morgenden Feiertags ganz und gar auf meine copia verborum zu verlassen. Mein Bruder hatte vor, nach Marchthal, seinem künftigen Amtssitz, zu reisen. Es reichte für den Abend noch bis Zwiefalten, wo wir auf der Post ein lustiges Nachtquartier aufschlugen. Als der Amtmann gegen ein halb elf Uhr anfing irre zu reden, dachte ich: Ei, so schlaf und schnarche Du, dass der Schlot wackelt! Ich will für Dich beten und auf eine Disposition denken. Da zeigte mir der Satan einen Band des Briefwechsels auf dem Tisch. Ich griff so unentschieden darnach, als wollt' ich nur den Überschlag beiläufig mustern; es war, der zweite Band. Das tolle Büchlein klebte aber in meinen Händen fest, seine Blätter flogen eilig, wie besessen von der Rechten zur Linken, ich stand bald mitten in heiliger klassischer Atmosphäre, las endlich sachte und sachter, ja ich hielt den Atem an, die ruhige, tiefe Fläche nicht zu stören, in

[1] Lammwirth in Tübingen, eine unter der damaligen Studentenwelt populäre Persönlichkeit.

deren Abgrund ich nun senkrecht meinen Blick hinunter liess, als dürfte ich die Seele der Kunst anschauen. Einmal blick' ich auf und verliere mich in eigenem Nachdenken. Das Licht war tief herabgebrannt; ich putzte es nicht. Mein Kopf war auf's äusserste angespannt, meine Gedanken liefen gleichsam auf den Zehenspitzen, ich lag wie über mich selbst hinausgerückt und fühlte mich neben aller Feierlichkeit doch unaussprechlich vergnügt. Statt mich niederzuschlagen, hatte der Geist dieser beiden Männer eher die andere Wirkung auf mich. Gar manche Idee — das darf ich Dir wohl gestehen — erkannte ich als mein selbst erworbenes Eigentum wieder, und ich schauderte oft vor Freuden über seiner Begrüssung. Zuletzt geriet meine Phantasie auf ganz fremde Abwege; ich durchlief die benachbarten Zellen des Irrenhauses und wühlte in der nächtlichen Fratzenwelt ihrer Träume; auf die schöne Tagesklarheit Deines Büchleins grinsten tausend Narrengesichter, die mit ihren tiefpfiffigen Augen mich fast überredeten, die Philosophen liegen in einem entsetzlichen Irrtum, und nur sie, die Narren, wären hinter die Gardine des göttlichen Verstandes gekommen, wo man sehe und fast platze vor Lachen, wie Herr Schiller und Herr Goethe sich mit wichtigen Mienen und Bücklingen über die Vergoldung von Nüssen und des mundus in nuce unterhalten. Ich hatte viel zu thun, um den Demonstrationen des herrlichen Zirkels zu entrinnen — sie riefen und pfiffen mir noch lange aus Sprachröhren nach, als ich schon wieder in dem Büchlein weiter machte. Aber endlich war's doch wieder Frieden, und ich pries mich glücklich im blauen Tage der Poesie, deren Herz man in diesem Buche in abgemessenen, langsam vorgezählten Pulsen schlagen hören kann. Es war zwei Uhr, wie mein Licht herabsank, drei Uhr, als ich einschlief. Um 8 Uhr morgens trennten sich die fratres (nachdem ich dem Amtmann noch meine Kirche gezeigt hatte; denn sagte ich Dir nicht, dass Zwiefalten ein Filial von Pflummern ist? Du musst das nicht bildlich nehmen. — Gehorsamer Diener! — Es ist so). Er fuhr links, ich rechts in flotter Postequipage. Der Schwager ersuchte mich gleich, fein aufmerksam auf den Weg zu sein, er wisse ihn nicht durch den Wald; ich versprach's und nahm indessen die Briefe wieder. Nach einer Viertelstunde hiess es: Wo sind wir? — In Weimar, dacht' ich. — Aber kurz, man war verirrt; doch kam man noch zu rechter Zeit hier an, und ich trieb meinen Reif auf der Kanzel glücklicher, als jemals, über den Steg, so schmal der zuweilen auch war.«

Auch in den folgenden Briefen an Mährlen thut Mörike des Briefwechsels öfters Erwähnung, so am 11. Februar 1830: »Die ersten Bände von Schillers und Goethes Briefwechsel, die allerdings noch wohl in meinen Händen ruhen, nahm ich

neulich wieder mit frisch empfänglichem Geiste vor; sie sind unerschöpflich an Belehrung und stets neuem Reiz. Ich brenne vor Begierde, bis Du die folgenden schickst. Mach mir die Freude recht bald!« Anfangs September 1830: »Mit den übersandten Drucksachen hast Du mir einen Hauptschmaus bereitet, und ich kann Dir nicht genug für die Mitteilung danken. Die neue Folge von Briefen (Sch. u. G.) schlang ich gleich in *einem* haustus hinunter, eben als ich ein dringend Amtsgeschäft vor mir hatte, das denn mager genug wegkam«. Am 27. September 1830: »Es hat wohl kaum einen redlicheren, dankbareren Leser der Sch. u. G. Korrespondenz gegeben, wie mich, was einigermassen daraus erhellt, dass ich sie wirklich[1] zum fünftenmal durchmache.« Am 14. September 1831 schreibt Mörike an einen andern Freund, Pfarrer Wilhelm Hartlaub: »Ich lese gegenwärtig den 5. Band von Schillers und Goethes Briefwechsel, den ich zum Teil eigen habe. Suche Dir's doch zu bekommen! Das sind auch Herrlichkeiten, ‚die zu ertragen man zu zweien sein muss'. Welche Seligkeit, so etwas einmal wieder mit Dir oder Bauer[2] zu lesen.« RUDOLF KRAUSS.

18. Aus Bauernfelds Tagebuch.

Der 5. Band des Jahrbuchs der Grillparzer-Gesellschaft (Wien 1895) bringt S. 1—217 C. Glossys Mittheilung »Aus Bauernfelds Tagebüchern«, aus dem hier einige Notizen wiederholt werden mögen, weil sie verdienen allgemeiner bekannt zu werden. Voranstehn mag eine sehr richtige Bemerkung, die Bauernfeld einmal brauchte, als er der Goethe-Nachahmung beschuldigt wurde: »Was das Nachahmen betrifft, so fusst doch einer auf den andern, das geht nicht anders«.

Im April 1830 notirt Bauernfeld:

»Deinhardstein wies mir neulich einen Brief von *Goethe* als Antwort auf eine Aufforderung, an den Jahrbüchern der Literatur theilzunehmen, welche jetzt — Deinhardstein redigirt! (Freilich mit Beihilfe des Hofrathes *Hammer*.) Nun hatte Deinhardstein dem alten Goethe in Weimar aufgewartet, ihm ohne Zweifel vorschwadronirt. Der grosse Mann scheint nicht abgeneigt, macht dem Deinhardstein viel Complimente, freut sich, dass ein so trefflicher und talentvoller Mann (Sic! schreiben die Recensenten) eine so wichtige Rolle bei uns bekleide u. s. w. Zum Schluss schreibt er: »Melden Sie dem erhabenen Manne, dem auch ich theilweise anzugehören das Glück habe,

[1] Ein in Schwaben sehr geläufiger Provinzialismus für »gegenwärtig«.
[2] Ludwig Bauer, Dichter, zuletzt Gymnasialprofessor in Stuttgart.

meine innigste Aneignung!!« — Ganz Goethe! Er bildet sich vermuthlich ein, Deinhardstein stehe zu Kaiser Franz wie Goethe zu seinem Grossherzog. — Wie schön sass Goethe dem Deinhardstein auf, und wie schön wieder Deinhardstein dem Goethe, indem er über den Brief entzückt ist«.

Zur Sache vgl., wie schon der Herausgeber der Tagebücher bemerkt, G.-J. X, 161. — Bei Goethes Tode schrieb Bauernfeld (S. 60): »Goethe todt, es lässt sich nicht ausdenken. Und ich verschob es immer nach Weimar zu gehen! Grillparzer hatte das Glück, den Mann kennen zu lernen«. Er machte darauf, wie er zum April bemerkt, ein Gedicht auf Goethes Tod in 17 Stanzen, das, wie Glossy erinnert, in der »Wiener Zeitschrift« 1832, Nr. 44 gedruckt wurde; in derselben Zeitschrift noch 4 Gedichte Anderer auf Goethes Tod.

Im Mai 1832 schrieb Bauernfeld folgende beherzigenswerthe Bemerkung:

»*Goethes* und *Schillers* Briefwechsel mit höchstem Antheil gelesen. Börne hält sich auf, dass diese Herren nicht witzig sind und nicht politisiren. Was haben *wir* damit gewonnen? Man kann die Menschen nicht in Masse glücklich machen, und die Masse taugt an sich wenig. Dabei ists wahr, dass Goethe und Schiller sich wenig liberal aussprechen. Dafür ist der Liberalismus jetzt Modesache! Alles hat seine Zeit. Börne wäre vielleicht, wenn er in Goethes Jugendtagen gelebt hätte, ein obscurer Magister geblieben. Die Zeit trägt viele Menschen, aber nur die grossen Menschen helfen eine neue Zeit schaffen. Wir müssen noch immer auf den Wegen gehen, die uns Goethe vorgezeichnet«.

Zum Schluss seien zwei Goethe-Anecdoten mitgetheilt, von denen die letztere gewiss auf einem Missverständniss beruht, aber interessant ist für die Art, mit der man in gewissen Kreisen Goethes Arbeitsweise ansah, die erstere recht wohl geschehen sein kann, wenigstens passt sie ganz zu der selbstbewussten, widerborstigen Art Raupachs. Bauernfeld notirt (S. 93, Sept. 1841): »Raupach erzählte. Wollte damals Goethe besuchen. Er nahm mich zweimal nicht an. Ich dachte mir: Goethe ist ein geistreicher Mann, du bist auch ein geistreicher Mann — sei's«. — Ferner: »Ein Jeder hat seine Art. Goethe ging mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab, nahm ein Manuscript aus dem Schrank, wie aus einer Registratur, »Faust« oder »Egmont«, dictirte, wenn er Lust hatte. Ich begreifs nicht. Wie kann man Poesie dictiren? Wie das Geheimste einem andern zuerst mittheilen als sich selber?«

L. G.

---

19. Eckermann an eine Schauspielerin.

Der folgende Brief, zuerst in der Wiener »Montagsrevue« vom 25. Februar 1895 durch Rudolf Beer veröffentlicht und von dort aus in viele Zeitungen übergegangen, ist auch an dieser Stelle der Mittheilung werth, damit er dadurch einem weitern Kreise bekannt und dauernd vor Vergessenheit geschützt werden möge. Die drei in eckige Klammern eingeschlossenen Worte sind in Folge einer Lücke nicht vollständig lesbar. Der inhaltsreiche Brief lautet:

(Weimar) Dienstag Abend, den 3. Febr. 1829.

»Eigentlich sollte ich mit Ihnen schelten, dass Sie an meinem guten Willen zweifeln Ihnen zu nützen, da ich doch eigentlich kaum einen andern Gedanken habe.

Da lobe ich mir doch Ihre Mutter, die tiefer in mich zu blicken vermag. Mein Gespräch mit Ihnen war so kurz, dass ich es unwillkürlich fortsetze. Der Gedanke, dass einiger Ernst und einiges Streben nach dem Höheren in Ihnen ist, macht mich unendlich glücklich, so wie überhaupt jedes Gute und Edle, das ich an Ihnen bemerke, meiner Seele ein wahres Labsal ist. Ja und wenn die Welt noch so viel gegen Sie sagte, ich könnte den Glauben an Ihren Werth nicht verlieren; ich wüsste nicht wie ich ohne diese Ueberzeugung leben sollte. Sie glauben nicht wie es mich freut dass Sie Geschmack und Intereße an Sophocles finden. Wundern Sie sich nicht über meine Verwunderung! es ist dieses etwas sehr seltenes und ich zweifle, dass es in Weimar eine Zweyte giebt, die in ihren inneren Anlagen gross genug wäre, Ihr Intereße zu theilen.

Nächstens müßen Sie mir nun sagen, welches der Stücke Sie gelesen haben und welches Ihnen am besten gefällt. Sophocles ist der grösste und edelste aller tragischen Dichter, die je gelebt haben, und wie gesagt, dass dieser Alte Ihnen gefällt macht mir unaussprechliche Freude.

»Sage mir mit wem Du umgehst und ich weiss, was von Dir zu halten ist.«

»Sage mir womit Du Dich beschäftigest und ich weiss, was aus Dir werden kann.«

Diese zwey neuen Worte von Goethe mögen Ihnen meine Freude erklären.

Der Darstellung des Faust kommt es sehr zu Gute, dass die bildende Kunst dem Theater vorgearbeitet hat. Fast alle Scenen des Faust sind durch geschickte Maler dargestellt worden; wodurch denn das Körperliche der Hauptcharactere, so wie ihre Anzüge und der umgebende Ort und Hintergrund, speziell und deutlich vor die Sinne gebracht ist, so dass vom Decorationsmaler bis zum Theaterschneider niemand sich in

Ungewissheit befinden kann was er zu thun habe. Die Umriße von Retzsch sind weltberühmt; Ramberg hat auch vieles gemacht; so wie zuletzt in Paris ein höchst begabtes, aber etwas wildes Talent, Herr Delacroix zu genialen Zeichnungen im Faust reiche Nahrung gefunden hat. In allen drey Künstlern sehen wir nun, wie sie sich den Faust, den Mephistopheles und das Gretchen gedacht haben. Letztere erscheint überall als ein junges schlankes [Wesen], das Ihnen nicht unähnlich ist. Die [Umriße] von Retzsch sind vielleicht das Edelste und Sicherste, woran man sich zu halten hätte. Ich will suchen, sie zu bekommen und sie Ihnen zur Ansicht senden.

Was die Redaction des Stückes für die Bühne betrifft, so habe ich aus Klingemanns Bericht so viel ersehen, dass alle undarstellbaren, für die Imagination geschriebenen Scenen weggelassen sind. Diese wären vorzüglich: der Prolog im Himmel, die Brockenscenen und das Reiten am Hochgericht vorüber. An Fausts Monologen ist vieles gekürzt, sowie mancher zu kühne Ausdruck weggelaßen ist. Das wilde Lied zu Anfang der Kerkerscene, wovon Sie sagten, gründet sich auf ein altes Volksmärchen, das Ihnen vielleicht nicht unbekannt ist. Eine böse Stiefmutter schlachtet einen Knaben und setzt ihn gekocht seinem Vater vor, der, unwißend, ihn verzehrt und die Knochen liegen lässt. Diese Knochen sammelt das Schwesterchen und verbirgt sie unter einem Wachholderstrauch, wo dann ein Vogel daraus wird, der umherfliegt und das [Verbrechen] der bösen Stiefmutter singt.

Meine Mutter . . . . . .
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich 'geßen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein, (verwahrte die Gebeine)
An einem kühlen Ort; (unter dem Wachholderstrauch)
Da ward ich ein schönes Waldvögelein;
Fliege fort, fliege fort!

Nicht wahr? jetzt ist Ihnen das Lied vollkommen deutlich und Sie sehen daraus, dass Goethe auch im Wahnsinn seiner Personen einige Realität hat. Es wird mir lieb seyn, wenn ich Ihnen über diese oder jene Dunkelheit des Faust ferneren Aufschluss geben kann, und wenn Sie auch, wider meinen Wunsch und Hoffen, nicht zur Rolle des Gretchen kommen sollten, so sollen Sie doch über diese Rolle so wie über das Stück beßer unterrichtet seyn wie irgend eine andere in Weimar.

Es freut mich, dass Sie der Frau v. Goethe in der letzten Zeit so gefallen haben. Besonders rühmte sie Ihr Spiel und

feines Betragen im Wunderschrank. Sie sagte, »sie wäre ganz erstaunt gewesen.« Seit acht Wochen habe ich Ihren Namen nicht genannt. Nun ist es mir sehr lieb, dass ich dieses Schweigen endlich gebrochen habe und dass ich wieder anfange, über Sie zu reden und Sie zu loben.

Goethe bat mich gestern um einige Gedichte zu einem Musenalmanach wozu er auch Beyträge giebt. Anfänglich dachte ich, ihm etwas von unseren Gedichten zu geben, aber ich will es nicht, sie sind zu gut, ich will sehen, dass ich etwas anderes finde.

Mit unserem gemeinsamen Liebling Jenny habe ich vor einigen Tagen gegeßen. Sie war besonders reizend indem sie mich um etwas ersuchte, welches mir leid that, ihr abschlagen zu müssen.

Senden Sie mir gelegentlich den blauen Band von W. Meister und die rothen Wanderjahre, ich will Ihnen dagegen das Buch mit dem Gedicht der Euphrosine senden.

Mündlich mehr von yours true friend

Eckermann.

Die in vorstehendem Brief genannten Faust-Illustrationen sind sehr bekannt: sie erschienen 1812, 1828. Jenny ist natürlich Jenny v. Pappenheim (Gustedt). Ueber die Klingemannsche Faustbearbeitung vgl. Creizenach, Bühnengeschichte des Goethischen Faust; der »Wunderschrank« ist ein Lustspiel von F. v. Holbein, das im Jahre 1823 erschien; das Volkslied im Faust, dem Märchen vom »Machandelboom« entnommen, s. Loeper, Faust I, S. 199 Anm. Der Musenalmanach, zu dem Goethe Beiträge gab, ist der »Berliner« auf 1830 von Veit, Werder, Stieglitz herausgegebene. Doch ist die Aufforderung an Eckermann gewiss nicht von Goethe ausgegangen, vgl. Geiger »Im deutschen Reich«, Berlin, Juli 1895. »Unsere Gedichte« mögen diejenigen sein, die dem Verhältniss Eckermanns mit der Adressatin ihren Ursprung verdanken.

L. G.

B. Nachträge und Berichtigungen zu Band I, IV, V, X, XV, XVI.

Zu Bd. I—V. 1. Die in folgenden Stellen des Goethe-Jahrbuchs erwähnten Personen beziehen sich alle auf einen Einzigen, den Maler Gerhardt von Reutern: Bd. I, 283, 284; Bd. IV, 186, 178, 399; Bd. V, 36, 37, 353.

2. Der in Bd. IV, S. 178 erwähnte, im Gefolge des Grossfürsten befindliche, »Ihr werther Geleitsmann« genannte Begleiter Joukovskys kann nicht Gerhardt von Reutern gewesen sein, da derselbe 1821 und 1822 sich in Livland aufhielt (cf. S. 43 u. 44 des Lebensb.). B. v. REUTERN.

Zu Bd. XV.[1] S. 55, Zeile 7 von oben »alten« statt »allen«.

Seite 58, Zeile 18 und 85, Zeile 11 unter dem Programm ist gemeint die 1811 Berlin bei G. C. Nauck erschienene Schrift »Zu Platons Phädon« (vergleiche Kleine Schriften von F. A. Wolf, herausgegeben von Bernhardy 962. Die Vorrede ist vom 9. October 1811 datirt). Nun erst wird die geringschätzige Aeusserung über Heindorf verständlich.

Seite 59, Zeile 5 von unten »tröstlich« statt »köstlich«.

Seite 66, Zeile 4 von unten. Wolf hat dennoch dem Vossen und zwar in echt Wolfischer Weise replicirt. »G. Hermann über die bestrittene Cäsur im Trimeter der griechischen Tragödie: ein Brief an den Herausgeber der Literarischen Analecten nebst Vorwort. Beilage zum ersten Hefte Analecten, Berlin bei G. C. Nauck 1817, 15 Seiten.« Hermanns Brief ist vom 5. Februar 1817. Der kurze Artikel in den Analecten I, 253 über eine bestrittene Cäsur im griechischen Trimeter unterzeichnet mit x rührt nicht, wie Voss wähnte von Wolf her, der Verfasser ist Ahlwardt. Das entnehme ich aus einer vor vielen Jahren niedergeschriebenen Anmerkung, in der ich mich auf einen Brief Wolfs an Körte vom 13. April 1821 beziehe.[2]

Zu Seite 88. F. von Raumers Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830, II, 278. »Herr Roulet, der äusserst gefällige Consul erzählt mir, ein furchtbarer Windstoss des Mistral habe Wolf an seiner Seite fast zu Boden geworfen, dass er ihn stützen und nach Hause führen musste. Gleich nachher legte er sich und stand nicht wieder vom Krankenlager auf.«

S. 92, Z. 14 von unten. ἐκκυκλημασι vgl. C. A. Böttigeri Opuscula ed. Sillig, Dresd. 1837, p. 354.

S. 94, Z. 9 von unten. Vgl. F. A. Wolfs grosse Anmerkung zu den Bruchstücken seiner Uebersetzung: »Aus Aristophanes' Acharnern, Griechisch und Deutsch mit einigen Scholien« (Berlin 1812), p. 66 fgg.

S. 94 letzte Zeile. Naiv genug heisst es im Artikel Thespiades: »Da es denn einige für die 13. von des Herculis grossen Arbeiten gehalten, dass er alle solche Dinger in einer Nacht zu Weibern gemachet, obwohl sonst auch sind, welche ihm dazu auch 50 Nächte zustehen, nicht weniger aber auch, welche ihm lieber solche Brunnen-Ochsen-Arbeit gar nicht

[1] Die folgenden werthvollen Ergänzungen von M. Bernays waren schon für Bd. XV bestimmt, konnten aber leider wegen Platzmangels weder dort noch in Bd. XVI angebracht werden.

[2] Auch das Inhaltsverzeichniss zum ersten Bande der Analecten nennt als Verfasser *C. W. Ahlwardt.*

beymessen wollen.« *M. Benjamin Hederichs* Gründliches Lexicon Mythologicum (Leipzig 1724), p. 1861.

M. Bernays.

S. 28. Die erste ausführlichere Aeusserung Goethes über seine Unterredung mit Napoleon berichtet aus Goethes Munde Humboldt in einem Briefe an Jacobi vom 21. November 1808 (S. 75 meiner Ausgabe); am 18. hatte Goethe nach Tagebücher 3, 400 mit Humboldt »über gegenwärtige deutsche Verhältnisse« gesprochen: hierbei flocht er vielleicht jene Mittheilung ein. A. Leitzmann.

S. 58. »Sonst würde ich Ihnen gern die wässrige Uebersetzung des Plutarch lassen; indess ist das Buch ja oft bei Ihnen, da der Verfasser in der Nachbarschaft lebt«. Hier liegt ein Witz mit dem Namen des Plutarchübersetzers Johann Friedrich Salomon Kaltwasser (1752—1813; vgl. die Notizen in der allgemeinen deutschen Biographie XV, 49) vor, der Collaborator am Gymnasinm in Gotha war. A. Leitzmann.

S. 80 fg. Das Original dieses nach dem »Concept von Schreiberhand« mitgetheilten Briefes ist in meinem Besitze. In dem an Hirt gelangten Schreiben fehlt »bereits«. Die Datirung lautet: Weimar, den 12. August 1827. Dieses Datum sowohl wie die Worte: »Dankbar, treu verbunden J. W. v. Goethe« sind von *Goethes,* der Context von Kräuters Hand. Der Brief wurde bereits 1893 in meiner Schrift »Sesenheim, wie es ist«, S. 51 f. abgedruckt. Gustav A. Müller.

S. 217. Carl Matthaei studirte nicht nur in Altdorf und Leipzig, sondern auch in Halle und zwar wurde »Carl Joh. Conr. Mich. Matthaei Norimbergensis am 18. Oktober 1765 als Theologe« daselbst immatrikulirt. — Seiner Hallenser Studienzeit gedenkt Matthaei in Briefen an Bodmer, welche sich in des Letztern brieflichem Nachlass befinden.

S. 236. Carl Matthaei hielt sich weder 1777 noch 1778 längere Zeit in der Schweiz (Zürich, Lausanne) auf; er traf, aus Braunschweig kommend, den 30. Juli in Strassburg ein und lebte in dieser Stadt noch das ganze folgende Jahr hindurch. Wegen seiner verantwortungsvollen Erzieherstelle konnte er während der beiden genannten Jahre nicht einmal auf ein paar Tage in die nahe Schweiz kommen. Diese Notizen sind der oben erwähnten handschriftlichen Quelle entnommen. Heinrich Funck.

S. 258, Z. 1—2. Vgl. Vers 925/26: »Ihre Kraft Und Eigenschaft.« Diese Uebereinstimmung beweist, dass auch die Beschwörungsverse Fausts dem Pudel gegenüber unter dem Einfluss des Wechselgesprächs stehen und ihm ihre Form verdanken.

S. 258, Z. 29 l. Thierverse statt Vierverse. A. Tille.

S. 281, Z. 1 lies »der vierten« statt »den meisten«. Z. 5 l., greifenden statt preisenden.

S. 283. Die richtige Auflösung der Geheim-Adresse ist, wie ich schon vor Ausgabe des Goethe-Jahrbuches, aber zu spät für eine Aenderung, bemerkte, im 7. Bande der Briefe Goethes (W. A.) S. 381 gegeben: nämlich *Steinauer*. Meine Auflösung konnte nicht richtig sein, weil ihr die Unterlage fehlte. Die Adresse lautet nicht, wie man ursprünglich las: Κρα . . όδιος, sondern ist laut freundlicher Belehrung Dr. Ed. v. d. Hellens ein Gemisch von neun Zahlen, Zeichen und Buchstaben, das im 7. Bande wegen technischer Schwierigkeiten nicht wiedergegeben werden konnte. Aus denselben Gründen muss es auch hier fehlen.

Albert Bielschowsky.

S. 330, Z. 20 l. Ludwig Aub.
S. 336, Z. 5 v. u. l. A. E. Schönbach.
S. 338, Z. 29 l. Consentius.
S. 350, 4 v. u. ergänze: von Julius Schapler.

Zu Bd. XVII, S. 13, Z. 18 v. o. lies »ihres« statt »seines«.

S. 84, Z. 14 muss es statt »zogen« heissen: »zog«.

S. 251 (der 16. Bogen war am 14. März gesetzt). Die A. Z. d. Jud. 27. März 1896 bringt eine Notiz über einen Brief, »den Munk als junger Gelehrter von Weimar aus an seine Mutter geschrieben hat und in welchem der junge Orientalist einen Besuch bei Goethe schilderte. Er war daraus zu ersehen, dass Munk Gunst bei Goethe gefunden hatte, denn der sonst spröde, alte Meister unterhielt sich mit ihm lange. Als nun vor einiger Zeit eine Versammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar stattfand, erbat sich ein Breslauer Stadtrath und Goethe-Kenner den Brief und nahm ihn nach Weimar mit, und hier stellte sich heraus, dass Goethe unter dem Datum des Briefes in den Tagebüchern gleichfalls eine längere Notiz über den Besuch des jungen Orientalisten aufgezeichnet hatte«. L. G.

2. CHRONIK.

A. NEKROLOGE.

Das Curatorium des Goethe-National-Museums hat im verflossenen Jahre die beiden Mitglieder durch den Tod verloren, die nach dem landesherrlichen Stiftungsbrief in seiner Mitte die Familien vertreten, denen das Museum für Ueberweisung kostbarer Gegenstände aus dem Nachlass des Dichters verpflichtet ist. Das Museum beruht bekanntlich in erster Linie auf dem Nachlass des am 15. April 1885 verstorbenen letzten männlichen Nachkommens Goethes, des Kammerherrn Walter von Goethe. Er hatte die Gebäude nebst Garten des Stadthauses mit ihrem Inhalt »an Sammlungen von Bildern, Medaillen u. s. w., sowie alles was in dem von dem Grossvater benutzten Vorzimmer, in der Studirstube und dem Schlafzimmer sich befindet« dem Weimarischen Staate vermacht. Eine werthvolle Anzahl von Kleinodien, Gemälden, Sculpturen, Reliquien aller Art blieb aber durch diese Fassung der Bestimmung ausserhalb der Stiftung und fiel den Intestaterben zu, dem Generaladjutanten des Grossherzogs von Sachsen, Generallieutenant Grafen *Leo von Henckel-Donnersmarck,* der mit Ottilien von Goethe, der Mutter des Erblassers, denselben Grossvater hatte, und dem Sanitätsrath Dr. *Felix Vulpius,* einem Bruderssohne der Christiane von Goethe, der Gattin des Dichters zu. In dankenswerthester Weise vervollständigten beide Herren auf Anregung des Dr. Vulpius das Goethische Vermächtniss durch eine Stiftung, in der sie dem Staate die oben erwähnten Kunstsachen, Gegenstände, persönliche Erinnerungen u. s. w., über die Walter von Goethe nicht oder nicht in zweifelloser Weise verfügt hatte, dem Museum überwiesen. Unter dem 15. Juni 1885 wurde die Urkunde über diese Stiftung landesherrlich bestätigt und am 8. August desselben Jahres der Stiftungsbrief über die Errichtung und Organisation des Goethe-

Museums selbst vollzogen, durch welchen Graf Henckel von Donnersmarck und Dr. Vulpius in das Curatorium desselben berufen wurden. Die Goethe-Gesellschaft sprach ihnen den Dank aller Goethefreunde für ihre hochherzige Stiftung dadurch aus, dass sie sie zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft ernannte.

Am 27. December v. J. verschied *Graf Leo Henckel* im Alter von 67 Jahren. Er war am 8. Januar 1829 zu Merseburg geboren und widmete sich der militärischen Laufbahn. 1847 trat er bei dem Rheinischen Kürassierregiment Nr. 8 ein und ward zu Anfang der fünfziger Jahre als Ordonnanz-Officier zu dem Grossherzog Carl Alexander von Sachsen, dem Chef jenes Kürassierregiments, befehligt. Der gebildete und geistvolle junge Mann, der durch seine Familie zu Weimar in näherer Beziehung stand, ward bald durch die besondere Freundschaft des Grossherzogs ausgezeichnet und wiederholt mit wichtigen Sendungen betraut. Nach seinem Ausscheiden aus dem preussischen Militärdienst trat er zunächst als Oberschlosshauptmann, später als Generaladjutant und Wirklicher Geheimer Rath in die Dienste des Grossherzogs. Graf Henckel war eine der bekanntesten und durch seine vornehme Freundlichkeit beliebtesten Persönlichkeiten der gesellschaftlichen Kreise des heutigen Weimar. Im Feldzug 1870/71, den er als Adjutant des Generals von Werder mitmachte, zeichnete er sich zumal in den Kämpfen um Belfort gegen die Armee Bourbakis hervorragend aus und erwarb sich hier das Eiserne Kreuz I. Classe.

Sanitätsrath Dr. *Felix Vulpius* ist am 27. April 1895 in Weimar gestorben. Er war dort geboren am 17. Juli 1814 als der zweite Sohn des Bibliothekars Rath Christ. August Vulpius. Er wuchs auf in den intimsten Beziehungen zu den Goethischen Enkeln und wirkte als vierjähriger Knabe u. a. in dem grossen Goethischen Maskenzug am 18. October 1818 zur Feier der Anwesenheit der Kaiserin von Russland mit. Nach dem Tode des Vaters (1827) bewohnte er mit der Mutter das Goethe gehörige kleinere Haus am Frauenplan und kam so in den letzten Lebensjahren des Dichters mit diesem vielfach in Berührung. Von 1834—1838 studirte er Medicin in Jena, und nahm dann zu seiner weiteren Ausbildung einen längeren Aufenthalt in Wien. Er liess sich später als Arzt in Weimar nieder. Mit der Goethischen Familie, die er auch als Arzt berieth, blieben die Beziehungen stets die herzlichsten.

In beiden Männern, dem Sanitätsrath Dr. Vulpius wie dem Generaladjutanten Grafen Henckel von Donnersmarck betrauern Goethe-Museum und Goethe-Gesellschaft zwei hochangesehene Mitglieder, deren Name stets unvergessen bleiben wird.

P. v. BOJANOWSKI.

Robert Keil, geb. 1826, Rechtsanwalt in Weimar, ist daselbst am 2. März 1894 gestorben. Er gehörte der Goethe-Gesellschaft seit ihrem Beginne an, betheiligte sich aber in Folge seines eigenartigen, leicht verletzbaren Wesens wenig an ihren Bestrebungen. Er hat eine sehr reiche literarische Thätigkeit entfaltet, die theilweise mit seinem Berufe, theilweise mit den Interessen des Schriftstellerstandes zusammenhing, die er eifrig förderte. Hauptsächlich war er Literarhistoriker und publicirte als solcher eine ziemliche Anzahl Schriften, die sich jedoch nicht unbedingter Anerkennung seitens der Fachgenossen zu erfreuen hatten. 1858 veröffentlichte er eine Geschichte des Jenaischen Studentenlebens und später in Gemeinschaft mit seinem Bruder Richard Keil »Die Gründung der deutschen Burschenschaft« und »Die burschenschaftlichen Wartburgfeste von 1817 und 1867«. 1871 liess er den Briefwechsel der »Frau Rath« erscheinen, 1875 »Vor hundert Jahren«, dessen erster Band Goethes Tagebuch, der zweite Corona Schröter behandelt, 1882 »Goethe, Weimar und Jena 1806«, dann das »Goethe-Nationalmuseum in Weimar« und 1890 einen „Goethe-Strauss«. Sein Werk über deutsche Stammbücher ist noch in der vorletzten Bibliographie (G.-J. XV, 340) erwähnt; vielbenutzt wurden seine in der »Deutschen Revue« gegebenen Auszüge aus den Tagebüchern Riemers, die er in Buchform zu sammeln gedachte. Viele seiner Arbeiten entnahmen ihr Material seinen handschriftlichen Schätzen, denn er war (das Folgende aus der Nat.-Ztg. 6. März) durch besondere Fügungen zu einem reichen Schatz Goethischer Handschriften in Vers und Prosa gelangt, zu ganzen Actenbündeln und Convoluten aus der classischen Zeit, die er sorgsam behütete. Als literarischer Testamentsvollstrecker des Geh. Hofraths Riemer, des Freundes Goethes, als Rathgeber des alten Kräuter, Privatsecretärs Goethes, und dessen Sohnes Dr. Edmund Kräuter, hatte er eine Erbschaft an literarischen Reliquien übernommen, um deren Besitz er vielfach beneidet wurde. In seinem stillen Heim in Weimar hatte er ein hübsches Gartenzimmer mit all diesen Kostbarkeiten gefüllt und zeigte sie namentlich in früheren Jahren befreundeten Forschern und Gelehrten mit bereitwilliger Liebenswürdigkeit. In Spinden und Glaskästen lagen dort dicke Hefte Goethischer Gedichte in dessen eigener klaren, schönen Handschrift, die fast vollständigen Reihen der Abtheilungen, wie wir sie jetzt in den Gesammelten Werken finden und die mannigfach von Goethe durchgesehen und verändert erscheinen. Da lagen einige Sonette an Bettina v. Arnim, ein von Goethe als »Apell ans Genie« charakterisirter und so überschriebener alter Kirchengesang »Veni Creator Spiritus«, der dem Papst Gregor dem Grossen zugeschrieben wird und an dessen Uebersetzung Goethe mit vielem Eifer gearbeitet

hat; ferner ein Blatt aus dem Theatermanuscript des Götz von Berlichingen, das aus dem Schlossbrande gerettet und von Goethe an Riemer geschenkt worden war, ein Gedicht auf Thorwaldsens Geliebte, eine ganz eigenhändige Handschrift des Singspiels »Erwin und Elmire« u. A. Als kostbarstes Stück des Ganzen pflegte Keil aber den »Epilog zu Schillers Glocke« zu zeigen, den Goethe eigenhändig auf kleine Queroctavblättchen geschrieben und vielfach durchcorrigirt hatte. Keil beabsichtigte seit Jahren, von diesem herrlichen poetischen Nekrolog Goethes auf seinen grossen Freund eine Facsimile-Ausgabe herstellen zu lassen, ist aber leider nicht mehr dazu gekommen, diesen Vorsatz auszuführen. Dann zeigte er auch wohl eine entzückende Röthelzeichnung von Goethe, das prächtige Brustbild der schönen jungen Mailänderin (?) darstellend, jetzt im »Goethestrauss« abgedruckt. Ein dickes Fascikel betraf Goethes Nachlass, aufgenommen von Kanzler von Müller, Eckermann und Kräuter, die Schrank um Schrank der Goethischen Wohnung öffneten und den Inhalt inventarisirten. Da las man auf dicken Brief- und Actenpacketen die Aufschriften »Rückkehr aus Strassburg«, »Klassisch-romantische Walpurgisnacht, zweites Mundum«, »Paralipomena zu Faust«, zu »Hanswursts Hochzeit«, da sah man ein kleines Portefeuille mit drei Haarlocken, eine davon mit »Charlotte« bezeichnet. Das ganze Zimmer war mit Büsten und Bildern aus der Goethezeit ausgeschmückt, die Schränke mit alten Tassen und Gläsern, mit werthvollen Ringen und Medaillen gefüllt. — Die Papiere aus dem Kräuterschen Nachlasse hat das Goethe-Schiller-Archiv bald nach seiner Gründung 1886 (vgl. 2. Bericht der Goethe-Gesellschaft G.-J. VIII, Anhang S. 9) von Robert Keil erworben; die beiden eigenhändigen Gedichthefte von 1788 wurden schon damals dem Archive einverleibt.

L. G.

Durch den am 2. März 1895 erfolgten Tod *John Stuart Blackies,* früheren Professors des Griechischen an der Universität Edinburg, verliert auch Deutschland einen warmen Freund und Verehrer. In Glasgow im Jahre 1809 geboren, machte er seine Studien vornehmlich in Aberdeen und Edinburg, lag denselben aber auch zwei Jahre in Deutschland ob, und zwar auf den Universitäten Göttingen und Berlin. Neben den streng fachwissenschaftlichen Forschungen, deren Ergebnisse er vornehmlich in dem 1874 veröffentlichten bekannten Collectiv-Werke »Horae Hellenicae« herausgab, waren es sein engeres Heimathland, Schottland und Deutschland, zu denen er sich immer wieder aufs Neue hingezogen fühlte. Schon im Jahre 1834 veröffentlichte er eine metrische Uebersetzung

von Goethes »Faust« mit werthvollen Anmerkungen. 1869 erschien seine »Musa Burschicosa«, ein Bändchen von Liedern für Studenten nach deutschen Mustern. Im folgenden Jahre kamen seine »Kriegslieder der Deutschen« heraus und im Jahre 1883 legte er seine gereiften Ansichten über den Charakter und den Einfluss des grossen deutschen Dichters in seinem Werke über »Die Weisheit Goethes« nieder, für den er stets eine besonders warme Verehrung empfunden. Er gab seine Professur im Jahre 1882 auf, nahm aber immer noch das regste Interesse an allen Vorgängen an der Edinburger Universität. Es ist auch vornehmlich seinen persönlichen Bemühungen zu danken, dass ein Lehrstuhl der keltischen Sprache an derselben errichtet wurde, für welchen Zweck es ihm gelang, in etwa vier Jahren 240,000 Mark zu sammeln. (Frankf. Ztg. 5. März.)

In Steglitz bei Berlin ist am 29. Mai der bekannte Schriftsteller Dr. *Heinrich Pröhle,* ehem. Professor an der Louisenstädtischen Realschule in Berlin, im Alter von 73 Jahren gestorben. Er war am 4. Juni 1822 zu Satuelle bei Neuhaldensleben als Sohn des dortigen Pfarrers geboren, studirte zu Halle und Berlin Geschichte und Philologie, beschäftigte sich dann einige Zeit journalistisch und lebte in den ersten fünfziger Jahren frei schaffend im Harz, meistens mit Sagenforschung und Untersuchungen zur Geschichte des Harzes beschäftigt. 1857 wandte er sich nach Berlin, wo er 1859 seine Lehrthätigkeit an der Louisenstädtischen Realschule begann, die er bis zum Jahre 1890 ausübte. Seine schriftstellerische Thätigkeit galt in erster Linie dem Harz, seinen Sagen und Märchen. Durch persönliche Beziehungen zu Halberstadt, gab er sich mit grosser Liebe der Erforschung von Gleims Stellung und Wirkungen hin und veröffentlichte, in seiner Auswahl nicht immer glücklich, zahlreiche Beiträge aus dem Gleim-Archiv. Einzelnes davon kam auch der Goethe-Literatur zu Gute, so die Untersuchungen über K. Ph. Moritz und das Buch: »Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Mit Knesebecks Briefen an Gleim als Seitenstück zu Goethes Campagne in Frankreich.« Potsdam 1889. L. G.

Wilhelm Kieser wurde am 3. Juni 1811 zu Langewiesen geboren, besuchte das Gymnasium zu Rudolstadt und wandte sich, nachdem er 1830 in Arnstadt das Maturitätsexamen bestanden, nach Jena, um Theologie zu studiren. Indessen

führten ihn Neigung und Begabung sehr bald den klassischen Studien zu; ein lebhafter und energischer Wissenstrieb hatte schon den Knaben ausgezeichnet, und so wurden Eichstädt und Göttling sehr bald auf den kenntnissreichen und strebsamen Studenten aufmerksam. Von Jena aus begab sich Kieser 1832 nach Berlin, wo er sich hauptsächlich von Boeckh angezogen fühlte. Entscheidend für die Richtung, die später seine geistige Arbeit zum Theil nahm, war hier auch das lebhafte Interesse, das er den Aufführungen des königlichen Schauspiels entgegenbrachte. Den Rest seiner Studienzeit (1833—34) verlebte er in Leipzig, wo er auch Herbst 1833 zum Doctor promovirt wurde. Er wurde in Leipzig ein eifriges Mitglied von Gottfried Hermanns griechischer Gesellschaft, und Hermann hat in einem noch vorliegenden Zeugnisse sich auf das Günstigste über Begabung und Leistungen Kiesers ausgesprochen. Am 1. October 1834 wurde Kieser am Gymnasium zu Arnstadt angestellt und folgte dann 1836 einem Rufe an das Gymnasium zu Sondershausen, dem er bis zum Schlusse seiner Amtszeit angehört hat, zuerst als Professor, dann lange Jahre als Director. Auch die äussere Anerkennung für seine Verdienste blieb nicht aus; er wurde zum Geheimen Schulrath ernannt; das Vertrauen seiner Mitbürger entsandte ihn seit 1848 regelmässig in den Landtag, wo er auch zeitweilig das Amt eines Vicepräsidenten bekleidete; und auch sonst sind ihm Zeichen der Liebe und Verehrung wiederholt zu Theil geworden. Als Lehrer hat er eine reichgesegnete Thätigkeit entwickelt, und wer wie der Verfasser dieses kurzen Nachrufes das Glück gehabt hat, sein Schüler zu sein, wird sich mit Dankbarkeit der reichen Anregungen erinnern, die von dem verehrten Manne ausgegangen sind. Vor wenigen Jahren trat Kieser in den Ruhestand; lebhaft und frisch, jedem geistigen Interesse zugewandt und noch in seinen letzten Lebenstagen damit beschäftigt, sein bedeutendes Wissen auszubauen und zu ergänzen, blieb er bis an seinen am 5. November 1895 erfolgten, von seinen Kindern, Schülern und Mitbürgern tief betrauerten Heimgang.

Von Kiesers Arbeiten zur Goetheforschung (Psychologische, ästhetische und grammatische Bemerkungen über Goethes Iphigenie, 1843. Entwickelung des sittlichen Conflictes in den zwei letzten Aufzügen der Goethischen Iphigenie, 1848. Ueber den ersten Act der Goethischen Iphigenie, 1856. Ueber Goethes Tasso, 1868; sämmtlich Programme des Gymnasiums in Sondershausen) liegt die älteste um mehr als fünfzig, die jüngste beinahe dreissig Jahre zurück. Bei ihrem Erscheinen haben die Abhandlungen fast durchweg warme Anerkennung gefunden; Aufforderungen, die werthvollen Untersuchungen durch einen neuen Abdruck allgemein zugänglich zu machen, sind wiederholt von Gelehrten, Freunden und Schülern an

Kieser gerichtet worden; er aber wollte die Programme nur in völliger Neubearbeitung wieder in die Welt gehen lassen, und so ist ein Neudruck überhaupt nicht zu stande gekommen. Das ist sehr zu beklagen. Denn wie sehr sich inzwischen auch die Methode des literarhistorischen Betriebes geändert hat, die Verdienste, die sich Kieser namentlich um die Auslegung der Iphigenie erworben hat, dürfen als bleibende bezeichnet werden. Die erste Arbeit skizzirt zunächst die Gestalt Iphigeniens nach den Hauptmomenten ihrer sühnenden und versöhnenden Thätigkeit; sie nimmt dann den ersten Auftritt des 2. Actes gegen das Urtheil Gottfried Hermanns, der dieser Scene wesentliche Bedeutung absprach, in Schutz und weiss die Stellung, die der Scene im Plane des Ganzen zukommt, vortrefflich auseinanderzusetzen; sie verfolgt schliesslich den Heilungsprozess des Orestes durch seine einzelnen Stadien. Geradezu musterhaft weiss die zweite Abhandlung die Charakterentwicklung der Iphigenie auf Grund der in den beiden letzten Acten dargestellten Vorgänge bis ins Einzelste zu verfolgen. Auch der dritten Arbeit, die den ersten Act feinsinnig zu zergliedern und ihn als glänzende Exposition zu würdigen weiss, kann man hohes Lob nicht versagen. Das vierte Programm führt, hauptsächlich auf Grund einer eindringenden Analyse von Tassos Charakter den Nachweis für die jetzt wohl so gut wie allgemein angenommene Thatsache, dass wir es im Tasso mit einem tragischen Abschlusse zu thun haben. Stärker als wir es heute gewöhnt sind, wird die Darstellung Kiesers von philosophischen Constructionen, namentlich Hegels, beherrscht; aber der Kern der Arbeiten wird dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt; denn vor jeder Verflüchtigung in Abstractionen schützte den Verfasser seine gründliche Kenntniss des realen Untergrundes seiner Forschungen, und mehr noch sein Bestreben, nichts Fremdes in den bearbeiteten Stoff hineinzutragen, sondern nur den Absichten des Dichters nachzugehen und diese zu verstehen. Gerade für diese Seite literarhistorischer Arbeit war Kieser durch sein fein anempfindendes Gefühl für poetische Schönheit und künstlerisches Ebenmass ebenso wie durch sein sorgfältig abwägendes, gesundes und gerechtes Urtheil hervorragend befähigt. Trotz des Abstandes der Zeiten würde es daher nur dringend zu empfehlen sein, die Programme in irgend einer Weise wieder allgemein zugänglich zu machen; es wäre die schönste Ehrung, die dem Andenken des vortrefflichen Mannes zu theil werden könnte. GEORG ELLINGER.

B. VERSCHIEDENES.

Am 22. Februar veranstaltete die Direction des Independent Theatre in Manchester unter der Regie des Herrn L. Calvert die erste Aufführung von Goethes Clavigo in England in englischer Sprache. Die Urtheile der Localkritik über das ihrem Bewusstsein nagelneue Stück lauteten sehr verschieden; die Aufführung erwarb sich ungetheiltes Lob. Die von Mitgliedern der Manchester Goethe-Society besonders angefertigte Uebersetzung wird aller Wahrscheinlichkeit nach binnen kurzem im Druck erscheinen.

Die von dem am 25. März v. J. verstorbenen Budapester Rechtsanwalt Herrn Balth. Elischer hinterlassene Goethe-Sammlung ist von dessen Erben Prof. Julius Elischer nebst einem zu ihrer Unterhaltung und Vermehrung dienenden Fonds der Ungarischen Academie überwiesen worden. Sie enthält:

I. Etwa vierzig Handschriften, Autogramme und Notizen, sämmtlich von Goethes eigener Hand.

II. Eine Handschriften-Autogramm-Sammlung, aus dem Weimarer Hof- und Dichter-Kreise, mit Bezug auf Goethe (96 Nummern, aus etwa 123 Stücken bestehend), darunter: Briefe von Schiller, Wieland, Herder, der Grossherzogin Amalia, Grossherzog Carl August u. A.

III. Goethe-Portraits (180 Stück) und eine Portrait-Sammlung seiner Zeitgenossen, auf etwa 115 Cartons, in einem Portefeuille.

IV. Eine Sammlung von Goethe-Medaillen (20 Stücke in Etuis).

V. Bibliothek: darin sämmtliche Gesammt-Ausgaben der Werke Goethes (der Zahl nach 18 Ausg., etwa 250 Bände); ungefähr 70 Stück erste Ausgaben (editiones principes); etwa 2000 Nummern auf Goethe bezügliche Werke, Schriften, Commentare, Abhandlungen; etwa 590 Nummern auf Goethe bezügliche Zeitschriften- und ausgeschnittene Zeitungs-Artikel; etwa 50 illustrirte und Pracht-Ausgaben von Goethes Werken.

VI. Einzelne Kupfer- und Stahlstiche, ein vollständiges Exemplar der Kaulbachschen Goethe-Gallerie in Grossfolioformat, Goethe-Portraits in photographischen Copien (20 Stück), theilweise in Goldrahmen.

VII. Musikalien, mit Goethischen Texten, etwa 742 Nummern, in 376 Bänden und Heften.

VIII. Die Carlsbader Mineralien-Sammlung.

IX. Einige Goethe-Statuetten und Medaillons, in Gypsguss.

X. Einige Goethe-Reliquien.

Am 18. Juli feierte *G. Stickel*, einer der wenigen Ueberlebenden aus der Goethe-Zeit, seinen 90. Geburtstag. Ueber seine Beziehungen zu Goethe hat er selbst an dieser Stelle berichtet (G.-J. VII, 231—240). Dem würdigen Veteranen, der in wunderbarer Rüstigkeit die Last der Jahre trug und unermüdet seine Lehrthätigkeit und wissenschaftliche Arbeit fortsetzte, sollte an dieser Stelle, wenn auch verspätet, der Glückwunsch aller derer dargebracht werden, die sich mit Goethe beschäftigen. Unter den dem Jubilar dargebrachten Glückwünschen befand sich ein Schreiben des Grossherzogs Karl Alexander. Dieser schickte dem Nestor der Jenaer Universität sein Bildniss und schrieb: »Ich füge ihm noch eine Denkmünze bei aus der Zeit, in der Sie zu Jena Ihren Studien sich gewidmet haben. Die Münze zeigt im Bilde auf der einen Seite den Grossherzog Karl August und seine Gemahlin, auf der anderen Goethe, sie stellt also vereint drei Persönlichkeiten dar, deren Zeitalter für unsere Hochschule eine so hochbedeutsame Periode gewesen ist. Gewiss wird es Ihnen, der seine Thätigkeit als Gelehrter damals begonnen hat, willkommen sein, ein derartiges seltenes Erinnerungszeichen an Ihre Jugendzeit zu besitzen.« Im Januar 1896 starb der hochverdiente Gelehrte, dessen Andenken auch diese Zeilen geweiht sein mögen.

GOETHE-VORLESUNGEN AN HOCHSCHULEN MIT DEUTSCHER UNTERRICHTSSPRACHE

(incl. aller Schweizerischen).

Zusammengestellt von LUDWIG FRÄNKEL.

I. An den Technischen Hochschulen und einigen im G.-J. XV, 308—311 übersehenen Universitäten 1891—1894.

Sommer 1891. Genf: B. Bouvier, Goethe et Schiller; Vieillesse de Goethe, 1794—1832; le Volksbuch de Dr. Faust. — Lemberg: R. M. Werner, Geschichte der deutschen Literatur im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts.

Winter 1891/92. Darmstadt: O. Roquette, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert; über Goethes Faust. — Genf: B. Bouvier, Conférence pratique: la seconde partie du Faust de Goethe. — Karlsruhe: A. Böhtlingk, Ueber Goethe. — München (Techn. Hochschule): L. Muggenthaler, Deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. — Stuttgart: J. Klaiber, Uebungen zu Goethes Faust. — Wien (Techn. Hochschule): K. J. Schröer, Ueber die Dramen Goethes und Schillers (ebenso Sommer 1892).

Sommer 1892. Dresden: A. Stern, Goethes Faust.

Winter 1892/93. Darmstadt: O. Roquette, Ueber Goethes Faust. — Innsbruck: J. E. Wackernell, Uebungen an Goethes

lyrischen Gedichten. — München (Techn. Hochsch.): L. Muggenthaler, Deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. — Stuttgart: J. Klaiber, Goethes Faust, 1. Theil; Uebungen in Kritik und Erklärung der philosophischen Gedichte Goethes und Schillers. — Wien (Techn. Hochsch.): K. J. Schröer, Ueber Goethes Faust (auch Sommer 1893).

Sommer 1893. Darmstadt: O. Roquette, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. — Dresden: A. Stern, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts: die Wiederbefreiung der Nationalliteraturen. — Genf: B. Bouvier, Etude de Wilhelm Meisters Lehrjahre de Goethe.

Winter 1893/94. Darmstadt: O. Roquette, Ueber Goethes Faust; Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert: bis zu Goethes Tod. — Dresden: A. Stern, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts: Das goldene Zeitalter der neueren Literatur. — Innsbruck: A. Zingerle, Esercizî pratici di lingua tedesca per gli Italiani, libro di testo: Goethes Italienische Reise. — J. E. Wackernell, Goethes Faust (beides auch Sommer 1894). — Karlsruhe: A. Böhtlingk, Ueber Goethe; Goethes Faust. — Stuttgart: L. Fränkel, Gestalten der deutschen Poesie des 18. Jahrhunderts.

II. 1894—96.

Sommer 1894. Basel: St. Born, Die literarische Umwälzung in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. — A. Socin, Geschichte der deutschen Literatur von 1794—1830. — Berlin: E. Schmidt, Ausgewählte Gedichte von Goethe u. A. (Seminar). — L. Geiger, Der junge Goethe. — Bern: L. Hirzel, Geschichte der deutschen Literatur vom Ende des 18. bis Anfang des 19. Jahrhunderts. — Darmstadt: O. Roquette, Entwicklung der neueren deutschen Literatur. — Dresden: A. Stern, Allgemeine Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. — Freiburg i. Br.: A. Schröer, Marlowes Tragical History of Doctor Faustus (Seminar). — R. Weissenfels, Interpretation von Goethes Urfaust. — Freiburg i. d. Schw.: F. Jostes, Goethes Faust. — Genf: B. Bouvier, Einfluss J. J. Rousseaus auf die deutsche Literatur in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. — Giessen: A. Strack, Goethes Leben und Dichten II, 1776—1832. — Göttingen: G. Roethe, Ueber das klassische Zeitalter Weimars, das Leben und die Schriften von Goethe, Wieland, Herder und Schiller. — L. Morsbach, Marlowes Doctor Faustus. — Graz: B. Seuffert, Die klassische Zeit der deutschen Literatur, II. — Greifswald: A. Reifferscheid, Goethes und Schillers Xenien (Seminar). — Halle: R. Haym, Deutsche Literaturgeschichte von Gottsched bis auf unsere Zeit. — Heidelberg: C. F. Meyer, Ueber Goethes Faust: Einführung und Interpretation, Geschichte der Faustsage und ihrer poetischen Bearbeitungen. — M. Frhr. v. Waldberg, Geschichte der deutschen Literatur von Schillers Tode

bis zur Gegenwart; Geschichte des deutschen Theaters. — Jena: F. Kauffmann, Goethes Götz von Berlichingen (Seminar). — Innsbruck: F. Demattio, Uebersetzungsübungen aus dem Deutschen ins Italienische: Goethes Torquato Tasso. — Kiel: E. Wolff, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter Goethes und Schillers. — Königsberg: H. Baumgart, Ueber Goethes symbolische Dichtungen; Deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts; Kritische Uebungen in der Interpretation von Goethes lyrischen Gedichten und Balladen. — Leipzig: G. Witkowski, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. — Marburg: A. Köster, Ausgewählte Gedichte von Goethe u. A. — Münster: M. Kappes, Die Welt- und Lebensanschauung Schillers und Goethes. — C. Drescher, Goethes Dramen. — Prag: A. Sauer, Geschichte der deutschen Literatur in der Periode des Sturms und Drangs. — Strassburg: R. Henning, Die deutsche Dichtung von 1806 bis 1832 nebst Erklärung ausgewählter Texte. — W. Wetz, Geschichte des Romans bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. — A. Roehrig, Interpretation des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe (französisch). — Stuttgart: C. Weitbrecht, Goethes Jugendwerke. — Tübingen: H. Spitta, Kritische Vorträge über Goethes Faust. — Wien: a. Universität: J. Minor, Goethe und Schiller von 1775—1805. — b. Technische Hochschule: K. J. Schröer, Ueber Goethes Faust. — Zürich: Th. Vetter, Marlowe (Seminar).

Winter 1894/95. Berlin: E. Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur von Klopstock bis auf Schiller; Goethes Faust, mit einer historischen Einleitung. — L. Geiger, Goethes Leben und Schriften von 1775—1805. — M. Herrmann, Erklärung ausgewählter Abschnitte aus Dichtung und Wahrheit. — Bonn: B. Litzmann, Neuere deutsche Literaturgeschichte, II. (Lessing, Goethe, Schiller). — Breslau: M. Koch, Geschichte des deutschen Dramas und Theaters von seinen Anfängen bis auf Schiller; Goethes Leben und Werke; Interpretation Goethischer Jugendgedichte (Seminar). — Darmstadt: O. Roquette, Ueber Goethes Faust; Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. — Giessen: H. Siebeck, Ueber Goethes Welt- und Lebensanschauung. — Göttingen: M. Heyne, Geschichte des deutschen Romans; G. Roethe, Erklärung von Goethes Faust und Einleitung in die Faustsage und Faustdichtung. — Graz: B. Seuffert, Geschichte der deutschen Literatur in der Zeit des Classicismus und der Romantik. — J. Strzygowski, Kunsthistorische Uebungen: Goethes Italienische Reise. — Greifswald: J. W. Bruinier, Deutsche Uebungen über das Volksbuch vom Faust. — Halle: R. Haym, Ueber Goethes Leben und Schriften. — K. Burdach, Ueber Goethes Faust. — Heidelberg: C. F. Meyer, Das Drama der Sturm- und Drangzeit und Goethe als Dramatiker. — M. Frhr. v. Waldberg,

Goethes Faust mit besonderer Berücksichtigung des »Urfaust« (Seminar). — Jena: F. Kauffmann, Goethe und Schiller. — Kiel: E. Wolff, Goethes Faust. — Königsberg: H. Baumgart, Ueber die classische Comödie der Alten und der Neueren; Deutsche Literaturgeschichte von 1748—1805. — Leipzig: E. Elster, Literarhistorische Gesellschaft: Die Hauptprobleme des Goethischen Faust. — G. Witkowski, Die politischen und socialen Bewegungen des 18. Jahrhunderts im Spiegelbilde der zeitgenössischen deutschen Dichtung. — Lemberg: R. M. Werner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. — München: M. Carrière, Goethes Faust. — F. Muncker, Literargeschichtliche Uebungen über die Dichtungen des jungen Goethe. — Münster: C. Drescher, Geschichte der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts. — Neuchatel: W. Domeier, Die classische Periode der deutschen Literatur von Klopstock bis zu Goethes Tod. — Prag: A. Sauer, Geschichte der deutschen Literatur während der classischen Periode; Erklärung ausgewählter Gedichte Goethes. — Strassburg: E. Joseph, Faust in Dichtung und Sage. — A. Roehrig, Interpretation des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller (französisch). — Stuttgart: C. Weitbrecht, Goethes Faust. — Wien: a. Universität: J. Minor, Goethes Faust. I. historische Einleitung über die Faustsage und die Faustdichtungen; im Seminar: Uebungen an Goethes Werken (Weimarische Ausgabe). — O. F. Walzel, Die deutschen episch-lyrischen Dichtungen seit 1750. — b. Technische Hochschule: K. J. Schröer, Ueber Goethes Faust. — Zürich: J. Bächtold, Goethes Leben und Werke. — J. Stiefel, Lessing, Goethe, Schiller als Dramatiker.

Sommer 1895. Basel: R. Kögel, Die Sturm- und Drangperiode und der junge Goethe. — Berlin: E. Schmidt, Ueber Goethes Leben und Schriften bis zum Jahre 1775. — L. Geiger, Leben und Schriften Goethes 1805—1832. — Darmstadt: O. Roquette, Entwickelung der neueren deutschen Literatur. — Dresden: Ad. Stern, Goethes Faust. — Freiburg i. Br.: R. Weissenfels, Goethe. — Greifswald: J. W. Bruinier, Die Faustsage. — Halle: R. Haym, Deutsche Literaturgeschichte von Gottsched bis auf unsere Zeit. — Heidelberg: K. Fischer, Kritische Vorträge über Goethes Faust. — Kiel: E. Wolff, Goethes Weltanschauung. — Lausanne: Maurer, Das deutsche Theater von 1770—1830. — Leipzig: R. Wülker, Goethe und Frankfurt (zur Erklärung von »Dichtung und Wahrheit«). — J. Volkelt, Aesthetik der Lyrik, im Anschluss an Goethes Gedichte (Seminar). — E. Elster, Deutsche Literatur-Geschichte der Sturm- und Drangperiode und des classischen Zeitalters. — G. Witkowski, Geschichte des deutschen Dramas von der classischen Zeit bis auf die Gegenwart. — München: F. Muncker, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Sturms und

Drangs. — Neuchatel: W. Domeier, Deutsche Sprache und Literatur in der classischen Periode von Klopstock bis auf Goethes Tod. — Prag: A. Sauer, Goethe und Schiller von 1794—1805. — Strassburg: A. Brandl, Uebungen an Marlowes Doctor Faustus. — A. Roehrig, Interpretation des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe, II. (französisch). — Wien (Techn. Hochschule): K. J. Schröer, Ueber Goethes Faust. — Würzburg: H. Roetteken, Goethes und Schillers Jugend und ihre Genossen.

Winter 1895/96. Basel: R. Kögel, Goethe 1775—1832. — Berlin: E. Schmidt, Ueber Goethe und Schiller. — L. Geiger, Goethes Faust. — Bonn: B. Litzmann, Geschichte des deutschen Theaters vom Ausgange des 16. Jahrhunderts bis auf Schillers Tod. — A. E. Berger, Geschichte der neueren deutschen Literatur, II.: von Herders Auftreten bis auf Goethes Tod (1766—1832). — Darmstadt: O. Roquette, Goethes Faust; Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, II. — Erlangen: E. Steinmeyer, Geschichte der deutschen Literatur von der Reformation bis auf Schillers Tod. — Freiburg i. Br.: R. Weissenfels, Literarhistorische Uebungen über Goethes und Schillers Balladen. — Halle: Ph. Strauch, Geschichte der deutschen Literatur von Luther bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts. — Heidelberg: K. Fischer, Kritische Vorträge über Goethes Faust. — Innsbruck: J. E. Wackernell, Goethes Leben und Lyrik. — Karlsruhe: A. Böhtlingk, Ueber Goethe. — Königsberg: H. Baumgart, Goethes Faust mit einer Einleitung über die Faustsage. — Lausanne: Maurer, Der deutsche Roman seit Werther. — Leipzig: G. Witkowski, Goethes Faust. — München: F. Muncker, Geschichte der deutschen Literatur zur Zeit ihrer höchsten Blüthe (seit 1780): Goethe, Schiller, die Romantik; Goethes Faust. — Prag: A. Sauer, Goethes Faust und die Faustsage. — Strassburg: W. Windelband, Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Philosophie. — R. Henning, Die deutsche Balladendichtung. — A. Roehrig, Interpretation von Goethes Dichtung und Wahrheit (ed. Spemann, Deutsche Nationalliteratur; französisch). — Tübingen: H. Spitta, Kritische Vorträge über Goethes Faust. — Wien: J. Minor, Goethes Faust, II: historisch-kritische Einführung und Interpretation; Lectüre und Interpretation des ältesten Faustbuches nach dem Text in Braunes Neudrucken. — Zürich: a. Universität: J. Bächtold, Goethes Faust. — b. Technische Hochschule: J. Stiefel, Die Hauptwerke der deutschen Klassiker und die Ideale des 18. Jahrhunderts.



3. BIBLIOGRAPHIE.

SCHRIFTEN.

A. WEIMARER GOETHE-AUSGABE.

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Grossherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger.

Siehe G.-J. XIII, 259 mit der Anmerkung. Erschienen sind im Jahre 1895 folgende Bände: 1. Abtheilung, Band 18: Die Aufgeregten; Das Mädchen von Oberkirch; Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten; Die guten Weiber (mit einem Bilde in Lichtdruck); Novelle; Der Hausball; Reise der Söhne Megaprazons. (Redactor *B. Seuffert,* Herausgeber *R. Kögel, G. Roethe, A. Strack, B. Seuffert, A. Sauer, L. Geiger* und *J. Wahle.*) Band 25¹: Wilhelm Meisters Wanderjahre 2. Theil. (Redactor *C. Redlich,* Herausgeber *E. Joseph.*) 3. Abtheilung, Band 7: Tagebuch 1819, 1820. (Redactor *B. Suphan,* Herausgeber *F. Heitmüller,* unter gelegentlicher Mitwirkung von *J. Wahle.*) 4. Abtheilung, Band 17: Briefe von Anfang 1804 bis zu Schillers Tod, Band 18: Undatirtes und Nachträge, sowie Register zu Band 9—18. (Redactor *B. Suphan,* Herausgeber *A. Leitzmann.*) Eingereiht ist der Bericht über 2. Abtheilung, Band 12: Meteorologisches und Nachträge, sowie Register über Band 6—12 dieser Abtheilung. (Redactor *B. Suphan,* Herausgeber *R. Steiner.*)[1]

[1] II, 12 für die Winterlieferung 1895 bestimmt, gelangte wegen der Schwierigkeiten, die das Register bereitete, noch nicht zur Ausgabe; der vom Herausgeber längst fertiggestellte Bericht wurde in meiner Abwesenheit mit den übrigen, denen er beigelegt war, an die Redaction des Jahrbuchs gesandt. B. S.

BERICHT DER REDACTOREN UND HERAUSGEBER.

ERSTE ABTHEILUNG.

Der Bericht über die 1894 erschienenen Bände 13^{I} und 24, (vgl. J.-B. XVI, 261), sowie der über Band 25^{I} muss dem nächsten Jahrbuch vorbehalten bleiben, da die Lesarten zu denselben (Band 13^{II} und Band 25^{II}) noch nicht erschienen sind. Die weitgreifenden Untersuchungen von *August Fresenius* über das Verhältniss der zu Goethes Lebzeiten erschienenen Texte seiner Werke (vgl. J.-B. XVI, 261 ff.) sind noch nicht zum Abschluss gediehen; und *Eugen Joseph* war durch äussere Umstände verhindert, die Lesarten zu 24 und 25^{I} fertig zu stellen.

Band 18 entspricht dem 15. der Ausgabe letzter Hand, ist aber um drei Stücke erweitert. Er schliesst sich an die Dramen des 17. Bandes mit den »Aufgeregten« an und fügt hiezu aus dem ungedruckten Nachlass im Goethe-Archiv das Bruchstück eines Trauerspieles »Das Mädchen von Oberkirch«, dessen Bedeutung und Art sein Herausgeber in den Nachrichten der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philologisch-historische Classe 1895, Heft 4, S. 492 ff. vortrefflich kennzeichnet.

Rudolf Kögel, der Bearbeiter der *»Aufgeregten«,* benützte zwei im Goethe-Archiv erhaltene Handschriften, aus deren jüngerer das Manuscript für den ältesten Druck *B* »copirt« ist, wie B^1 deutlicher als *B* erkennen lässt. Der älteren Handschrift fehlt der 3. Aufzug, nur ein Stück des von der jüngeren hierein genommenen Gespräches findet sich schon in ihrer 7. Scene des 4. Aufzuges. Die jüngere Handschrift zeigt drei Textstufen: die Grundlage ist dem Schreiber John »möglicher Weise« aus H^1 dictirt, so dass Goethe während des Dictates eine Reihe von Stellen umgestaltete; dann hat Goethe selbst die Niederschrift durchcorrigirt; endlich traten Stellen von Kräuters Hand dazu, zumeist solche, welche in H^1 noch nicht enthalten waren. Die für *B* daraus gefertigte, nicht erhaltene Druckvorlage scheint wiederholt fehlerhaft von H^2 abzuweichen; da sie aber gelegentlich absichtlich von H^1H^2 sich unterscheidet, durfte auch da, wo sie fehlerhaft zu sein scheint, ihre Autorität für die Textgestaltung nur mit grosser Vorsicht missachtet werden. Die Uebereinstimmung der Handschriften mit BB^1 legt manche Verbesserung für die Ausgabe letzter Hand nahe. — Zur Ausfüllung der unvollendeten Theile sind keine handschriftlichen Ansätze vorhanden.

Vom *»Mädchen von Oberkirch«* ist nur der 1. Auftritt und ein Stück des 2. des 1. Aufzuges erhalten; Gustav Roethe

hat sie nach der einzigen Handschrift herausgegeben, doch in die Orthographie der Gesammtausgabe umgeschrieben. Ein dürftiges Schema der fünf Acte ist hinter den Lesarten mitgetheilt.

»Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten« sind von Adolf Strack herausgegeben. Handschriften liegen nicht vor. Der Druck in den »Horen« ist die älteste Grundlage; sie erfuhr allein für die Ausgabe *A* eine bedeutendere Revision; die späteren Drucke bringen nur wenige Aenderungen, zumeist an Orthographie und Interpunction. Einige Verbesserungen des Textes waren auch bei dieser beschränkten Ueberlieferung möglich.

Die Erzählung »Die guten Weiber«, ein Miniaturseitenstück zu den »Ausgewanderten«, ist im ersten Entwurfe handschriftlich im Goethe- und Schiller-Archiv vorhanden. Diese Handschrift wurde in einer stark verbesserten Abschrift dem ersten Drucke im Damenkalender zu Grunde gelegt, und wieder in einer andern wenig verbesserten Abschrift den Drucken in Goethes Werken, wobei die erste Verbesserung nicht in Betracht gezogen wurde. So erklären sich die schon von Bernays beobachteten Widersprüche der Ueberlieferung, die aber nicht, wie Bernays, Ueber Kritik und Geschichte des Goethischen Textes S. 77 sagt, erst *C'C* eintreten, sondern schon in *B* (an dem Bernays nur »kleine Verbesserungen« fand). Man muss sich also an die Redaction des Damenkalenders, oder an die der Werke halten, eine Vermischung beider, wie sie in allen neueren Ausgaben versucht wurde, ist unstatthaft. Wenn nun auch die frühere Redaction eingreifender und im ganzen befriedigender ist, musste doch die spätere, die dem ältesten Entwurfe enger folgt, der Weimarer Ausgabe zu Grunde gelegt werden, da Goethe diese, allerdings wohl nur weil er die Redaction für den Damenkalender vergessen hatte, den Werken einverleibte.

Die Unterschiede der Redactionen habe ich im Goethe-Jahrbuch XV, 158 ff. genügend gekennzeichnet, freilich ohne Kenntniss der Handschrift, wodurch sich manches Hysteronproteron im Urtheil einschleichen musste. Der grösste Theil meiner dort aufgestellten Vermuthungen ist aber durch die Handschrift bestätigt worden. Bestätigt ist auch durch die Veröffentlichung in der Münchener Allgemeinen Zeitung 1894, Beilage Nr. 14, Cottas Antheil am Wiener Druck. Bestätigt ist ferner, dass ich für die Erzählungen von Ferrand und von der Pächterin literarische Quellen voraussetzte; denn die Handschrift gibt beide, besonders die erstere mit reicherem Detail, das Goethe während des Dictates und nachträglich streicht.

Eine ungemein schwierige Aufgabe stellte der gleichfalls

im Goethe-Archiv vorhandene handschriftliche Nachlass zur *»Novelle«*. Es liegen 13 Handschriften vor, von denen keine einzige vollständig ist, manche nur kurze Bruchstücke bieten. Ihre chronologische Folge ergab sich meist ohne Weiteres aus der Textgestalt: zur genaueren Datirung konnten einige in den Blättern enthaltene Daten und die aus den Tagebüchern gesammelten, einleitungsweise abgedruckten Notizen helfen. Ein besonderes Problem stellte die umfänglichste der erhaltenen Handschriften H^9, dadurch, dass sie zwei später gestrichene Partien bringt, die sich aus dem jüngern Text wie Bruchstücke einer älteren Fassung herausheben. In einer Tabelle macht Roethe die verwickelte Kette der Ueberlieferung übersichtlich. Für Goethes Stilisirungsbemühen ist der Apparat von aussergewöhnlichem Interesse; der Text des ältesten Druckes C^1 gewann nur wenige Besserungen. Die Schemata theilt Roethe am Schlusse des Lesartenverzeichnisses mit und verweist dabei auf die entsprechenden Stellen des ausgeführten Textes.

Diesen Erzählungen des alten 15. Bandes sind noch zwei weitere angeschlossen. *»Der Hausball«* ist nach dem »Tiefurter Journal« auf Grund einer neuen genaueren Collation herausgegeben von dem Entdecker des Originales zu diesem Stücke, August Sauer. »Rührt auch der Auszug selbst vielleicht von Seidel her, so muss das Fragment dennoch eine Stelle in Goethes Werken beanspruchen durch den Anfang wie durch den Schluss, die beide sicherlich Goethes Eigenthum sind.« Der Text ist der Gesammtausgabe angepasst, in den Lesarten wird, wo es nöthig schien, auf die Wiener Vorlage verwiesen.

Die *»Reise der Söhne Megaprazons«* ward aus dem 56. Bande der Ausgabe letzter Hand in diesen herübergenommen. Da Ludwig Geigers Manuscript der Lesarten kurz vor der Drucklegung verloren ging und zu spät wieder auftauchte, besorgte Julius Wahle auf Grund einer neuen Vergleichung der Handschriften und Drucke die Schlussredaction des Textes und die Abfassung der Lesarten. Die einzige im Goethe-Archiv erhaltene Handschrift ist aller Wahrscheinlichkeit nach dieselbe, welche den einstigen Herausgebern des Nachlasses vorlag; so mussten ihre Abweichungen davon als willkürliche Aenderungen beseitigt werden. Das Stück des Planes, das sie abdruckten, ist nun, genau nach der Handschrift, als Paralipomenon den Lesarten beigefügt und dabei auf die entsprechenden Theile des Textes verwiesen. Aus dem Schema ergibt sich, dass eine andere Ordnung der Fragmente nöthig ist, als die von den ersten Editoren, doch wohl ohne eine Urkunde über die Abänderung des Planes, getroffene. Weitere Fragmente haben sich im Nachlass nicht erhalten.

Dem ganzen Bande hat August Fresenius viele Dienste geleistet. Den Lesarten stellte der unterzeichnete Redactor und Generalcorrector dieses Bandes eine Uebersicht der für die Mehrzahl der Stücke gemeinsamen Drucke voran und benützte hierbei für ihre Charakteristik die Beobachtungen der einzelnen Herausgeber. B. Seuffert.

ZWEITE ABTHEILUNG.

Band 12. Als wichtigster Bestandtheil sind in diesem Bande Goethes Arbeiten über Meteorologie enthalten. Sein Inhalt setzt sich aus folgenden Stücken zusammen. Das erste bildet der Aufsatz »Wolkengestalt« (5—13), der mit Anlehnung an Luke Howards »On the Modifications of Clouds. London 1803« geschrieben ist. Goethe kannte, als er seine Aufzeichnungen niederschrieb, nur ein Referat über Howards Arbeit, das in Gilberts Annalen 1815 enthalten ist und auf das er durch den Grossherzog hingewiesen wurde (vergl. S. 6 des Textes). Entstanden ist der Aufsatz im Herbst 1817; zuerst abgedruckt wurde er im 3. Heft des 1. Bandes »Zur Naturwissenschaft«. An diese Arbeit schliesst sich in demselben Hefte der Text unseres Bandes S. 15—41. Das folgende von S. 42—45, 3 steht im 4. Heft des ersten; S. 45—58, 10 im 1. Heft des zweiten Bandes »Zur Naturwissenschaft«. Handschriftlich ist von diesem Theile des Textes nur 5—13, 15 im Archiv vorhanden. Den zweiten Theil des Textes nimmt die Abhandlung »Ueber die Ursache der Barometerschwankungen«, S. 59—73 ein. Sie steht im 2. Hefte des zweiten Bandes »Zur Naturwissenschaft« und enthält eine vorläufige Mittheilung über die für Goethes ganze naturwissenschaftliche Anschauungsweise besonders wichtige Hypothese, dass die Ursachen der Barometerschwankungen nicht kosmische, sondern tellurische seien, und dass in einer gesetzmässig sich ändernden Stärke der Anziehungskraft der Erde diese Ursache zu suchen sei. Die ausführliche Darlegung dieser Ansicht findet sich erst in den »Nachgelassenen Werken« unter dem Titel: »Versuch einer Witterungslehre«. Dieser Aufsatz enthält in systematischer Folge Goethes Gedanken über meteorologische Phänomene, deren gegenseitige Beziehungen und Ursachen. Wir haben ihn zum dritten Theil des Textes gemacht (S. 74 bis 109). Er ist handschriftlich vorhanden, und zwar in einer Niederschrift, die zum Theil von Eckermann, zum Theil von Goethes Schreiber John besorgt ist. Goethe selbst hat den grössten Theil noch sorgfältig durchcorrigirt. Diese Niederschrift und der Druck in den »Nachgelassenen Werken« bilden die Grundlage für unsern Text. An diese bereits gedruckten

Theile des Bandes schliessen sich die ungedruckten Aufsätze »Karlsbad« (110—114), Zur Winderzeugung (115), Wolkenzüge (116—117), Concentrische Wolkensphären (118—119), Witterungskunde (120), Bisherige Beobachtung und Wünsche für die Zukunft (121—122), Meteorologische Beobachtungsorte (123—124). Der letzte Aufsatz verhält sich zu den meteorologischen Arbeiten Goethes wie die methodologischen Skizzen am Schluss des siebenten und zehnten Bandes zu den morphologischen und geologischen Arbeiten. Er ist eine methodologische Rechtfertigung der Goethischen Anschauungsweise. An die meteorologischen Theile schliessen sich die »Naturwissenschaftlichen Einzelheiten«: Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins, Ueber die Anforderungen an naturhistorische Abbildungen im Allgemeinen und an osteologische insbesondere, Johann Kunckel, Jenaische Museen und Sternwarte. Diese Aufsätze lassen sich nicht in eines der gebräuchlichen naturwissenschaftlichen Fächer einreihen. Sie sind deshalb auch in den »Nachgelassenen Werken« schon in dem besondern Kapitel »Naturwissenschaftliche Einzelheiten« untergebracht. Den Schluss des Textes bilden einige an den Inhalt früherer Bände sich anreihende, aber erst nach dem Druck derselben aufgefundene Skizzen. Den Anfang der »Paralipomena« bildet die von Goethe bei meteorologischen Beobachtungen zu Grunde gelegte »Instruction«. Er hat dieselbe mit Beihilfe der Jenenser Meteorologen im Jahre 1817 ausgearbeitet und 1820 verbessert. Er wünschte, dass nach dieser Instruction die Beobachtungen an einzelnen Orten gemacht würden (vgl. S. 123). Den übrigen Theil der Paralipomena bilden Einzelheiten, die dem Gebiet der Meteorologie angehören, und die sich dem systematischen Ganzen des Textes nicht eingliedern liessen.

Mit dem zwölften Bande schliesst die zweite, grössere Hälfte der naturwissenschaftlichen Abtheilung, die Sammlung der Schriften zur Morphologie, Geologie und Meteorologie. Es wird diesem Bande deshalb, auf Anordnung der Redaction, ein die Bände 6—12 umfassendes Namen- und Sachregister beigegeben. Rudolf Steiner.

DRITTE ABTHEILUNG.

Den *siebenten* Band der *Tagebücher*, der die Jahre 1819 und 1820 umfasst, hat *Ferdinand Heitmüller*, unter gelegentlicher Mitwirkung von *Julius Wahle*, bearbeitet. Bemerkenswerthe Abweichungen von der bei den vorhergehenden Bänden bewährten Praxis in der Behandlung des Textes und der Lesarten sind nicht zu verzeichnen; nur wurden für die

letzteren die Oberaufsichtsacten des Grossherzoglichen Staatsministeriums, soweit diese durchgearbeitet und excerpirt waren, und die Quartalhefte in grösserem Umfange als bisher herangezogen und einzelnes durch Abdruck kurzer Stücke aus unveröffentlichtem Archivmaterial illustrirt. Das Interessanteste dieser Art ist — neben einem Stück Agenda vom 4. Juli 1819 — jedenfalls das Schema über Heinrich den Löwen (S. 304 ff.), welches Goethe bei Gelegenheit der aus der Pickschen Auction zu Köln erfolgten Erwerbung der altdeutschen silbernen Schale niedergeschrieben hat. Dasselbe fand sich unter den Briefconcepten März/April 1820, gehört aber zweifellos in das S. 304 namhaft gemachte Actenfascikel, das Goethe bei diesem Anlass anlegte. Ein anderes, Bäder und warme Quellen betreffend, theilweise eigenhändig von Goethe, bedarf noch näherer Erklärung; jedenfalls ist es nur durch ein Versehen ins Tagebuch gerathen und mit eingeheftet worden. Man findet es im Apparat S. 319 und 320. Auch eine Probe aus einem von August geführten Reisejournal wird mitgetheilt (S. 288).

Was die Fassung des Tagebuchtextes selbst anlangt, so wurde schon im vorjährigen Bericht festgestellt, dass trotz der seit Frühling 1817 äusserlich erweiterten Form (Actenformat) diese noch »zunächst geschäftsmässig schematisch« bleibt. Die knappe trockene, rein auf das Gegenständliche gehende Diction wird auch in den Tagen des Carlsbader Aufenthalts von 1819 (S. 86—98) nicht verlassen; ein Ansatz zu behaglich wärmerer Schilderung dagegen auf der Reise ins Carlsbad 1820, besonders am 25., 26., 27., 28. u. 29. April (S. 163—168) versucht. Der achte Band, dessen Text bereits im Druck beendigt ist, wird diese Neigung belebterer Darstellung beim Besuch der Böhmischen Bäder 1821 noch mehr erkennen lassen.

Schliesslich sei hier noch ein Irrthum verbessert: S. 4, 23 heisst es, wie Prof. Adolf Stern richtig vermuthete: *Christierns* statt Christinens. FERDINAND HEITMÜLLER.

VIERTE ABTHEILUNG.

Anknüpfend an das Schlusswort zum vorigen Bericht gedenke ich hier noch ein Mal der fruchtbaren grundlegenden Arbeit des bisherigen Herausgebers. *Eduard von der Hellen* hat, indem er die stattliche Reihe der mit seinem Namen bezeichneten Bände zu Stande brachte, den Sinn zugleich auf das Ganze, die Gesammtausgabe der Briefe Goethes gerichtet. So kommen seine wohlgeordneten Sammlungen, nicht minder aber die Ergebnisse seines Forschens, zahlreiche

Bemerkungen zur Datirung und zur Behandlung des Textes und Beiträge zur inhaltlichen Erklärung, dem Fortsetzer seiner Arbeit zu gut, hauptsächlich bei den nächst anschliessenden Bänden. Für Band 17 hatte er das Druckmanuscript fast im vollzähligen Bestande, auch schon collationirt (57 Nummern von 252), hinterlassen. Die Nachträge und Berichtigungen zu den von ihm herausgegebenen Bänden (in Band 18 enthalten) sind, bis auf wenige, von ihm selbst zusammengestellt. Ebenmässig ist er an der Vorbereitung der jetzt bereits ausgedruckten folgenden Bände (19, 20) betheiligt. Gegen das Ende der Reihe hin nehmen, wie es sich von selbst versteht, von der Hellens Beiträge an Umfang ab; im ganzen aber und für das Ganze sind sie derart beträchtlich, dass wir ihn, auch nachdem er das Amt und Geschäft der Herausgabe niedergelegt hat, als thatkräftigen Förderer von Abtheilung IV durchaus anzusprechen haben. B. SUPHAN.

Band 17 enthält Goethes Briefe von Anfang 1804 bis zu Schillers Tod (9. Mai 1805); nur 50 Nummern sind bisher ungedruckt. Goethes wissenschaftliche und gelehrte Bestrebungen erfahren einige neue Aufschlüsse: die Verstaatlichung der mineralogischen Societät in Jena behandelt ein Schreiben an Karl August; die ersten Schritte der neugegründeten Jenaischen Literaturzeitung begleitet Goethe mit regem Eifer: die ersten fertigen Nummern bringt er dem Herzog zum Neujahrstage 1804 dar, der Wortlaut der Vorerinnerung zum ersten Bande wird mit Voigt besprochen, Schmalz in Halle zur Mitarbeiterschaft aufgefordert; die Berathungen mit dem Grafen Potocki, die Berufung deutscher Gelehrter nach Charkow betreffend, setzen sich fort; wissenschaftliche Beziehungen zu Krause in Hannover, Schmidt-Phiseldeck in Wolfenbüttel, Windischmann in Aschaffenburg knüpfen sich an. Auf künstlerischem Gebiete sind ausser den Briefen an Heinrich Meyer folgende zu nennen: ein Schreiben an Karl August, die Herausgabe eines malerischen Werkes über das Innere des neuen Weimarischen Schlosses befürwortend; ein Empfehlungsbrief an den Grafen von Thürheim in Würzburg für den Maler Wagner; ein menschlich schöner Beileidsbrief an Wilhelm Christoph von Diede über den Tod seiner Gemahlin erörtert architectonische Grabmonumente, ein Brief an den Münchener Galleriedirector von Mannlich die auch heute noch interessirende Frage der Beeinträchtigung eines wahrhaft künstlerischen Genusses malerischer Werke durch ihre massenweise Zusammenstellung in grösseren Räumen. Vier Briefchen an Christiane sind in dem herzlichen Tone gehalten, den wir aus früheren Jahren kennen; Goethes Sinn für strenge Disciplin zeigt das Billet an Vent; zwei Briefe an den Prinzen August von Gotha enthalten tiefe Betrachtungen und viel

Laune. Von geringerer inhaltlicher Bedeutung sind die übrigen bisher ungedruckten Briefe: an Lenz, an die Herzogin Luise, an Rochlitz, an Voss, an die Professoren Fuchs und Ackermann in Jena, Theaterschreiben an Genast und Becker, Lindenzweig und Kirms, an Frege in Leipzig, an Georg Karl von Richter in Dresden, an die beiden Maler Langer, an Senator von Welser in Nürnberg, an die Herzöge von Gotha und Koburg, an Frommann, an Zelter, an Cotta. Zwei äusserliche Veränderungen, die vom Redactor gutgeheissen wurden, werden hoffentlich als zweckmässig auch von den Lesern anerkannt werden: im kritischen Apparat sind die eigentlichen Lesarten von den commentirenden Anmerkungen unter jeder Nummer durch einen Scheidestrich getrennt; dem Verzeichniss der Postsendungen folgt eine Zusammenstellung der Notizen in Goethes Tagebüchern, die seine Correspondenz betreffen.

Band 18 ist ein Nachtrag- und Registerband. Auf 39 undatirte Billete und Briefe aus der Zeit von 1788—1805 (darunter 18 ungedruckte an Batsch in Jena, Kirms, Knebel, Karl August, die Disciplin der jenaischen Academie betreffend, Voigt) folgen als Nachzügler zu den Bänden 3—17 84 Briefe Goethes aus den Jahren 1779—1804, dann Berichtigungen zu Band 1—17, endlich ein Generalregister zu den Bänden 9—18, das sich an die früheren in Band 7 und 8 anschliesst. Von den erwähnten 84 Briefen sind nur 15 bisher bekannt gewesen. Am werthvollsten sind die beiden von Bernhard Suphan im Goethe-Jahrbuch XVI veröffentlichten Stücke an Schiller vom October 1794 und an einen unbekannten Adressaten und ein an Schiller gerichtetes fragmentarisches Selbstbekenntniss vom April 1798. Zwölf Briefe an Göschen aus den Jahren 1788 und 1789 erörtern Einzelheiten der Drucklegung der ersten autorisirten Ausgabe von Goethes Schriften. Opernpläne Goethes behandelt ein Brief an Reichardt, den Bürgergeneral einer an Bertuch, Osteologisches ein Concept an Merck, Optisches Briefe an Johann Voigt in Jena und Soemmerring. Menschlich berühren wohlthuend die Briefe an den Prinzen August von Gotha und Marianne von Eybenberg aus dem Jahre 1796. Von geringerem Werthe sind die übrigen ungedruckten Stücke: an Stein, Johannes Müller, Voigt, Bibliothekar Müller in Jena, an die Schlossbaucommission, an Bentzel-Sternau in Erfurt, an die Baumeister Arens und Steiner, an Clérisseau, Einsiedel, Kirms, an das Kammercollegium, an Blumenbach, an einen Unbekannten, an Karl August, Bertuch, Batsch, Lyncker, Vohs und Willms, Koppenfels, Griesbach, Schönborn, Escher in Zürich, Gädicke, Steffany, Tieck, Nahl, Heinrich Meyer, Langer, an die Maler Hummel und von Rohden, Koch, Primavesi, Riepenhausen, Wagner.

Albert Leitzmann.

B. UNGEDRUCKTES. [1]

BRIEFE. LITERATUR. NEUE AUSGABEN. GESPRÄCHE.

K. Th. Gaedertz: Ein unbekannter Brief Goethes an Niebuhr. [27. Apr. 1816.] (Nat.-Ztg. Sonntagsbeil. 13.)

C. A. H. Burckhardt: Ernst Ludwig Grosse. [2 Briefe an Goethe 1821, 22.] (Euphorion. II. S. 330 ff.)

Adolf Metz: Die fünf Goethe-Briefe an Salzmann aus der Strassburger Zeit. (Euphorion. II. S. 346—351.)

L. Geiger: Goethes Briefe 1800—1803 und anderes Ungedruckte. (Allg. Ztg. Beil. 26., 27., 28. Juni.)

Heinr. Düntzer: Neuentdeckte Briefentwürfe Goethes an Schiller. (Allg. Ztg. Beilage Nr. 178.)

Michael Bernays: Bemerkungen zu einigen jüngst bekannt gemachten Briefen an Goethe (G.-J. XIV). (M. B. Zur neuern Literaturgeschichte. I. Stuttgart, Göschen. S. 1—96.)

Michael Bernays: Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in der Ausgabe von 1881. (M. B. Zur neuern Literaturgeschichte I. S. 365—394.)

J. A. Stargardt, Catalog 200. Culturgeschichte. Literatur. (Briefe Goethes 1812—1826.) 110 SS.

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von J. P. Eckermann. Mit einleitenden Abhandlungen und Anmerkungen v. O. Roquette. (In 3 Bdn.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1. Bd. 254 SS. m. Bildniss. 2. Bd. 224 SS. Lwd. à M. 1.—

C. NEUE AUSGABEN DER WERKE.

Goethes Werke. 19. Theil Wahrheit u. Dichtung. 3. Thl. Herausg. von H. Düntzer. (Kürschners Dtsch. Nationallit.) Stuttgart, Union. 330 SS. mit Bildnissen. M. 2.50.

Goethes Werke. 20. Theil. Wahrheit u. Dichtung. 4. Thl. Herausg. von H. Düntzer. (Kürschners Dtsch. Nationallit.) Stuttgart, Union. 378 SS. Mit 100 Illustrationen. Von S. 205 an »Abriss v. Goethes späterm Leben«. M. 2.50.

Goethes Werke. 30. Theil. Aufsätze über bildende Kunst u. Theater. Hrsg. v. A. G. Meyer u. G. Witkowski. (Kürschners Dtsch. Nationallit.) Stuttgart, Union. LXXV, 828 SS. M. 2.50.

Goethes sämmtliche Werke in 36 Bdn. Mit Einleitungen v. K. Goedeke. 22., 23., 25., 29., 31.—35. Bd. Stuttg., Cotta Nachf. X, 306, VI, 256, VIII, 304, VI, 444, VIII, 354, XIV, 350, IV, 382, XX, 458, IV, 448 à Band M. 1.10.

Goethes Werke. Auswahl in 16 Bdn. Mit biogr. Einl. v. S. M. Prem. 12°. (XV, 208, 232, 279, 244, 308, 242, 166, 198, 152, 172, 151, 216, 164, 167, 183 u. 263 SS. mit Bildniss.) Leipzig, G. Fock. Geb. M. 6.—

[1] Im Allg. vgl. die Vorbemerkung Bd. XVI, 274.

D. EINZELSCHRIFTEN UND ERLÄUTERUNGEN.

1. ALLGEMEINES. BIBLIOGRAPHISCHES. SPRACHLICHES. METRISCHES.

G. Brandes: Eine Doppelanlage in dem Wesen Goethes. (N. Fr. Presse 11068, 11069.)

Gedanken über Goethe. Von Victor Hehn. 3. verm. Aufl. Berlin, Bornträger. III, 408 SS. mit Bildn. M. 8.—

Laurenz Müllner: Literatur- und kunstkritische Studien. Wien, Wilh. Braumüller. 280 SS. M. 4.— (S. 122 fg.)

Mittheilungen aus d. Goetheverein in Zwickau. Beibl. zum Zwickauer Tagebl. Red. Prof. H. C. Kellner. Nr. 7. 1. Mai. 8 SS. in 4°.

Ernst Götzinger: Das Verb »lassen« bei Luther u. Goethe. (Z. f. d. dtsch. Unterr. 9. Jahrg. 3. H. S. 169—181.)

A. Schöne: Zum Goethe-Text. [a. z. G.-J. XIV, 286, 289.] (Ztschr. f. d. Phil. Bd. 28. H. 1.)

A handy bibliographical guide to the study of the German language and literature for the use of students and teachers of German. Compiled and edited with two Appendices and full Indexes by Karl Breul. London, Hachette & Co. XII, 160 SS. 2 s. 6 d.

H. Düntzer: Besprechung der Weimarer Ausgabe I, 16, 17. III, 6. IV, 15, 16. (Ztschr. für dtsch. Phil. 28, 354—375.)

Rudolf von Gottschall: Zur neuesten Goethe-Literatur I, II. (Leipziger Tageblatt 621, 622. 21., 22. Dec.)

Karl Heinemann: Neue Goethe-Schriften. (Blätter f. liter. Unterhaltung. Nr. 18.)

Max Koch: Neuere Goethe- und Schiller-Literatur XI. (Ber. d. Fr. D. Hochst. N. F. XI. S. 385—427.)

Hermann Sauppes Ausgewählte Schriften. Berlin, Weidmann. VII, 862 SS. m. Bildn. M. 26.—. (Recensionen.)

J. Schipper: Die Abhandlungen der Goethe-Gesellschaft zu Manchester 1886—1893. (Chr. d. Wiener Goethe-Vereins. Nr. 3—4, S. 17—18.)

† Carlo Segrè: Saggi critici di letterature straniere. Firenze, Lemonnier, 1894. (Enthält u. A.: Tasso nel pensiero del Goethe; Goethe e le baruffe Chiozzotte.)

† E. Maddalena: Bricciche Goldoniane: Le baruffe Chiozzotte. (Ueber Goethes Stellung zu den b. Ch.) Alessandria, Chiarsi, 1894.

Veit Valentin: Ueber die Lectüre der deutschen Klassiker in den oberen Klassen der höheren Schulen. (Ber. d. Fr. D. H. N. F. XI. 357—365.)

T. de Wyzewa: Les revues allemandes (Goethe-Literatur). (Revue d. d. Mondes. 1. März. S. 223—226.)

---

2. DRAMEN.

F. Vollmer: Goethes Egmont erläutert u. gewürd. für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium. Lpz., H. Bredt. 114 SS. M. 1.—

H. Schreyer: Die Erschei-

nung Klärchens in der Schlussscene des Goethischen Egmont. (Deutsche Dramaturgie. 1. Jahrgang. 11. Heft S. 387—396.)

Heinr. Düntzer: Goethes Egmont als Bühnenstück. (Dtsch. Dramartugie. 1. Jahrg. 12. H. S. 418—424.)

Rudolf Schlösser: Studien zu Goethes Elpenor. (Euphorion. II. S. 588—604.)

Heinr. Düntzer: Der Schlusschor des Goethischen Festspiels »Des Epimenides Erwachen«. (Z. f. d. d. Unterr. 9. J. S. 355—364.)

Hans Morsch: Der Schlusschor aus Goethes Festspiel »Des Epimenides Erwachen und die preussische Nationalhymne«. (Z. f. d. d. Unterr. IX. S. 785-806.)

Goethe, Faust, I. Theil. Elzevier-Ausg., illustrirt v. Hugo Flintzer. Leipzig, H. Seemann. 242 SS. br. M. 2.— Lwd. M. 3.—

Faust ein Menschenleben. Versuch einer harmonischen Analyse des Goethischen Faust. Von C. Schmidt. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 168 SS. M. 3.—

Tourgueneff: Assia Faust. Trad. par M. Delius. Paris, E. Flammarion. Fr. 1.25.

Ernest Cushing Richardson: Faust and the Clementine Recognitions. (American Society of Church History. Vol. VI. S 131—145.)

Kuno Francke: A parallel to Goethes Euphorion. [Tiecks »Phantasus«: Scherz.] (Modern language notes. März. Sp. 129—131.)

W. Gilbert: Kritische Erörterungen zu Goethes Faust. (Neue Jahrbücher für Philosophie und Pädagogik. I.)

Fr. Kluge: Aus dem Studentenleben des 18. Jahrhunderts. [Auerbachs Keller.] (Allg. Ztg. Beil. 115.)

Karl Knortz: Adams erste Frau. [Blocksberg.] (Westd. Post. St. Louis 24. Febr.)

Max Koch: Zur Entstehungszeit zweier Faustmonologe. (Ztschr. f. vgl. Litgesch. N. F. Bd. VIII. S. 116—131.)

Ideal u. Leben. Gesammelte Vorträge von S. Oettli. Gotha, Schlössmann. M. 3.80. (Darin: Hiob u. Faust. Eine Parallele.)

†W. Sauer: Sakuntala, Goethe u. Schiller. [Einfluss auf den Faustprolog.] (Deutsche Wacht. Dresden 1894. Nr. 240.)

H. Schrader: Euphorion und der dritte Akt des zweiten Faust. (Ztschr. f. d. Sprache. Bd. VIII. H. 10.)

Eduard Schulte: Die Uhr in Goethes Faust. (Ztschr. für d. Spr. VIII. S. 441—446.)

R. Sprenger: Zur Erklärung von Goethes Faust. (Ztschr. f. d. Phil. 28. S. 349—353.)

Alex. Tille: A Scottish nursery rhyme and Goethes Faust. (Scots Lore. Glasgow, März.) Sep.-Dr. 3 SS.

Alexander Tille: Notiz zu »Fausts Heilkunde«. (Vierteljahrschr f. Literaturgesch. V. 139 f.)

A. Tille: Neue Faust-Splitter aus dem 16., 17., 18. Jahrh. (Ztschr. f. vergl. Litgesch. Bd. 9. H. 1—2.)

J. Herzfelder: Goethes Faust u. d. Umsturzgesetz. (Münchn. neueste Nachr. 5. März.)

Goethe, Faust. Tragödie. Für die Bühne in 3 »Abenden« eingerichtet v. A. Wilbrandt.

Wien, Liter. Gesellschaft. XI, 344 SS. M. 4.20.

Ludwig Geiger: Wilbrandts Faustbearbeitung. (Fftr. Ztg. 1. Morgenbl. 18. Juli. Berichtigung daselbst Abendbl.)

Erich Schmidt: Wilbrandts Faust-Bearbeitung. (Deutsche Dramaturgie. 2. Jahrg. 2. H. Nov. S. 37—42.)

La Damnation de Faust; légende dramatique en quatre parties, paroles et musique d'Hector Berlioz. Paris, Richault et Cie. 70 SS. Fr. 1.—

La Damnation de Faust; légende dramatique en cinq actes et douze tableaux, (musique d'Hector Berlioz), adaptée à la scène par Raoul Gunsbourg. Paris, Richault et Cie. 4°. 41 SS.

Ueber die Gesammtaufführung des Goethischen Faust an der Münchener Hofbühne von E. Possart. München, A. Bruckmann. 38 SS. M. —.30.

Erinnerung in Wort und Bild an die Gesammtaufführung des Goethischen Faust auf der königl. Hofbühne zu München von P. M. Reber. München, L. Finsterlin. IV, 32 SS. M. 2.—

Das Volksschauspiel von Doctor Faust, erneuert durch Richard Kralik. Wien, Konegen. IV, 115 SS. 12°. M. 2.—

W. Mayer: Nürnberger Faustgeschichten. (Abhandl. der k. bayer. Academie.) München, G. Franz. 4°. 80 SS. M. 2.50.

Ludwig Fränkel: Neue Beiträge z. Literatur d. Faustfabel. (Euphorion. II. 754—776.)

K. Kiesewetter: Der geschichtliche Faust. (Daheim. 31. Jahrg. Nr. 18.)

J. Minor: Zur Faustsage 1—3. (Die Zeit. Nr. 29, 30.)

Alexander v. Weilen: Aus dem Nachleben d. Peter Squenz und des Faustspiels. (Euphorion. II. S. 637—640.)

Phrontisterium Faustinum. Das goldene Buch der Fausterklärer. Ein aristophanischer Literaturscherz von Zoilothersitomastix. 2. fast unveränd. Aufl. nebst Vorw. u. Ergänz. Bistritz, Carl Binder. 32 SS. 4°. M. 2.—

Moderne Faustscenen von E. Hutschenreiter. Dresden, E. Pierson. 94 SS. M. 1.50.

Lukianstudien. Das Todtengespräch in der Literatur von Johannes Rentsch. Plauen i. V. Gymnasialprogramm. (»Götter, Helden u. Wieland«.)

Alfred Schöne: Ueber die Alkestis d. Euripides. (Goethe, Wieland u. Euripides.) Kiel. 27 SS. M. 1.20.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Schauspiel. Herausgeg. von August Sauer. Freytags Schulausgaben. Lpz., G. Freytag. 180 S. M. —.90.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel v. J. W. v. Goethe. Schulausgabe besorgt v. V. Uellner. 2. Aufl. Berlin, Reuther u. Reichard. 122 SS. m. Titelbild. M. —.50.

S. Koch: Zu Goethes Götz, Act 1, Scene 4. (Gymnasium. XIII, 7.)

Nestle: Goethes Götz und die Fremdwörter. (Südd. Blätter f. höhere Unterrichtsanstalten. III, 6.)

Veit Valentin: Bruder Martin in Goethes Götz und Martin

Luther. (Ber. d. Fr. D. Hochst. N. F. XI. S. 427—430.)

Aufgaben aus »Götz von Berlichingen« und »Egmont«, zusammengestellt v. Heinze. V, 88 S. — Aufgaben aus »Iphigenie auf Tauris«, zusammengestellt v. Heinze. VII, 81 SS. Lpz., W. Engelmann. à M. —.80.

Goethe: Iphigénie en Tauride. Nouv. éd., publ. av. une notice et des notes en français par L. Schmitt. 4e éd. Paris, Delagrave. IV, 104 SS.

Goethe: Iphigenie a. Tauris, erläutert v. Janker. Leipzig, G. Freytag. 96 SS. M. —.60.

Richard Förster: Iphigenie. Rede zur Geburtstagsfeier Sr. Maj. d. Kaisers. S.-A. aus der Schles. Ztg. 19 SS.

R. Sprenger: Zu Goethes Iphigenie. (Ztschr. f. d. Phil. 28. S. 428 fg.)

Die Iphigeniensage in antikem u. modernem Gewande von F. Thümen. 2. Aufl. Berlin, Mayer u. Müller. 47 SS. M. 1.—

H. C. Kellner: Die Laune des Verliebten. (Mittheil. a. d. Goethev. in Zwickau. Nr. 7.)

Mich. Bernays: Der franz. und der deutsche Mahomet. (M. B. Zur neueren Literaturgeschichte I. S. 99—361.)

Karl Albrecht: Die parodistischen Fortsetzungen von Goethes Stella. (Arch. f. d. St. n. Spr. 94. S. 257—263.)

† Joh. Georg Pfranger. Sein Leben und seine Werke v. Karl Albrecht. Leipzig, Fock, 1894. (Stella.) 28 SS. M. 1.—

Goethes Torquato Tasso. Ein Schauspiel. Für den Zweck der Schule und das Privatstudium erläut. u. m. Einl. vers. von W. Wittich. Paderborn, Schöningh. M. 1.35.

H. Düntzer: Der Ausgang von Goethes Tasso. (Ztschr. f. d. Philol. 28 Bd. S. 56—71.)

Dieckhoff: »Vergeben« in Goethes Tasso II,3. V. 1404. (Modern Language Notes. X,5.)

3. GEDICHTE.

Goethes Gedichte. Mit einer Einleitg. u. zahlreichen Illustr. namhafter deutscher Künstler. Berlin, Minerva. Lex.-8°. 384 SS. Geb. M. 4.20.

Goethe: Gedichte. Auswahl. Für den Schulgebrauch hgg. v. F. Bachmann. Leipzig, Freytags Schulausg. 12°. 179 SS. m. Bildn. cart. M. —.80.

A. Girot: Goethe et Schiller, Poésies lyriques suivies d'un choix de ballades allemandes. Paris, P. Dupont. 202 SS.

Goethe: Poésies lyriques. Avec notices et notes par L. Schmitt. Classe de rhétorique. 6. édition. Paris, Delagrave. VIII, 52 SS.

Die schönsten Gedichte Goethes und Schillers. Haus- und Herzbücher. Ziegenrück. 128 SS. M. —.20.

Bernhard Suphan: Das Buch Annette. Unbekannte Jugendgedichte Goethes. (D. Rundsch. 21. Jahrg. 10. H. S. 139—145.)

Goethes Hermann u. Dorothea m. 8 Bildern in Lichtdr. nach den Gemälden von A. v. Ramberg u. Text-Zeichngn. v. W. Weimar. (Neue bill. Pracht-Ausg.) Jubiläums-Ausg. Berlin, Grote. Fol. 67 SS. geb. M. 12.—

Goethe: Hermann u. Dorothea. Elzevier-Ausgabe. Illustr. v. H. Flintzer. Leipzig, H. Seemann. 133 S. M. 2.—

Goethes Sonettenkranz. Von Kuno Fischer. Heidelberg, C. Winter. 112 SS. M. 2.—

F. Bauer: Sieben Gedichte Goethes nach ihrem Gedanken erläut. I, II. (Wandrer, Gesang d. Geister, Prometheus, Ganymed, Mignon, König in Thule, An den Mond.) (Ztschr. f. österr. Gymn. Bd. 45. H. 8/9, 11.)

Daniel Jacoby: Zu Alexis und Dora von Goethe. 1. Die Schlussverse. 2. Zur Entstehung des Gedichts. — Die schöne Mailänderin in Goethes Gedichten. (Euphorion. II. 810—813.)

Rud. v. Payer: Der West-östliche Divan im Rahmen der orientalischen Studien. (Wiener Zeitung. 8. u. 9. März.)

W. v. Biedermann: Hatem. (Chronik d. Wiener Goethe-Vereins. X, S. 1.)

R. Klahre: Der Erlkönig. (Zeitschr. f. deutsche Sprache. Bd. 8. H. 7, 8.)

Aug. Stöbers Abschrift der Friderikenlieder. Brief an G. Schwab 1837. (Jahrb. f. Gesch., Sprache u. Lit. Elsass-Lothringens. Bd. 10.)

J. P. Schmitz: Zu Goethes Fischer. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. IX. S. 453—460.)

Goethes »Geheimnisse« und seine »Indischen Legenden« von Herm. Baumgart. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 110 SS. M. 2.—

R. Andrä: Goethes Hochzeitslied. (Zeitschr. f. deutsche Sprache. Bd. 8. H. 10.)

Reinhold Steig: Schäfers Klagelied v. Goethe. (Euphorion. II. 813—817.)

A. Englert: Zu Goethes Schweizerlied. (Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde. Jahrg. 5. H. 2. S. 160—167.)

Johannes Niejahr: Goethes Gedicht »Das Tagebuch«. (Euphorion. II. S. 604—616.)

Erich Schmidt: Lesefrüchte zum Volksliede. (Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde. S. 355—363.) [2 von Goethe mitgetheilte Volkslieder.]

Matthias: Deutsche Schülervorträge im Anschluss an Goethische und Schillersche Gedichte. (Gymnasium. Nr. 11.)

4. PROSASCHRIFTEN.

Goethe: Aus meinem Leben. Dichtung u. Wahrheit. (Auswahl.) Für den Schulgebrauch hrsg. v. K. Hachez. 2 Bde. Freytags Schulausgaben, Leipzig. 170 u. 168 SS. mit 2 Abbild. u. 1 Titelb. Cart. M. —.80.

Goethe: Aus meinem Leben. Dichtung u. Wahrheit. Ausgewählt u. hrsg. v. G. Hofmeister. Leipzig, Teubners Samml. f. höh. Töchterschulen. 201 SS. Cart. M. 1.—

Goethe: Aus meinem Leben. Dichtung u. Wahrheit. Schulausg. v. J. Dahmen. Paderborn, Schöningh. 174 SS. M. 1.—

Goethe: Dichtung u. Wahrheit (The First Four Books). London, Clarendon Press. 332 SS. 4 sh. 6 d.

D. Sanders: Aus Goethes

Wahrheit u. Dichtung. 9. Buch. (Ztschr. f. deutsche Sprache. Jahrg. 8. H. 9.)

Richard M. Meyer: Wilhelm Meisters Lehrjahre und der Kampf gegen den Dilettantismus. (Euphorion. II. 529-538.)

Alfred Friedmann: Goethe hat Antwort auf Alles. [Sprüche in Prosa.] (Prager Tageblatt. 8. Mai.)

Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Elzevier-Ausgabe. Illustr. v. H. Flintzer. Leipzig, H. Seemann. VII, 225 SS. M. 2.—

Ch. Glauser: Benjamin Constants Adolphe (Ueber Werther). (Ztschr. f. franz. Sprache u. Literatur. Bd. 16. H. 5.)

W. v. Biedermann: Ein übersehener Aufsatz v. Goethe (über Renovirung des Schauspielhauses 1800). (Nord u. Süd. Mai.)

E. UEBERSETZUNGEN.

Goethe: Faust, tragédie. Paris, Pfluger. 192 SS. 25 c.

Faust. From the German. By J. Auster. With an Introduction by B. Mason. Illustr. by F. Gregory. London, Truslove and Hanson. 240 SS. 10 sh. 6 d.

Faust. The first Part, with a Literal Transl. and Notes for Students by "Beta." London, Nutt. 392 SS. 3 sh. 6 d.

Faust, scene del poema di Goethe. Versione ritmica di V. Di Marmorito. Musica di R. Schumann (Società del quartetto). Bologna, soc. tip. Azzoguidi. 16°. 39 SS. 50 c.

Henri Albert: Eine neue Faust-Uebersetzung [Pradez]. (Fft. Ztg., 1. Morgenbl. 29. Jan.)

Faust. Elsö része. Forditotta és kiadta Szabó Mihály. 2. Aufl. Debreczin. 224 SS. fl. 1.20.

Iphigenia Taurisban. Dráma öt felvonásban. Ford. Kis. J. Budapest, Franklin-Verein. 99 SS. 20 kr.

Goethe: Ifigenia w Taurydzie, dramat, przelózyl J. Kasprowicz. Zloczów, W. Zuckerkandl.

Torquato Tasso. Skuespil. Paa Dansk ved H. C. Roede. Kjöbenhavn, H. C. Roede. 164 SS. 2 kr.

Goethe: Torkwato Tasso, dramat., przeklad Jana Kasprowicza. Zloczów, W. Zuckerkandl. 132 SS. 24 kr.

J. G. Selz: Ma Richesse .... Poésie d'Alphonse Karr, d'après Goethe. Avec accompagnement de piano. Paris, A. Quinzard et Cie. Fr. 1.75.

Carmina nonnulla poetarum recentiorum Germanicorum in latinum convertit Ernestus Reinstorff. Hamburg, Herold. 67 SS. M. 2.— (Mignon, König in Thule.)

Hermann et Dorothée, poème en neuf chants. Traduit par Bitaubé. Paris, Berthier. 125 SS. 25 c.

Hermann et Dorothée. Traduction française par B. Lévy, avec le texte allemand et des notes. Paris, Hachette & Cie. IV, 187 SS. Fr. 1.50.

William Meisters Apprenticeship and Travels. Transl. by Th. Carlyle. 3 vols. in 2. London, Chapman and Hall. 2 sh. 6 d.

Coloman Kemenczky hat eine wohlgelungene magyarische Uebersetzung der »Wahlverwandtschaften« veröffentlicht. Vgl. Die Gesellschaft. XI. S. 281 f.

Leon Kellner: Goethe in England. (Chr. d. W. G. V. Nr. 2. S. 8, 9.)

Goethe: Le Petit Orphée. Imité de l'allemand par Ch. Simond. Avec illustrations de Brossé-le-Vaigneur. Paris, Lecène, Oudin & Cie. 71 SS.

† Hektor Frank: Kulturbilder aus Italiens halbvergangner Zeit. 2. Ausg. Leipzig, O. Wigand, 1894. (Beschäftigung der Italiener mit Goethe.)

II. BIOGRAPHISCHES.

A. ALLGEMEINES.

Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von Dr. Albert Bielschowsky. In zwei Bänden. Erster Band mit einer Titelgravüre (Goethe in Italien von Tischbein). München, Beck. 528 SS. M. 5.—

Diesseits von Weimar. Auch ein Buch über Goethe. Von Karl Weitbrecht. Stuttgart, Fr. Frommann. 320 SS. M. 3.60.

Goethe. Von Karl Heinemann. 2 Bde. Mit vielen Abbild. in u. ausser d. Text. Leipzig, E. A. Seemann. XII, 480 u. VII, 448 SS. geh. M. 12.—, geb. M. 15.—

Goethe par A. Mézières. Les oeuvres expliquées par la vie. (1749—95.) Nouv. édit. 2 vols. Paris, Hachette & Co. Fr. 7.—

Edouard Rod: Essai sur Goethe. I. La jeunesse. II. La crise romantique. III. La crise sentimentale. (Revue des deux mondes. Bd. 130, 499 ff. 628—653. Bd. 131, 164—194.)

Goethe u. Schiller in persönlichem Verkehre. Nach brieflichen Mittheilungen v. Heinrich Voss. Mit Einleitung und Anmerkungen neu herausgegeben v. G. Berlit. Stuttgart, Cotta. 250 SS. M. 3.—

B. BIOGRAPHISCHE EINZELHEITEN.

Ferdinand Kurz: Stud. jur. Johann Wolfgang auf der Universität Leipzig. (Academische Monatshefte. Heft 134—36.)

† H. Th. T.: Goethe als Student in Leipzig. (Leipz. Tagebl. 1. Beil. 17. Nov. 1894.)

Julius R. Haarhaus: Auf Goethes Spuren im Süden. Reiseskizzen. 13. Von Perugia bis Rom. 14. Das antike Rom. 15. Rom u. römisches Leben. (Wissenschaftl. Beilage d. Lpz. Zeitung. Nr. 22, 54, 67.)

M. Warnatz: Das classische Weimar. Nach alten Familienbriefen geschildert. (1. Beil. z. Lpz. Tagebl. Nr. 139, 17. März, Prager Tagebl. 20. März.)

Aus Weimars grosser Zeit. Erinnerungen e. Hofmannes. II. (Allgemeine konservative

Monatsschrift für das christliche Deutschland. April-, Mai-, Juniheft. Verfasser jedenfalls Oberst v. Lyncker. Vgl. G.-J. XIV, 353 u. XV, 357.)

»Liste / der angekommenen / Kur- und Badegäste / in der königl. Stadt/Kaiser-Karlsbad/ im Jahre 1795. (Vignette.) Karlsbad, / gedruckt und zu haben, bei F. J. Franieck, priv. Buchdrucker, / ohnweit dem Theater beim Rebenstock«. (Neudruck.) Nr. 408 (5. Juli): »Herr von Göthe, geheimer Rath, aus Weimar, / wohn. im grünen Papagey, auf der Wiese« (mit einem Druckfehler Wiefe.)

Alfred Friedmann: Die Carlsbader Beschlüsse. Persiflage. [Anspielungen auf Goethe in Carlsbad.] (Tgl. Unterhaltungsblatt d. Neuesten Nachrichten. Elberfeld. Nr. 162. 13. Juli.)

Hugo Schroeder: Goethe in Göttingen. (Westermanns Monatsh. Nr. 466. S. 427—438.)

Goethe bei Napoleon in Erfurt am 2. Oct. 1808. Aus Goethes eigenen Aufzeichnungen. (Zeitschr. f. deutsche Sprache. Bd. 8. H. 5—6.)

Σχ.: Erinnerungen an Dornburg und Tautenburg. Aufenthalt daselbst. (Leipz. Tagebl. Nr. 286. 1. Beil.)

† M. Urban: Goethe im Schlosse Hartenberg und in der Stadt Falkenau. (Freie Bildungs-Blätter. 1894. Nov.)

Goethe in Nassau. Von Fr. Otto. Separatdruck a. d. Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde u. Geschichtsforschung. XXVII. S. 53—188. Mit zwei Tafeln. Wiesbaden, R. Bechtold & Comp. Sep.-Dr. IV, 134 SS.

F. Arn. Mayer: Auf Goethes Schweizer Wanderpfad im J. 1797. Nebst Glossen über Fussreisen heutzutage und ehedem. (Allg. Ztg. Beil. 224. 28. Sept.)

C. GOETHES VERWANDTE.

J. Froitzheim: Goethes Vater in Strassburg. [Januar 1741.] (Strassburger Post. 23. Juni. vgl. L. Geiger, Frankftr. Ztg. 2. Morgenbl. 3. Juli.)

Goethes Mutter. Ein Lebensbild n. d. Quellen von K. Heinemann. 5. Aufl. Mit vielen Abbild. u. 4 Heliograv. Leipz., E. A. Seemann. XII, 358 SS. M. 6.50.

Deutsche Frauen. Kulturgeschichtliche Lebensbilder von Albert Richter. Nr. 20: Goethes Mutter (S. 324—356). Leipzig, Brandstetter.

Für Goethes Schwester Cornelia [gegen André Marcel im Figaro.] (Köln. Ztg. 2. Morgenausgabe. 19. Febr.)

Max Mendheim: Christiane Vulpius. (Allg. d. Biogr. Bd. 40. 381—385.)

Goethe und die Vulpius. (Notiz aus G.-J. XVI.) (Frankf. Ztg. 2. Morgenbl. 28. Juni.)

S. Münz: Briefe Ottilie Goethes und Anderer an Sarah Austin. (N. Fr. Pr. 10915. 12. Jan.)

Erinnerungen eines Künstlers von Rudolf Lehmann. Berlin, Ernst Hofmann & Co. VIII, 320 SS. M. 7.—

Enthält in der 2. Abtheilung Charakterköpfe: Goethes Nachkommen

D. GOETHES VERHÄLTNISS ZU SEINEN FREUNDEN UND NACHFOLGERN.

Erinnerungen B. R. Abekens aus den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen und dem ersten dieses Jahrhunderts. Mitgetheilt v. A. Heuermann in: Festschrift zur 300jähr. Jubelfeier des Rathsgymnasiums zu Osnabrück 1895, dargebracht vom Lehrercollegium.

Noch einmal: Das Aennchen vom Leipziger Brühl. (Gen.-Anz. f. Leipzig u. Umgebung. Nr. 269. 29. Sept.)

Heinrich Funk: Die Wanderjahre der Frau Branconi. M. Portr. (Westermanns Monatshefte 470. S. 172—184.)

Noch eine Wallfahrt nach Sesenheim. LiterarischerScherz und Ernst v. E. W. Schimmelbusch. Neustadt a/S., Rhöner Verlagsanstalt. 32 SS.

Wilhelm Arent: Thomas Buckle über Goethe. (Die Musen. I. S. 65.)

† S. Sinzheimer: Goethe und Byron. Heidelberger Dissertation, 1894 (ausgegeben 1895).

Thomas Carlyle als Vermittler deutscher Literatur und deutschen Geistes von Wilhelm Streuli. Zürich, Fr. Schulthess. VI, 146 SS. M. 2.40.

Leon Kellner: Goethe und Carlyle. Aus e. Vortr., gehalten in der 43. Vers. dtsch. Philol. u. Schulmänner am 27. Sept. (N. Fr. Pr. Nr. 11173. 2. Oct.)

Cotta. Von A. Schäffle. (Führende Geister. 18. Band.) Berlin, E. Hofmann & Comp. VII, 199 SS. M. 2.40.

S. M. Prem: Goethes Freund Ehrmann. (Bote f. Tyrol u. Vorarlberg. 81. Jahrg. Nr. 85—87.) Sonderabdr. 2 SS. 4°.

E. Elster: Friederike. Zur Feier von Goethes Geburtstag. (Ber. d. Fr. D. H. N. F. XII. S. 1*—18*.)

G. A. Müller: Neues aus dem alten Pfarrhaus von Sesenheim. (Antiquitäten-Zeitschr. Nr. 7.) auch Sep.-Abdr. 2 SS. 4°.

Herm. Grimm: Die Brüder Grimm. Erinnerungen. (Dtsch. Rundschau. XXI. Jahrg. 85 ff. bes. 87 fg.)

Heinrich Heines Familienleben nebst einer Heine-Literatur. Von J. Nassen. Fulda, Fuldaer Actiendruckerei. IV, 169 SS. (S. 134—138: Heine und Goethe.) M. 2.30.

Goethe, Karl August und Professor Ottokar Lorenz. Ein Denkmal v. Heinrich Düntzer. Dresden, Verlagsanstalt V. W. Esche. 124 SS. M. 2.—

Goethes Schöne Seele, Susanna Katharina von Klettenberg. Ein Lebensbild im Anschlusse an eine Sonderausgabe der Bekenntnisse einer schönen Seele, entworfen von Dr. phil. Hermann Dechent, Pfarrer. Gotha, F. A. Perthes, 1896. VIII, 231 SS. M. 3.—

Sophie v. La Roche, die Schülerin Richardsons u. Rousseaus von K. Ridderhoff. Göttingen, R. Peppmüller. 109 SS. M. 2.—

† Max Winkler: Goethe and Lenz. (Modern Language Notes. Baltimore 1894. Bd. IX. S. 65—78.)

Karl Landry: Neues von Jakob Michael Reinhold Lenz. Eine Kennzeichnung der modernen Goethephilologie. (Die Musen. I. S. 101—106.)

A. Sauer: Literatur über Lenz und Friederike Brion. (Anz. f. d. A. u. dtsche Litg. Bd. 21.)

Alb. Bielschowsky: Goethes Lotte. (Frkf. Ztg. 30./31. Oct.)

Georg Brandes: Goethe und Marianne v. Willemer. (N. Fr. Pr. Morgenbl. 29. Juni.)

(Biedermann): Goethe und Napoleon. (Wissenschaftl. Beil. d. Leipziger Ztg. Nr. 31.)

Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild. 1761—1837. Von Wilhelm Lang. Mit zwei Bildnissen in Lichtdruck. Bamberg, Buchner, 1896. XII, 614 SS. M. 10.

Ueber Goethe, bes. 308—316, 329 f., 459 fg., 473 fg. (dazu 600), 500, 509 ff.

Schmerling u. Goethe. (Chr. d. W. G.-V. Nr. 2. Januar. S. 7—8.)

P. Holzhausen: Ein Veteran aus der Goethezeit. [J. G. Stickel.] (Salon-Feuilleton. Berlin. Nr. 28. 12. Juli.)

Ferdinand Reinboth: Wie sich die Weimarer Grossen erlustigten. Eine Schiller-Goethe-Erinnerung. (Bohemia. Nr. 73. Beibl.) [A. Szluchovinyi schon früher durch Schröer mitgetheilt.]

Heinrich Düntzer: Georg Leopold Weyland, Goethes Strassburger Genosse. (Z. f. d. d. Unterr. 9. J. S. 364—367.)

Ludwig Singer: Das junge Deutschland und Goethe. (Chr. d. W. Goethe-Ver. Nr. 3 u. 4. S. 11—17.)

E. STELLUNG ZU WISSENSCHAFT UND KUNST.

Alexander Meyer: Goethe und die chemische Industrie. (Die Nation. Nr. 48. S. 691 fg.)

Goethe und die bildende Kunst v. Thdr. Volbehr. Leipzig, E. A. Seemann. VII, 244 SS. M. 3.60.

—h.: Goethe und die bildende Kunst. (Belletr. Beil. d. Hamb. Nachrichten. Nr. 34. 25. Aug.)

K. v. Lützow: Goethes Verhältniss zur Kunst der Renaissance. (Vortragsbericht. N. Fr. Pr. Nr. 11260. 29. Dec.)

E. Lehmann: Goethe und die bildende Kunst. (Bl. f. d. lit. Unterh. Nr. 45.)

Otto Harnack: Deutsches Kunstleben in Rom vor hundert Jahren (Goethe). Preuss. Jahrb. Bd. 80. S. 91—109.)

Alfred Bock: Goethe als Musiker. [Mittheilung Rulands.] (Frkf. Ztg. Abendbl. 4. Juli.)

Carus Sterne: Der Farbenreiz bei Menschen und Thieren. Eine Betrachtung zu Goethes Farbenlehre. (Sonntagsbeilage Nr. 17 der Vossischen Zeitung. 28 April. S. 3 f.)

(Ungedr.) Gutachten über Farbenerscheinungen an Glasprismen, vermuthlich 1822 aus v. Hennings Nachlass. (Antiquitäten-Zeitung hgg. v. Udo Beckert. 3. Jahrg. Nr. 10. S. 73 fg.)

[A. Höfler]: Goethes Naturlehre in der Schule. (Chr. d. Wiener Goethe-Vereins. Nr. 6. S. 29—31.)

† E. Friedel: Nochmals Goethe und die Markgrafen-

steine. [Bei Heiligendamm st. Landgrafenstein, wie in d. Werken.] (Brandenburgia 1894. Nr. 4.)

Moritz Brasch: Goethes Beziehungen zur Philosophie. (Die Gegenwart. Bd. 48. Nr. 36, 37.)

Goethes Religion. Eine Studie v. Ad. Wilh. Ernst. Hamburg, L. Voss. 62 SS. M. 1.—

Goethes Religion von Arnim Seidl. 2. Aufl. Leipzig, Baumeister. (4. Heft der Sammlung »Das Wort«.) 72 SS. M. —.60.

Grabowski: Goethe über die Bibel. (A. Ztg. d. Judenth. Nr. 2.)

Heinrich Fränkel: Ein neuentdecktes Wort Goethes für religiöse Toleranz. (Allg. Ztg. d. Judenth. Nr. 28. 12. Juli. S. 329 fg.)

Emil Granichstädten: Goethe und die Schauspielerei. (Chr. d. W. G.-Ver. Nr. 2. S. 10.)

Goethe auf der Probe: Bühne und Leben. (Illustr. Zeitschrift. III. Jahrg. Nr. 19. S. 265 f.)

C. Näthke: Der Hund des Aubry. (Der Artist. Nr. 534. 5. Mai u. 535. 12. Mai.)

Eduard Romanowski: Noch einmal der Hund des Aubry. (Der Artist. Nr. 536. 19. Mai.)

Goethe im Conseil. Nach dem Vortrag des Prof. Ottokar Lorenz im Wiener Goethe-Verein. 2. Apr. (N. Fr. Pr. Morgenbl. 3. April. Chr. d. W. G.-V. Nr. 6. S. 28/29.)

R. M. Meyer: Die Anfänge der deutschen Volkskunde. (Ztschr. f. d. Culturgesch. N. F. Bd. 2. H. 2, 3.)

L. G.: Goethe als Anreger eines deutschen Wörterbuchs. (Frankf. Ztg. 2. Morgenblatt. 17. December.)

F. NOTIZEN VON ZEITGENOSSEN ÜBER GOETHE.

† W. Keiper: Zwei Geniebriefe aus der Schweiz v. J. 1775. [Fr. L. u. Christ. Stolberg an Gerstenberg.] (Nord und Süd. November 1894.)

Heinrich Funk: Ein Schreiben Tischbeins über Goethe in Rom. (Nord und Süd. Bd. 73. H. 217. S. 103 fg.)

K. E. Franzos: Aus dem Goethekreise. [Briefe F. W. Riemers über Goethe. 1830. 45.) (Deutsche Dichtung. Bd. 19. H. 1.)

III. VERSCHIEDENES.

A. BILDER UND STATUEN; GEDENKPLÄTZE; SAMMLUNGEN.

Erich Schmidt: Aus dem Goethe-Archiv. (»Die Zeit«. Nr. 51, 53.)

Isarius: Goethetage als Nationalfest. (Gegenwart. Bd. 48. Nr. 27.)

C. v. Lützow: Das Frankfurter Dachstübchen. Zeichnung von Goethe. (Chron. d. W. Goethe-Ver. Nr. 5. S. 26.)

H. Grimm: Das Goethische Familienbild. (Nat.-Ztg. 8. Apr., vgl. Frankf. Ztg. 10. April.)

Portrait-Catalog zur Geschichte des Theaters und der Musik. Catalog Nr. XI von

J. Halle, München. Erster Theil: A—L. S. 75—77, Nr. 2450 bis 2501: Goethe-Portraits.

E. Lehmann: Goethes Bildnisse und die Zarnckesche Sammlung. (Ztschr. f. bildende Kunst. N.F. Jahrg. 5. H. 11/12.)

C. A. H. Burkhardt: Der Weimarische Park 1776—1832. Mit Illustrationen. (Ueber Land und Meer. 73. Band. Nr. 12. S. 279—283.)

C. Reineck: Der Park von Tiefurt. Ein Erinnerungsblatt an Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar und Eisenach. (Wissensch. Beilage d. Leipz. Zeitung. Nr. 21.)

Alois John: Der Goethestein im Eger-Lande. (Erzgebirgszeitung. Teplitz. Juli. S. 151—154.)

Ausstellung von Autographen, Bildern, Schattenrissen, Druckwerken und Erinnerungsgegenständen z. Veranschaulichung von Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt, veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, Juli-November 1895. Frankf. a. M. XXI Taf., XVI, 144 SS. M. 7.50.

Eine Goethe-Sammlung in Budapest. [Elischer.] (Allg. Zeitung. 4. Juni. (Abgedruckt Frankf. Zeitung. 6. Juni.)

Die Verleihung der Elischerschen Goethe-Sammlung an die Ungar. Akademie. (Ung. Revue hgg. v. G. Heinrich. 15. Jahrg. S. 327—331.)

Die Goethe-Sammlung in Sesenheim. (Begründet seit 1894 von Gustav A. Müller.) Handschriften, Bilder und Erinnerungsgegenstände. Herausgegeben von dem Begründer der Sammlung. Strassburg, J. Zenker. 22 SS.

Gust. A. Müller: Die Sesenheimer Goethesammlung. (Antiquitäten-Zeitschrift. Strassb. Nr. 6. 172—180.)

B. DICHTUNGEN ÜBER GOETHE, COMPOSITIONEN UND PARODIEEN, ILLUSTRATIONEN, NACHDICHTUNGEN GOETHISCHER WERKE.

Die Nachtigall von Sesenheim. Goethes Frühlingstraum. Ein heiter-ernster Sang vom Rhein. Von Gust. Ad. Müller. 2. Aufl. Leipzig, W. Fiedler. 176 SS. u. 7 Ans. Geb. M. 4.50.

Hermann Schilling: Wetterleuchten. (Gedichte. S. 37: Friederike von Sesenheim.) Strassburg, G. L. Kattentidt. 84 SS. M. 1.80.

Albert Ritter von Hartmann: Die vorclassischen Compositionen Goethischer Lieder und Balladen. (Chr. d. W. Goethe-Vereins. X. S. 2—4.)

Königin Luise als Prinzessin u. ihre Schwester Friederike bei Goethes Mutter (am Brunnen). Nach dem Gemälde von W. Amberg, in Photographie von Hanfstaengl. Berlin, G. Grotes Verlag. Fol. M. 5.—; in Cabinetf. M. 1.—; Photograv. auf chines. Papier M. 15.—.

Die beiden Alten unterm Thorweg. Aus dem Cyclus Hermann und Dorothea. Nach dem

Gemälde von A. v. Ramberg phot. Ebd. Fol. M. 5.—; in Cabinetf. M. 1.—; Photograv. auf chines. Papier M. 15.—.

Zug der Auswanderer. Aus Hermann und Dorothea, gemalt v. A. v. Ramberg. Phot. Ebd. Fol. M. 5.—; Cabinetf. M. 1.—; Photograv. auf chines. Papier M. 15.—.

Hermann und Dorothea am Brunnen. Aus dem Cyclus von A. v. Ramberg. Phot. Ebd. Fol. M. 5.—; Cabinetf. M. 1.—; Photograv. auf chines. Papier M. 15.—.

Heimkehr beim Anzug des Gewitters. Aus Hermann und Dorothea von A. v. Ramberg. Phot. Ebd. Fol. M. 5.—; Cabinetf. M. 1.—.

Hermann und die Töchter des Nachbars. Aus dem Cyclus v. A. v. Ramberg. Phot. Ebd. Fol. M. 5.—; Cabinetf. M. 1.—.

Hermann und die Mutter unterm Birnbaum. Aus dem Cyclus v. A. v. Ramberg. Phot. Ebd. Fol. M. 5.—; Cabinetf. M. 1—.

Dorothea und die Wöchnerin. Aus dem Cyclus Hermann und Dorothea v. A. v. Ramberg. Phot. Ebd. Fol. M. 5.—; Cabinetf. M. 1.—.

Die Heimführung. Aus Hermann und Dorothea v. A. v. Ramberg. Phot. Ebd. Fol. M. 5.—; Cabinetf. M. 1.—.

om: Der Regenschirm. (Anekdote von Schiller und Goethe.) Bohemia. 7. Juli.



Register zu Band XVII.

I. Personen-Register.

Die hinter den cursiv gedruckten Namen stehenden Zahlen geben die Seiten an, auf denen Abhandlungen oder Mittheilungen des Betreffenden gedruckt sind. Der Festvortrag ist im Register nicht berücksichtigt.

II. Register über Goethes Werke und Leben.

1. Biographische Schriften.

2. Briefe an:

3. Briefe an Goethe von:

4. Dramen.

5. Episches.

6. Erzählendes.

7. Gedichte.

8. Kunst.

9. Naturwissenschaftliches.

10. Sonstige prosaische Schriften.

11. Biographische Einzelheiten, Lebensbeziehungen, Verhältnisse, (persönl. und litterarische) zu:

12. Verschiedenes.

Goethes West-östlicher Divan

Von

Konrad Burdach.

Festvortrag

gehalten in der 11. Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar am 30. Juni 1896.

Goethes West-östlicher Divan.

Goethe ist der Dichter des Erlebnisses. Kein moderner Künstler bedurfte, sollte man meinen, weniger als er fremder Muster, anreizender Beispiele und leitender Anstösse. Aber gleichwohl: kein Poet ist beständiger, mannigfacher, tiefer von aussen angeregt und befruchtet worden als er.

Jedermann weiss, wie früh die Sehnsucht nach *Italien* in ihm geweckt ward, was dieses Land der Verheissung ihm, was seiner Dichtung das Studium der antiken und der Kunst der Renaissance gegeben hat. Dies ist das *erste* Reich, welches er in Tribut nahm für seinen poetischen Haushalt.

In seine Jünglingszeit zurück reicht auch seine hingebende Beschäftigung mit der *Natur*. Sein naturwissenschaftlicher Trieb durchdringt sein ganzes Leben, nicht als Liebhaberei der Mussestunden die poetische Production begleitend, sondern mit ihr untrennbar verwachsen. Goethes Dichtung und Goethes Naturforschung streben nach *einem* Ziel. Sein poetisches Lebenswerk, der Faust, zieht ebenso die Summe seiner menschlich-sittlichen Erkenntniss wie seiner Gedanken über Wesen und Gesetz der Natur und über das Verhältniss des Menschen zu ihr. Hier haben wir die *zweite* Sphäre, aus der Goethes Kunst ihre Nahrung holt.

Als *dritte* bildende Macht in der künstlerischen Entwicklung Goethes darf der *Orient* gelten.

An der *Bibel* hatte er lesen gelernt. Neben Luthers Verdeutschung, deren kernhafte Volksthümlichkeit unverlierbar sich ihm eingeprägt hatte und, wie die Kenner der Goethischen Dichtung im Einzelnen lehrreich dargelegt

haben, seinen poetischen Ausdruck oft genug bis zu wörtlichem Anklang bestimmen sollte, hatte er durch halb spielende, halb ernsthafte *hebräische* Sprachstudien das Original des *alten Testaments* sich nahe zu bringen gesucht. Die rührende Geschichte von *Joseph* gedachte er in einer prosaischen epischen Dichtung zu gestalten. Klopstocks, Miltons, Gessners biblische Poesie verstärkten den Eindruck, den das Leben der Patriarchen in seiner Grösse und Einfalt auf ihn machte. Mit der ganzen Frische, der klammernden Aufnahmefähigkeit, der zähen Treue erster Jugend, die bei späteren Eindrücken niemals widerkehren, hatte er die vielgestaltige Fülle dieser altsemitischen Welt in sich eingesaugt.

Nach der Rückkehr von Leipzig steigerte sich im theosophisch-mystischen Verkehr mit Fräulein von *Klettenberg* die Empfänglichkeit für den Tiefsinn der hebräischen Propheten. Und in *Strassburg*, wo ihm *Herder*, den Klassicismus überwindend, die Augen öffnete über die ursprüngliche Poesie aller Zeiten und Völker, wo ihm Homer, Shakespeare, das Volkslied in neuem Licht erscheinen, begann er auch den poetischen Gehalt des alten Testaments mit *historischem* Sinn ganz und neu zu begreifen. Die ostpreussischen Pfadfinder, *Hamann* und *Herder*, entdeckten ihm an Genesis und Psalmen ewig-menschliche und doch zeitlich individuelle Urpoesie.

Die sibyllinisch orakelnde Schrift über die *Bundestafeln*, die Uebersetzung des *Hohenlieds*, das er mit seinem Meister auffasste als »die herrlichste Sammlung von Liebesliedern, die Gott erschaffen hat«, fünfzehn *Parabeln*, die im Geist Salomonischer Gnomik mit Lessingschem Lakonismus zu reden trachteten, waren die Frucht dieser neuen Anschauungen.

Fortan ist orientalische Dichtung und Weisheit niemals mehr aus Goethes Gesichtskreis entschwunden.

Neben der hebräischen Urzeit öffnete sich ihm die *arabische*, zeigte sich ihm das ungeheure Schauspiel, wie sich aus ihr eine neue welterobernde und weltbildende Macht losringt: die Religion und Kultur des *Islam*. Als Goethe den Prometheus begann, einen Cäsar plante, trug er sich mit einem Drama *Mahomet* und las dazu eifrig den *Koran*. Antiker und semitischer Titanismus stritt in seiner Phantasie um die Herrschaft und die auf Adlersfittichen vorwärts drängende Allegorie »An Schwager Kronos« vereinigt in ihrem Ausgang den griechischen Orkus und Gestalten aus der Unterwelt des Propheten Jesaia (14,9) zu einem grandiosen Bilde.

Den in *Weimar* auf höherer Stufe zur Klarheit

Strebenden führte der Wegweiser seiner Sturm- und Drangzeit zum zweiten Mal in die riesigen Hallen des Orients: in die persische, arabische, hebräische Spruch- und Liebesdichtung. Die Nachbildungen im Tiefurter Journal zeigen, wie diese Interessen auch den nächsten Kreis der Mitstrebenden ergriffen. Damals übersetzte Goethe eines der ältesten herrlichen *vor-islamischen* arabischen Gedichte, das erste sogenannte *Muallaqa.*[1]

Nach der Rückkehr aus Italien wies Herder den in neuem Stil Gefestigten auf die eben entdeckte indische Kunstdichtung hin, von der Goethe bis dahin nur aus einigen Märchen eine Vorstellung besass. Er gewann ihm Theilnahme ab für das von Forster übersetzte Drama Kalidâsas *Sakuntala,* für seine eigenen Distichenreproductionen morgenländischer Lehr- und Liebespoesie, für die Perser *Saadi* und *Hafis.* Aus einer *indischen* Erzählung erwuchs zu jener Zeit »Der Gott und die Bajadere«. Damals frischte Goethe die lange unterbrochene Fortführung seiner poetischen Generalbeichte, des Faust, durch Luft aus dem Orient an: aus dem erhabenen Eingang des Buches Hiob nahm er das grossartige Motiv der Wette für das Vorspiel im Himmel; nach Scenen indischer Dramen bildete er das Vorspiel auf dem Theater.

Die mit Schiller gepflogenen ewig denkwürdigen Verhandlungen über das Wesen des *Epos* lenken dann Goethes Blicke wiederum auf die *fünf Bücher Mose:* als echter Schüler Herders studirt er ihren epischen Charakter und wagt sich an die Bibelkritik mit einer Untersuchung über den Zug Israels in der Wüste.

In den Jahren der Vereinsamung und des Schmerzes nach dem Tod des grossen Freundes, da Deutschland am Boden lag und Goethe bitter Entsagung predigte, trat zum ersten Mal die *persische* Dichtung lebendiger und deutlicher in seinen Gesichtskreis: *Dschamis* Liebesroman *Medschnun und Leila* schien ihm das Musterbild einer grenzenlosen Liebe darzustellen. Auch die Geschichte von der Liebe des *Jussuph,* des biblischen Joseph, zur jugendlichen Frau *Suleicha,* von der Liebe *Salomos* zur *Königin von Saba* entzückte ihn: beides waren altvertraute biblische Stoffe, die ihn nun in persischer Umgestaltung und Durchsonnung neu ergriffen. Und am Vorabend der grossen vaterländischen Befreiungsstunde, kurz vor dem Entscheidungsschlag gegen Napoleon, im Oktober 1813, vertiefte er sich, innerer Aufregung das Gleichgewicht zu halten, in das entlegenste Gebiet ostasiatischer Kultur: er trieb *Sinica*

[1] Zuerst erkannt und veröffentlicht Weimar. Ausgabe 6, 460 ff.

und las die Reisebeschreibung des Venetianers *Marco Polo,* der im 13. Jahrhundert China und Indien durchzogen und die erste authentische Kunde vom fernsten Osten dem staunenden Abendlande vermittelt hatte.

Die bedeutsamste Wendung aber brachte das Jahr 1814. Damals rückte an Goethe zufällig ein ihm schon früher flüchtig aus einzelnen Proben bekannter orientalischer Dichter ganz nahe heran und riss ihn hin wie einst in den Tagen der Jugend Shakespeare, Ossian, Homer, Rousseau, in der Zeit der Mannheit die römischen Elegiker. Es war der persische Dichter des 14. Jahrhunderts: *Mohamed Schemseddin Hafis* aus Schiras.

Des Hafis Dichtungen oder um den technischen Ausdruck der arabisch-persischen Poeten anzuwenden, der so viel als »Versammlung« bedeutet: sein *Divan* (d. h. die Sammlung seiner Gedichte) wurde Goethe in der ungelenken, vielfach dunkeln und durch Missverständnisse entstellten Uebersetzung des Wiener Orientalisten *Joseph von Hammer* zugänglich. Aber es leuchtete ihm doch daraus der Duft und die Glut des zauberhaften Ostens entgegen, ein Hauch der Ewigkeit und Grösse persischer Wüsten und Steppen, über die sich der strahlende Sternenhimmel einer heissen Zone spannt. Und vor allem: zum ersten Mal schlug hier die Dichtung eines grossen *Lyrikers* des Orients im Zusammenhang an sein Herz. Es waren Töne aus dem Gemüth einer verwandten, stark ausgeprägten *Individualität:* eines lebensfrohen, welt- und menschenkundigen, trink- und liebeseligen, witzigen, aber auch mystischen, in tiefsinniger Symbolik schwelgenden Dichters. Jetzt zum ersten Mal hielt ihn der nicht-semitische, der *arische,* der stammverwandte Theil des Orients länger fest. Denn die indische Dichtung, mochte sie ihn auf Augenblicke noch so sehr angezogen haben, stiess ihn immer wieder ab durch die grenzenlose Formlosigkeit, die groteske Ungeheuerlichkeit ihrer Phantasie.

Die ganze alte Liebe für die morgenländische Kultur, die seit frühester Jugend in ihm still geglüht, bisher aber nur dann und wann aus seiner Dichtung hervorgeleuchtet hatte, entflammte jetzt der stammverwandte orientalische Poet zu lange dauerndem Brande. Das Lichtlein Hammerscher Uebersetzungsmühsal entzündete die prächtige Fackel einer neuen Lyrik, die mit Hafis wetteiferte wie die römischen Elegien mit Ovid und Properz gewetteifert hatten. Es geschah mit der Plötzlichkeit einer ausbrechenden Naturgewalt, mit dem Ungestüm einer Explosion, durch die lange gesammelter Zündstoff reissend emporlodert.

Der Divan ist das grosse Denkmal in Goethes *orientalischer* Provinz, wie Prometheus, Iphigenie, Helena die Marksteine seiner in drei Staffeln emporsteigenden *antiken* Eroberungen, wie der Faust das ragende Siegeszeichen seiner *naturwissenschaftlichen* Lebensarbeit.

Goethes Divan erfreut sich weder gleich starker noch gleich dauernder und breiter Wirkung wie jene eben genannten Schöpfungen. Der Gegenwart ist er im Ganzen recht fremd geworden. Man pflegt ihn für ein künstliches Product des alternden Dichters zu halten, an dem mehr Spiel und Willkür als natürlicher Drang der Seele Antheil habe. Man findet in ihm mehr Erfindung und Reflexion als echtes Erlebniss und wahres Gefühl, mehr gedankenschwere Weisheit als poetische Gestalt und Leidenschaft. Vielen erscheint er wohl gar wie eine etwas frostige, verschnörkelte Costümdichtung, einer phantastischen Laune entsprungen, greisenhafter Vorliebe für eine exotische Maske, die der erlahmenden Phantasie als Stab und Krücke dienen soll und die dann der Dichter doch nach Belieben und Bequemlichkeit öfter illusionswidrig fortwirft, um in seiner wahren Figur frei und unbeengt auszuschreiten. Selbst Kenner und Verehrer des Werks urtheilen in der Regel nicht viel günstiger. Und doch beruht diese Ansicht auf einem Sehfehler.

Gewiss, der Divan ist eine Dichtung, die den Typus des *Alters* zur Schau trägt: er wandelt in gedankenvoller Beleuchtung, in symbolischem verallgemeinerndem Denken. Und er verleugnet in der Form der Darstellung wie des rein sprachlichen Ausdrucks nicht die *Schwächen* des Alters: er enthält stilistische und grammatische Sonderbarkeiten, gemachte Wortbildungen, gravitätische Wendungen, seltsame Wortspiele, selbst Dunkelheiten und schlechthin Unverständliches. Goethe hat es nicht immer vermocht, den verarbeiteten fremdartigen Stoff der orientalischen Quellen in reine Poesie zu verwandeln: zuweilen bietet er uns Schlacke statt Gold. Das Werk zeigt manchmal bereits die Weitsichtigkeit greisenhafter Augen und die umständliche Manier der Nestorjahre.

Dem Unvorbereiteten, der lediglich naiv geniessen will, wird sich manch entstellende Wolke vor diese wunderbare Schöpfung legen und sie wird immer nur in Fragmenten auf ihn Eindruck machen. Ja selbst wer gelernt hat, von Goethes Dichten für sich Höheres zu erwarten als augenblickliches Lustgefühl, wer darin ein Urbild grosser und gesunder Menschlichkeit, die glücklichste Entfaltung der Blüthe modernen Lebens und moderner Kunst aufzufinden weiss, wird hier vielfach rathlos oder erkältet bleiben.

Die Frau, deren Herzblut in diesem Werke mitpulsirt, hat über Goethes biographische Beschreibung jener Zeit das schöne Wort gesagt: »sie gleicht einem Liede, wozu nur einige die Melodie kennen, für die meisten bleibt es ungesungen«. Auch der Divan öffnet seine geheimsten Wunder nur dem, der die rechte Melodie kennt, in der er zuerst erklang. Ich will versuchen, sie Ihnen zu singen.

Goethes Divan wurzelt ganz und gar in der *Zeit* und *Gegenwart,* in der *Person* seines Dichters. Warum zündete der Sang des Poeten aus Schiras gerade im Jahre 1814 in solchem Masse? warum weckte er plötzlich gerade damals in Goethe lang versiegte lyrische Kraft, die zwei Jahre hindurch wie ein Springquell hervorsprudelte? Die Antwort führt auf ganz individuelle, biographische, zugleich aber auch auf ganz allgemeine, zeitgeschichtliche Gründe.

Ungefähr seit dem Tode Schillers machte Goethes innere Existenz eine grosse Wendung.[1] Die Epoche des einseitigen exclusiven Klassicismus, der das absolute Kunstideal, den einzig erlaubten Stil im Alterthum und zwar in dem Alterthum, wie es Winckelmann formulirte, suchte und fand, naht ihrem Ende. Auch Goethe zahlte dem mächtig emporstrebenden universalen, romantischen, geschichtlichen *Geist der Zeit* seinen Zoll.

Keiner von allen Impulsen der damals aufsteigenden Weltbewegung hat vielleicht grössere Folgen gehabt als der *Drang nach einer zurückliegenden höheren Einheit* der menschlichen Natur. Hatten *Rousseau* und seine Schüler den ursprünglichen Zustand der Menschheit aus der Idee heraus sich construirt, so strebte seit dem Ende des 18. Jahrhunderts eine grosse, internationale Gemeinde von Anregern, Gesinnungsgenossen und Schülern *Herders* darnach, jenes primitive Menschliche *historisch direct* nachzuweisen oder durch *geschichtliche Reconstruction* zu erschliessen.

Die ursprüngliche Poesie hatte die Generation, welche 1770 jung war, in der sogenannten Natur- oder Volkspoesie entdeckt, deren Wesen an Homer, an altenglischen Balladen, am Pseudo-Ossian, am deutschen Volksliede, an den Gesängen der wilden und der unkultivirten Völker studirt wurde. Ferne, zumal exotische Welten mit niedrer Kultur, die seit dem Ende des Jahrhunderts besonders deutlich in den Gesichtskreis Europas traten, schienen die verlorenen Ideen des Naturzustandes zu verwirklichen.

[1] Vgl. zum Folgenden meine Ausführungen im Goethe-Jahrbuch XI, S. 14 ff.

Genau hundert Jahre vor Goethes Divan hatte *Daniel Defoe* die Urgeschichte der menschlichen Kultur an den Schicksalen eines schottischen Matrosen, der auf eine unbewohnte Insel im südamerikanischen stillen Ocean gerathen war, zu der unsterblichen moralphilosophischen Erzählung vom *Robinson* gestaltet. Rousseau, dem Bewunderer dieses Buchs, nachschreitend, hatte *Bernardin de St. Pierre* bald auf westindischen oder afrikanischen Inseln, bald in den Steppen Westasiens die Patriarchenzeit nachgeträumt und wieder ins Leben rufen wollen. Seine »Etudes de la nature« lieferten Reisebeschreibungen voll tief religiösen Anbetungsgefühls und verkündigten gleich Goethe: Gottes ist der Orient, Gottes ist der Occident. Zur Zeit, da Goethe seinen Werther umarbeitete, hatte St. Pierre *Paul et Virginie* geschaffen: eine unsterbliche erotische Robinsonade, geboren aus elegischer Sehnsucht nach den Kindheitszuständen der Menschheit, aber auch aus lebendiger Anschauung der Tropenwelt und aller Zauber eines südlichen Eilands. Und an der Schwelle des neuen Jahrhunderts durchdrang *Chateaubriand* die Tendenz des grossen Jean Jacques, Ossiansche Stimmung und den Charaktertypus des jungen Werther mit den politisch-religiösen Elementen seiner Emigrantenrolle: daraus entstehen die weltberühmten beiden Liebesgeschichten *Atala* und *René*, die in den unendlichen Prärien und Urwäldern von *Louisiana* ihren Schauplatz haben. Bald nachher localisirt der Exilirte sein Ideal in dem *arabischen* Zeitalter Spaniens: nach den Tempeln Griechenlands schien ihm die Alhambra des Anschauens werth und der Untergang der maurischen Könige von Granada gab ihm den Stoff zu seiner Novelle »Der letzte der Abenceragen«.

So trat an die Stelle eines erträumten Utopien, an die Stelle der Ossianischen Nebelwelt, an die Stelle der sentimentalisch angeschauten Region der Naturvölker Afrikas und Amerikas für das poetisch-moralische Bedürfniss der *Orient*. Und das zu einer Zeit, wo in Frankreich der grosse Orientalist *Silvestre de Sacy* die englischen Leistungen eines *Jones*, die deutschen eines *Eichhorn* und *Reiske* überholend, den Grund legte für die wissenschaftliche Erkenntniss des arabischen und persischen Alterthums.

Chateaubriand hatte seine beiden romantisch-exotischen Idyllen seinem grossen Werk »Genius des Christenthums« eingefügt. Religiösen und christlichen Absichten folgt ebenso der englische Romantiker *Southey*, der etwa gleichzeitig arabische Sitte, arabischen Glauben und die Pracht der morgenländischen Natur abbildet. Der Gegensatz des Ideals zu den Verhältnissen der modernen Kultur treibt auch *Lord*

Byron, den genialen modernen Apostel der sittlich-poetischen Revolution dazu, die bunte, an Schrecken und an Zaubern reiche Welt des mittelalterlichen und modernen europäischen, türkisch-griechischen Ostens, auf deren Schauplatz er selbst mit weltschmerzlichem Titanismus geflüchtet war, zum romantisch aufgefassten Hintergrund subjectivster, satirisch-epischer Dichtungen zu nehmen.

Die *deutsche Romantik* in ihrer Auflehnung gegen den Klassicismus fand in den alten Ueberlieferungen des Orients was sie brauchte und suchte. Rousseaus Naturevangelium und Herders universelle Lehre von der primitiven Poesie leben und wirken verbunden in einer gewissen Metamorphose fort. Aus dem orientalischen Märchen, wie es die Franzosen, Wieland, wie es noch Klinger in seinen philosophischen Romanen als blosses Costüm benutzten, wächst nun eine *andächtige* Vertiefung in die Wunder des Ostens um *ihrer selbst,* um ihres menschlichen und poetischen Werthes willen. Zwar der junge *Tieck* umkleidet in seiner sentimentalen Idylle *Almansur* Rousseauische und Wertherische Natursehnsucht noch ziemlich äusserlich mit orientalischen Hüllen, und auch in seiner Faustiade *Abdallah* haben die Farben und der magische Apparat, die aus des Olearius Beschreibung seiner persischen Reise und aus »Tausend und Eine Nacht« entlehnt sind, noch keine tiefe und selbständige Bedeutung. Aber schon verkündete *Friedrich Schlegel* im Athenäum (1800; 3,103): »im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen«; schon brachte *Tiecks »Poetisches Journal«,* das an der romantischen Neugestaltung der Poesie und Kunst mitzuarbeiten sich als Ziel setzte, aus der Feder eines Mitstrebenden einen Aufsatz über die altindischen mythologischen Dichtungen, die »Morgenträume unsres Geschlechts«, und die Schlegelsche *Europa* die Uebersetzung eines Bruchstücks aus *Firdusis* Heldenbuch. *Novalis* träumte in seinen den Katholicismus symbolisirenden und mit mystischer Poesie umspinnenden *Hymnen an die Nacht,* dass des Morgenlands ahndende blüthenreiche Weisheit zuerst der neuen, der christlichen Zeit Beginn erkannt, zuerst dem Königskind in der Krippe mit Glanz und Duft gehuldigt habe. Der Deutschland und Dänemark gemeinsame *Oehlenschläger* schuf aus einer der schönsten Scenen von Tausend und Eine Nacht sein dramatisches Märchen *Aladdin,* eine halb ironische Allegorie eigener Lebensverhältnisse. Und schon lehrte der dichtende Philosoph *Schelling,* dass die Philosophie, so wie sie in der Kindheit der Wissenschaft von der Poesie geboren sei, nach ihrer Vollendung durch das Mittelglied einer neuen *Mythologie* wieder in den allgemeinen Ocean der Poesie zurückfliessen müsse, dass das

Christenthum im letzten Grund aus dem orientalischen Geist stamme, der die indische Religion geschaffen und den ganzen Orient durchdrungen habe. Der Orient ward eine Art Zauberwort. Er erschien als der alte Ursitz des nun proclamirten magischen Idealismus. Hier glaubten dessen Jünger die echte Lebensfülle, die wahre und ganze Menschennatur, die lautere Religion zu finden.

Nun ward von dem Drange der Epoche nach den *Urquellen* europäischer Sprache, Religion und Sitte auch die eigentliche *Wissenschaft* erfasst und förderte ihn ihrerseits. Das philosophisch-ästhetische Problem verwandelte sich ihr in ein historisch-poetisches: an Stelle eines allerorten zu findenden allgemeinen Naturzustandes der Menschheit bemühte sie sich, einen bestimmten *geschichtlich* d. h. national und zeitlich begrenzten Grundzustand zu entdecken, aus dem die spätere Vielheit, Mannigfaltigkeit und Verfeinerung der Cultur hervorgegangen sei. Die Gelehrten Englands, Frankreichs und Deutschlands verwandelten sich in jene »Lehrlinge zu Sais«, von denen des Novalis lyrischer Roman geschwärmt hatte: in Reisende, die den Spuren des einstigen Urvolks und den Resten der Ursprachen nachgehen. Seit den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts hatte das Bekanntwerden der *Sanskritsprache* die Einsicht geweckt, dass die grossen Kulturvölker Europas mit den Persern und Indern von einer Mutter abstammen. Ihre gemeinsame Urheimat glaubte man im Osten, in Hochasien suchen zu müssen. Das Arabische und Hebräische war freilich, wie die wissenschaftliche Forschung immer deutlicher zeigte, von diesem Familienzusammenhang auszuschliessen. Aber es dauerte lange, bis diese neue Erkenntniss sich zur Klarheit und Sicherheit und zu allgemeiner Anerkennung durchrang. Noch 1806 verglich einer der gelehrtesten damaligen Linguisten, *Johann Christoph Adelung,* in seinem Mithridates indische und semitische Worte als urverwandt, von dem genealogischen Zusammenhang der beiden Sprachen überzeugt. Erst *Friedrich Schlegels* Abhandlung »Ueber die Sprache und Weisheit der Indier« zerstörte zwei Jahre nachher mit Entschiedenheit den Jahrhunderte alten Irrthum, das Hebräische für die ältere Schwester oder die Mutter der europäischen Idiome zu halten, und erst *Franz Bopps* »Conjugationssystem«, das während der Entstehung des Goethischen Divan erschien, legte den sichern Grund, auf dem die vergleichende wissenschaftliche Erforschung der arischen oder indogermanischen Sprachen in strenger Abgrenzung ihres Reviers gegen die — nicht verwandten — semitischen Sprachen sich entwickelt hat.

Es schien, als ob im Kreise der *jüngeren* deutschen

Romantik jener Wunsch Schellings und Friedrich Schlegels, aus dem Orient die neue Mythologie zu holen, in anderer Weise verwirklicht werden sollte. Die Heidelberger Trias *Daub, Creuzer, Görres*, beflügelt von den jugendfröhlichen, geistesverwandten Genossen *Arnim* und *Brentano* vertiefte sich mit schöpferischer Phantasie, aber von einer kritischen Sonderung der einzelnen Nationen und Epochen weit entfernt, in die Religion des Morgenlandes. Die »Studien«, die »Symbolik und Mythologie der alten Völker«, die »Mythengeschichte der asiatischen Welt« streuten unsterbliche Keime: wie Friedrich Schlegel der vergleichenden Sprachwissenschaft die Richtung wies, so haben sie für die vergleichende Religionswissenschaft zuerst Stimmung gemacht.

Sie wollten den Kern der alten Religionen, die reine monotheistische Urreligion unter den Symbolen des Kultus und den Erzählungen des Mythos entdecken und fanden sie im Osten, in den uralten Traditionen Asiens, in den Gegenden, da das Paradies, die Heimat des Menschengeschlechts gelegen haben soll, von denen die Sonne kommt. Die grossen Religionsstifter sind ihnen Propheten der Völker, nach dem Plane Gottes berufen, die Menschheit stufenweise zu erheben und zu läutern.

Als Goethe den persischen Dichter zum Führer erkor, tauchte auch er in das weite Gewässer dieser europäischen Strömung. Und wenn er nun mit der romantischen in- und ausländischen Jugend Europas nach Osten strebte, nach dem Zeitalter und dem Schauplatz der Jugend des Menschengeschlechts, so folgte er Impulsen, die in seiner Frühzeit ihn selbst schon getroffen hatten, die durch ihn selbst verstärkt und auf die allgemeine Weltbildung unverlierbar hinübergeleitet waren.

Aus Hamann-Herderischem, aus Goethischem Jugendgeist ist dieser romantische Kultus des Orients geboren. Weder Chateaubriand noch Lord Byron noch Schelling noch die deutschen Romantiker wären denkbar, ohne dass sie der Athem Goethischer Geniedichtung angeweht hätte. Es war eine selbstentfesselte Welle, die nach Jahrzehnten mit gesteigerter Kraft zurückkehrend, den alten Dichter fortriss. Luft aus der eigenen weit zurückliegenden Jugendzeit, geschöpft von der damaligen Jugend, machte ihn an seiner eigenen Vergangenheit wieder jung, führte ihn zurück zu den Tendenzen einer längst überwundenen Epoche, bereitete seine poetische Wiedergeburt.

Am Weihnachtsabend des Jahres 1814 setzte Goethe dem ältesten Kern seines orientalischen Liedercyclus, dem im Wesentlichen chronologisch geordneten »Deutschen

Divan«, dem die Eintheilung in Bücher noch fehlte, den Prolog »Hegire« d. h. Hedschra vor: er redet deutlich von Sinn und Absicht des Ganzen. Im Zeitalter der Revolution, da Throne und Reiche stürzen und die abendländische Welt in Stücke fällt, soll die Flucht zum reinen Osten, soll Paradiesesluft und Jugendquell[1] Heilung und Erneuerung bringen: ursprüngliche Tiefe des Menschengeschlechts, gottempfangene Himmelslehre in irdischer Sprache, Weite des Glaubens, Enge des Gedankens, lebendiges gesprochnes Wort, einfaches Hirten- und Karawanendasein — das sind die Mächte, die Genesung und Verjüngung bringen, die den Dichter an sich locken. Ist's nicht, als gehorchte Goethe, indem er so spricht, wieder dem Lehrer seiner Sturmzeit, dem Magus aus Norden, *Hamann?* Dieser hatte 1762 in seiner kabbalistischen Aesthetica in nuce gerufen: »Wodurch sollen wir die ausgestorbene Sprache der Natur von den Todten wieder auferwecken? — — Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern, und durch die Wiederherstellung ihrer Magie« (Schriften 2, 293).

Von einer *zweiten* Hegire Goethes gibt sein Divan Kunde. Die *erste* hatte ihn leiblich nach *Italien* und geistig in das Reich der antiken Kunst und Dichtung geführt. Diese *zweite* Hegire brachte ihn körperlich in die *Heimat*, an den Rhein, und geistig in den *Orient*.

Die poetische Einheit des Divancyclus beruht auf der Vorstellung einer *Reise* zum Orient und durch den Orient. Wiederholt hat Goethe selbst zur Erklärung das hervorgehoben. Der Dichter gibt sich die Rolle eines die östlichen Länder ihrer ganzen Ausdehnung nach durchziehenden Handelsherrn. Nur hierdurch ist der bunte Wechsel des Schauplatzes, die Fülle der verschiedenen geographischen Namen von Venedig bis Indostan, die Mischung der Kulturbegriffe motivirt, die im Divan erscheinen. Goethe stellt sich im geistigen Sinn auf den Standpunkt der älteren grossen abendländischen Entdecker und Reisenden, die seit dem 13. Jahrhundert den geheimnissvollen Osten Europa erschlossen. Er betrachtet sich als einen Nachfolger gleichsam der Marco Polo, Della Valle, Olearius, Chardin. Allerdings hat er diese poetische Einkleidung nicht ganz streng durchgeführt und fällt öfter aus seiner Rolle, wie er denn seit seiner Rückkehr aus Italien es leider mit der Wahrung der poetischen Illusion immer leichter nahm.

Die dichterische Darstellung dieser figürlichen Orientreise vollzog sich nun aber auf zwei *wirklichen Reisen* im

[1] Dafür später: *Patriarchenluft — Chisers Quell.*

Sommer und Herbst der Jahre 1814 und 1815. Ihr nächster Zweck hatte der bildenden Kunst gegolten. Die Reste altdeutscher, nationaler Malerei und Baukunst, die sich in dem alten Kulturland des Rhein- und Maingebiets erhalten hatten und die eben damals ein erwachender pietätvoller Sinn anfing zu schützen, zu restauriren, zu sammeln, wollte Goethe mit eignen Augen sehen.

In dem Kreise der beiden Kölner Kaufmannssöhne *Sulpiz* und *Melchior Boisserée* und ihres Freundes *Bertram* hatte sich seit Kurzem ein neues Kraftcentrum der deutschen Kunststudien entfaltet, ganz verschieden von dem älteren in Weimar, dessen Seele Goethe war, ja ihm geradezu entgegengesetzt durch die Abkehr vom Klassicismus, durch die Hinneigung zur Romantik, zum Mittelalter, zur germanischen Kunst, zum Historischen. Zwischen dem rheinischen und dem Weimarischen Kunstkreis hatte es nothgedrungen zu einer Auseinandersetzung kommen müssen. Der zähen, unermüdlich werbenden Begeisterung Sulpiz Boisserées war eine freundschaftliche Annäherung an den kühl und misstrauisch abwehrenden Olympier geglückt. Sein anfänglicher heftiger Widerstand gegen diesen Sendboten der neudeutsch-religios-patriotischen Malerei schmolz vor dessen idealem, künstlerischem Wollen, vor der lauteren Persönlichkeit, der es immer nur um die Sache zu thun war. Was seit den Strassburger und Frankfurter Tagen allmählich eingeschlummert war, wachte in Goethes Seele wieder auf: der junge Student und Doctor hatte für Erwins von Steinbach Werk geschwärmt und die ursprünglichen Risse des Strassburger Münsters nachgezeichnet; jetzt erwärmt sich der alte Geheimerath Excellenz für Boisserées Plan der Vollendung des Kölner Doms und knüpft die abgerissenen Fäden der Sturm- und Drangzeit wieder an.

Nach dem Pariser Frieden schien Goethe die Zeit reif, die Sammlungen des Freundes in Heidelberg sowie die anderer Liebhaber in den Rheinlanden selbst zu prüfen. Er stand am Abschluss einer Lebensepoche und fühlte das. Er hatte den Druck des dritten Bands seiner Selbstbiographie vollendet. Er hatte im Erwachen des Epimenides Deutschlands Befreiung und seine eigene innere Metamorphose dargestellt. Neues Lebensgefühl drang überfluthend auf ihn ein.

Aus den Gedankenkreisen des exclusiven Klassicismus zogen ihn diese Rheinfahrten hinaus. Er nahm nun Theil an den weitausschauenden nationalen Bestrebungen, die Alterthümer des Rheingebiets zu beschreiben, zu erhalten, zu vereinigen, zu erläutern. Die Rückkehr zu den Stätten der Kindheit und Jugend, die er nach siebzehn Jahren

wiedersah, zu alten Freunden und Genossen stellte ihn wieder hinein in die längst verlassene helle fröhliche Welt, in der er herangewachsen, in der er zum Dichter geworden war. Und über dem Zug nach der geliebten fränkischen Heimat, über der Wanderung durch ihre nationalen Alterthümer, über allen seinen Wegen am Rhein, Main und Neckar während der beiden glücklichen Jahre leuchtete das verklärende Licht der Jugenderinnerungen und die Sonne der Poesie des neugefundenen Freundes, *Hafis*.

Friedrich Schlegel hatte am 13. September 1802 aus Paris geschrieben: »Ich überzeuge mich immer mehr, dass der *Norden* und der *Orient* die guten Elemente der Erde sind«. Aus einer verwandten Stimmung ist der Divan geboren. Eines seiner ältesten Gedichte, das erste des zweiten Buchs, gibt in einem Dialog zwischen dem abendländischen Dichter und seinem persischen Vorbild die Erklärung des Beinamens *Hafis*, unter dem Mohamed Schemseddin allgemein bekannt ist. Er bedeutet »Korankenner«. Darauf gründet der Schluss des Gedichts die Gewissheit der Ebenbürtigkeit: »Und so gleich ich dir vollkommen Der ich unsrer heilgen Bücher Herrlich Bild an mich genommen Wie auf jenes Tuch der Tücher Sich des Herren Bildniss drückte«. Von dem Schweisstuch der heiligen Veronica mit dem Christusbild, seinen bildlichen Darstellungen und seinen Legenden ist zwischen Boisserée und Goethe im Briefwechsel der Jahre 1814 bis 1816 öfter die Rede; Boisserée schickte nach Weimar eine Durchzeichnung des in seinem Besitz befindlichen prachtvollen Bildes Meister Wilhelms von Köln (jetzt in der Münchener Alten Pinakothek), nach der dann ein Abdruck für das erste Heft von Goethes Zeitschrift »Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein und Mayn Gegenden« hergestellt wurde. Gewiss hat Boisserée schon bei seinem ersten Besuch in Weimar 1811 Goethe eine Copie dieses Kleinods vorgelegt, oder doch wenigstens davon gesprochen. Jedenfalls bringt das Divangedicht den mannigfaltigen Hintergrund, auf dem diese neue orientalische Lyrik sich entfaltete, wahrhaft symbolisch zum Ausdruck: Theilnahme für die christlich-germanische Kunst, religiöses Gefühl und liebevolle Versenkung in den fernen Osten sind hier vereinigt; es scheint wirklich aus dem *Norden* und dem *Orient* alles Heil zu kommen. Aber durch alles dies klingt das individuelle Seelenleben des Dichters und die literarische Anregung des persischen Musters vernehmlich durch: christlich-germanische und mystisch-orientalisirende Stimmung des Zeitalters schlingen sich wundersam in einander.

Bekanntlich hat Goethe, als ihm in späteren Jahren des jungen *Näke* unreifes und leichtgläubiges Buch über eine reliquienlüsterne Wallfahrt nach Sesenheim zuging, den entoptischen Kunstausdruck *Wiederholte Spiegelungen* zur Bezeichnung gewisser psychologisch-literarischer Phänomene verwendet. Der Strassburger Student, die Seele voll von dem Zauber des idyllischen Pfarrhauses im Vicar of Wakefield *Oliver Goldsmiths* und schwelgend in dem Kultus der Natur, erlebte in Sesenheim ein poetisches Wahnleben: er sah die reizende Wirklichkeit in dem Lichte, das sein Inneres ausstrahlte. Im Zusammensein mit der Familie Brion, in der Nähe der geliebten Friederike fühlte er sich und die Umgebung, als ob er in einen Spiegel schaute. Und wenige Jahre, bevor der Divan keimte, hatte der Sechziger das »liebevoll früh gewonnene, lang erhaltene Bild« in seiner Selbstbiographie mit »lebhafter Erinnerung nach aussen ausgesprochen und abermals abgespiegelt«.

Die Wetzlarer Liebestragödie hat Goethe in Rousseauischer und Ossianischer Beleuchtung aufgefasst, seine Empfindung mit Klopstockschen Tönen gestimmt, und nachdem er das Verhältniss zu Lotte und Kestner in seinem herbem Gegenbild, den Beziehungen zur Maxe Brentano und ihrem eifersüchtigen Gatten, sich hatte wiederholen sehen, schliesslich das Verhängniss des jungen Jerusalem als dritten Reflex erblickt. Aus der Mischung und sich steigernder Durchdringung dieser literarischen und persönlichen Doppel-, Vor- und Nachbilder entsprang der *Werther*. Goethe reflectirte seine eigene Liebesschuld gegen die Pfarrerstochter von Sesenheim in Beaumarchais' sprühendes viertes Memoire gegen den spanischen Literaten Clavijo, den ehescheuen Verlobten seiner Schwester Marie, durch das der reale Thatbestand mit poetischer Erfindung bereits in theatralisches Licht gerückt war, und in ein altes deutsches Volkslied vom tragischen Ende verrathener Liebe und improvisirte so den *Clavigo*. Er spiegelte seine Liebeswirren, die ihn von Friederike zu Lotte, von Lotte zu Lili geführt und zwischendurch mit andern leichteren Ketten umstrickt hatten, wiederholt in den verwandten Herzensirrgängen Fritz Jacobis, in dem tragischen Doppelbunde Swifts, in der naiv-leidenschaftlichen Sage von der zwiefachen Ehe des Grafen von Gleichen und es entstand das Schauspiel für Liebende: *Stella*.

In wie vielen und verschiedenen Spiegeln hat er sein glücklich-unglückliches Zusammenleben mit *Frau von Stein* dichtend aufgefangen und durch entoptische Fortwirkung den Eindruck vertieft! Im Herzen noch den Abglanz von Lilis Gestalt, liest er Boccaccios rührende Novelle von dem

armen Ritter, der, um die Angebetete standesgemäss zu bewirthen, sein letztes und theuerstes Gut, den geliebten Falken opfert, und gewahrt in dem Bilde dieses Paars den Wiederschein seiner demüthigen Verehrung der strahlenden Frau, in der stolzen Giovanna neben Lili die neue Göttin seines Herzens: diese Spiegelungen sollte das Drama *der Falke* gestalten. Dann wieder sieht er in ihr die Schwester, die sich in die Geliebte verwandelt, und schreibt *die Geschwister*. Er fühlt, wie sie seinem heissen Blut Mässigung tropft, seine Verwirrung löst, die zerstörte Brust aufrichtet, und erschaut sie als *Iphigenie,* als die hohe Artemispriesterin, die den fluchbeladnen Bruder Orestes aus den Schlingen der Erinnyen befreit. In Momenten der Hypochondrie erblickt er das Tragische dieses Verhältnisses: die Unbesiegbarkeit der trennenden Schranken, die zerreibende Aufregung ungestillter Sehnsucht, und im Spiegel treten ihm der unglückliche Torquato und die Prinzessin Leonore von Este, in einem andern die Leiden des armen Lenz entgegen: er wirft diese »wunderlichen Figuren mit ihren Eigenheiten zusammen« und es entstand ihm das Bild des *Tasso.* Die Freundin, Schwester, Geliebte, wird ihm Madonna, zu der er betend aufschaut, wie zur Quelle des Lichts und der Reinheit; sie scheint ihm Dichten und Leben zu heiligen und zu weihen; er betrachtet sie wie ein antiker oder ein Dichter der Renaissance seine Muse: da concentrirt die Vision der *Zueignung* die Erscheinung der Wahrheit mit dem Schleier der Dichtung (eine poetische Eingebung Petrarcas) und das innerste Mysterium des eigenen Herzens, das unaussprechlichste Erlebniss seines Daseins.

Er findet Christiane und erkennt in ihr das Nachbild Römischer Träume und Erfahrungen sowie antiker Erotik: aus der sich steigernden Gegeneinanderwirkung von Erinnerung, von Eindrücken der Lyrik des Properz und Ovid, von phantasievoll genossener Gegenwart entzündet sich ein höheres poetisches Leben: die *römischen Elegien.*

Ein merkwürdiges Product solcher wiederholter Spiegelung ist auch der *Divan.* Die wirkliche Reise in das Land der eigenen Jugend und die poetische Reise ins Land der Jugend der Menschheit, die Fahrt zu den rheinischen Alterthümern, zu den Jugendfreunden, die Wiederaufnahme alter Jugendneigungen, das Aufathmen und Wiederfrischwerden, das Eintauchen in eine primitive ideelle Welt — eins durchdringt das andere. Osten und Westen, literarisches Vorbild und persönliches Erlebniss, Gedanke und Leidenschaft, Vergangenheit und Gegenwart, Erinnerung und neueste Eindrücke spiegeln sich in einander und erzeugen eine erhöhte, verklärte Existenz.

Das ist der *eine* Sinn des bedeutsamen Beiwortes *west-östlich.* Dieser Divan ist weder rein morgenländisch noch rein abendländisch: er soll an beidem Theil haben und zwischen, über beiden Welten schweben. Er soll wirken wie ein *entoptisches* Bild und es ist kein Zufall, dass gerade während seiner Entstehung, wie das Tagebuch ausweist, Goethe so eifrig mit physikalischen, chromatischen und entoptischen Untersuchungen und Experimenten sich beschäftigt hat (s. 6. 9. 13. December 1814, 4. 26. Februar, 1. März 1815).

Die *persönlichen* Bestandtheile ziehen zunächst und vor allem die Aufmerksamkeit an sich. Zur grösseren Hälfte ist das Werk auf der *Reise* gedichtet, manches wirklich während der Fahrt selbst, anderes während des vorübergehenden Aufenthaltes in Wiesbaden, in Frankfurt und der Gerbermühle, in Heidelberg. Die sechs fröhlich-frischen Reisetage, die Goethe im Juli 1814 und dann wieder im Mai 1815 von Weimar nach Wiesbaden brachten, begleitet der Divan wie ein poetisches Tagebuch.

Am 25. Juli 1814 bricht Goethe früh von Weimar auf und gewahrt in den Dünsten des Morgens einen Nebel-Regenbogen. Das Phänomen nimmt er mit bescheidener Deutung als Symbol der Zukunft, der er entgegenfährt. Wie oft hatte er den Regenbogen im Einklang mit den bekannten, auch von Herder schön und tief erörterten Worten des ersten Buch Mose (9, 12) als Sinnbild der Poesie aufgefasst. Nun erinnert ihn die blasse Nebelspiegelung, der die farbigen Lichter fehlen, an sein Alter. Aber immerhin: »Zwar ist der Bogen weiss, Doch Himmelsbogen .... Sind gleich die Haare weiss, Doch wirst du lieben«.

Der Fahrende nähert sich Erfurt und erblickt in der undeutlichen Morgennebelung eine bunte leuchtende Masse, die den Himmel mit der Anhöhe zu verbinden scheint. Die Sonne bricht durch und er erkennt das Wesen der räthselhaften Erscheinung: »Ja es sind die bunten Mohne, Die um Erfurt sich erstrecken«. Und sie, die hell beschienenen, gelten ihm wiederum als gute Vorbedeutung weiterer sonniger Wege. Erst nachträglich hat er dieses aus dem Augenblick und der Reisesituation geborene Gedicht zum Spiegel orientalischen Schauplatzes gemacht. Nun fällt Erfurts Name, es heisst: »Ja es sind die bunten Mohne, die sich nachbarlich erstrecken«, und es werden zwei Strophen, die sich durch abweichende Reimanwendung auch äusserlich als späteren Nachtrag verrathen, eingeschaltet, die jene bunten Mohnfelder für Zelte des Vesires, für persische Teppiche ansehen und verwundert das Hafisische Schiras auf nordischen Gauen wiederfinden.

Der Dichter erreicht nun Erfurt und fährt durch die Stadt. Da drängen wehmüthige Erinnerungen auf ihn ein: aus den Buden des Marktes grüssen ihn, den Alten, alte Frauen — eine Bäckerstochter die eine, eine Schusterin die andere —, die ihn von früher kennen: frohe Jugendzeit, die sie einander sich versüsset haben, steigt vor ihm auf. Diesem thüringischen Momentbild ist wieder eine orientalisirende Strophe angehängt, die durch abweichende Reime und äusserliche Fortführung des Gedankens herausfällt: sie predigt Wetteifer mit Hafis, Freude an der Gegenwart und Mitgeniessen des Vergangenen. Das Gedicht hat Goethe schliesslich doch nicht in den Divan aufgenommen, da es ihm nicht glückte, das Erfurter Localcolorit der ersten Strophen morgenländisch umzufärben. Erst nach seinem Tode ist es aus dem Nachlass veröffentlicht worden.

Am Morgen des folgenden Tags setzte er die Reise von Eisenach fort. Wieder sah er sich an einer erinnerungsreichen Stätte. Wie oft hatte er einst in den Jahren der gährenden Kraft hier mit dem fürstlichen Freunde gestürmt und genossen! In der ersten Frühe des Tags erblickt er jetzt über dem benachbarten Garten, wo die blühenden Rosen und Lilien im Morgenthau glänzen, den felsigen Berg und den hohen Wald und ihn krönend die Wartburg. Nun ists ihm als schaute er »im Gegenwärtigen Vergangenes«: »Da duftets wie vor Alters, Da wir noch von Liebe litten, Und die Saiten meines Psalters Mit dem Morgenstrahl sich stritten; Wo das Jagdlied aus den Büschen Fülle runden Tons enthauchte«. Die ewig sprossenden Wälder ermuthigen ihn: »Was ihr sonst für euch genossen Lässt in andern sich geniessen«. In dieser Gestalt ward das Lied concipirt und wohl auch vorläufig zu Papier gebracht unmittelbar vor der Abfahrt von Eisenach, früh Morgens. Gleich nach dem Eintreffen in Fulda am Abend um 6 Uhr wurde die saubere Reinschrift hergestellt, die selbst dieses Datum trägt. Und hier erst ist eine halbe Strophe hinzugefügt worden, die von der Morgenstimmung des Anfangs weit entfernt abendlich ausklingt, wieder ziemlich gewaltsam eine Beziehung auf Hafis hineinträgt und in symbolischem Doppelsinn »des Tags Vollendung« d. h. den Abend des Reisetags und den Abend des Lebens mit diesem Geniesser geniessen will.

Die Weiterfahrt von Eisenach versetzte den Dichter in die rosigste Stimmung. In seinem bequem fortrollenden Wagen fühlte er sich wie in einem artigen kleinen Häuschen behaglich, gegen die Sonne geschützt, allein so vergnügt wie mit hübschen Mädchen. Denn ihm entgegen schien die ganze Natur sich zu drehn: ihm zur Lust regen sich

die Wälder, kommen die Felder heran, tanzen die bewachsenen Berge des Thüringer Waldes vorbei. Es fehlt nur das Lustgeschrei aufgeregter Zwerge, um den Zauber zu vollenden. Goethe hat diese Stimmung der Fahrt in dem allerliebsten Liedchen ausgedrückt, das Anfangs »Vision« genannt und in die älteste chronologisch geordnete Divansammlung aufgenommen, später in seinen Gedichten unter dem Titel »Der neue Kopernikus« erschienen ist, weil ein orientalisches Anhängsel hier nicht geglückt sein mag.

Wohl konnte Goethe an jenem Tage, wo ihm so jugendfrische Verse gelangen, vor sich hersummen: »Dichten ist ein Uebermuth« . . . »Wenn des Dichters Mühle geht, halte sie nicht ein« (Divan, 1. Buch, »Derb und Tüchtig«). Er fühlte sein »warmes Blut«, er fühlte sich »froh und frei«. Wie ein Jüngling lebensmuthig, hoffnungsvoll, erfüllt mit grossen Erwartungen, fuhr er, der 65jährige, bei herrlichstem Sommerwetter weiter: dem Rhein entgegen, dem grossen Strom, der Heimat, dem Lande neuer Erkenntniss.

Nachdem er hinter Fulda bei Neuhof sich des reifen Korns erfreut hat, überwältigt ihn alte Erinnerung und neue Hoffnungsfülle. Sein Tagebuch meldet: »Des alten Phasanentraums gedacht«. Den Fasanentraum hatte er im Jahre 1785 gehabt: im Drange aufsteigender Lebenskraft, da sein Wesen dem Zenith seiner Laufbahn zueilte und sein Inneres geschwellt war von unendlichen Ahnungen. Ihm träumte damals, er lande mit einem Kahn an einer fruchtbaren Insel, um daselbst Fasanen zu erhandeln. Er gewann sie in reicher Menge und auch farbige prächtige andere Vögel. Schockweis gehäuft legte man sie ihm ins Schiff, so dass die bunten Federschweife nach aussen hingen und in der Sonne erglänzend nachschleppten. So durchschnitt er die ruhige Fluth und landete schliesslich in einem grossen Hafen zwischen ungeheuer bemasteten Schiffen. In Italien war dieser Traum in Erfüllung gegangen: was er auflud, konnte er — so schrieb er damals der Geliebten — mit dem köstlichen Geflügel vergleichen, und die Entwicklung ahnte er auch. Nun, auf seiner zweiten Hegire, war es ihm, als sollte der Ertrag jener ersten aufs neue ihm in den Schoss fallen.

Das erste Reiseziel, Wiesbaden, erreichte er am schwülen Abend des 29. Juli. Auf der nächtlichen Fahrt von Frankfurt dorthin traf ihn ein Gewitter, von dem das Tagebuch Bericht gibt. Ein wundervolles Divangedicht »Allleben« gestaltet die reinigende Erquickung jener Gewitternacht zu einem herrlichen Symbol wieder aufblühender, poetischer Schöpferkraft. Und dies Mal ist wirklich die Einheit der west-östlichen Stimmung gewahrt: der Reisende wähnt, sich dem Lande des Hafis zu nähern; schon kündigt

der aufwirbelnde heisse Staub, der Vorbote des Gewitters, es an. Nun schweifen die Gedanken wieder zu jener ersten Hegire, nach dem staubreichen Lande Italien, wo einst ihm liebe Pforten auf ihren Angeln sich öffneten. Da entladen sich die Wetterwolken: »Heile mich Gewitterregen, Lass mich dass es grunelt riechen. Wenn jetzt alle Donner rollen Und der ganze Himmel leuchtet, Wird der wilde Staub des Windes Nach dem Boden hin gefeuchtet. Und sogleich entspringt ein Leben, Schwillt ein heilig heimlich Wirken Und es grunelt und es grünet In den irdischen Bezirken«. Aus diesen Versen dringt der erfrischende Duft des Erdreichs, das nach langem Lechzen unter dem tränkenden Regen wieder aufathmet. Und dieses verlangende Gefühl, diesen Durst nach neuer Befruchtung, diesen Drang nach neuem Leben, der unaufhörlich fortreisst und emporträgt zum Licht und schliesslich uns aufzehrt wie die Kerze den Schmetterling, spricht wenige Tage darauf das tiefsinnigste Gedicht des Divan (»Selige Sehnsucht«) in mystischen Worten aus: »Sagt es Niemand, nur den Weisen, Weil die Menge gleich verhöhnet, Das Lebend'ge will ich preisen, Das nach Flammenschein sich sehnet«.

Goethes *zweite Rheinreise*, im Mai 1815, gab dem Divan, der inzwischen durch weitgreifende Lectüre orientalischer Quellen gespeist und auf hundert grössere Gedichte und einen Kranz von Gnomen angewachsen war, wiederum einen wirkenden Anstoss.

Nun sollte sich seine west-östliche Phantasiewelt, die von Lebensweisheit und goldnen Gedanken beschwert war, durch neue menschliche *Gestalten,* die darin auftreten, zu einem bewegten *Drama* erweitern. Schon im Herbst des vergangenen Jahres hatte er in Wiesbaden die Figur des jugendlichen, geliebten *Schenken,* der im Divan des Hafis eine Rolle spielt, seinem Vorbild nachgebildet, indem ihm ein schöner blonder junger Kellner auf dem Geisberg bei Wiesbaden und »der kleine Paulus« (der Sohn des Professors Paulus) in Heidelberg dazu das Modell gegeben hatten. Aber er brauchte vor allem dasjenige Element, in dem seine lyrische Dichtung von jeher am frischesten gedieh und blühte: er brauchte den Athem der Liebe einer Frau. Eine weibliche Gestalt musste in den Divancyclus eingeführt werden, und wenn man beobachtet, wie bewusst geradezu ihr Auftreten vorbereitet wird, gedenkt man des bekannten Wortes aus dem Faustvorspiel vom *Kommandiren* der Poesie.

Schon unter den 50 Gedichten des chronologisch geordneten *Deutschen Divan* von 1814 waren einige erotische gewesen, die später bei der Eintheilung des Ganzen in

Bücher dem »Buch der Liebe« zugefallen sind. Sie hielten sich im Allgemeinen, in Reflexionen, zehrten von Erinnerungen, die an des Hafis Gedichten sich spiegeln. Im Januar 1815 entnahm Goethe dann aus Herbelots Bibliothèque orientale eine Reihe berühmter morgenländischer Liebespaare, um sie als »Musterbilder« poetisch zu feiern (S. 49).[1] Darunter erscheinen Jussuph und Suleika mit der Formel »Unbekannte sind sich nah«. Am 7. Februar 1815 preist eine Strophe (S. 196) die liebliche Welt der Dichter und schliesst: »Heut ist mir alles herrlich .... Ich sehe heut durchs Augenglas der Liebe«. Das Augenglas hatte damals aber nur die Lectüre orientalischer Liebesromane und vielleicht die Erinnerung geschliffen. Am 24. Mai 1815 unterwegs, in Eisenach, führt er nun eine bestimmte weibliche Heldin ein. Er »benamst sein Liebchen«: sie soll *Suleika* heissen (S. 144). Für sich selbst wählt er statt Jussuph den Namen *Hatem*. War diese Suleika, die hier zuerst genannt wird, noch völlig imaginär, lebte sie allein noch in der Phantasie? Wir wissen es nicht genau. Aber bald nachher gewann er die Neigung einer Frau, die er unter diesem Namen und Bilde zu sehen sich gewöhnte, und diese Frau hatte er bereits im August, September und October des vorhergehenden Jahres, also vor jener Taufe des erharrten Liebchens an dem schönen Eisenacher Maitag des Jahres 1815, allerdings nur in kurzen Begegnungen kennen gelernt und wie es scheint bezaubert.

Es war die Oesterreicherin *Marianne Jung*, seit dem Herbst 1814 die dritte Gemahlin von Goethes und Boisserées altem Bekannten und Freunde, dem Frankfurter Bankier und Popularphilosophen Willemer, einem edlen und durchaus ungewöhnlichen Manne. Sie war damals dreissig Jahre alt: auf der Höhe weiblicher Reize. Als junges Mädchen von ihrer Mutter zur Bühne gebracht, Mitglied einer in Frankfurt spielenden Ballettruppe, erregte sie durch ihre unschuldsvolle Jugend und Anmuth und ihre Anlagen die Aufmerksamkeit Willemers. Nach seiner rasch entschlossenen Weise entfernte er sie aus der Theaterlaufbahn, nahm sie in sein Haus, liess sie mit seinen Töchtern zusammen ausbilden und machte sie endlich zu seiner dritten Gattin.

Diese Frau von hohem musikalischem Talent, eine vielbewunderte Sängerin, eine verständnissvolle Kennerin Beethovens, ausgestattet mit dem feinsten Gefühl für die Stimmung und die Farbe der Landschaft, seit früher Jugend voll literarischer Interessen, eine begeisterte Verehrerin Goethischer Poesie, eine liebenswürdige Gelegenheits-

[1] Citate nach dem 6. Band der Weimarischen Ausgabe.

dichterin und was mehr als alles dies bedeutet: eine grundgütige, lebensheitere, naive Vollnatur, ein Wesen, in dem ursprüngliche Weibheit und künstlerische Befähigung sich bezaubernd vereinten, geliebt und gefeiert von Dichtern, Gelehrten und Künstlern, von allen Freunden und Mitgliedern der Familie, von jedem, den der Hauch ihres fröhlichen Liebreizes streifte, — sie ward Goethes Partnerin in dem neuen Dichtungs- und Liebesfrühling, der ihm nun anbrach, sie ward die Muse dieser west-östlichen Welt, sie brachte und weckte die noch fehlende Leidenschaft, den lebendigen Pulsschlag echter Poesie des Herzens.

Das heitere mehrwöchentliche Zusammenleben auf dem Landsitz des Willemerschen Paares, der Gerbermühle bei Frankfurt, seit dem 12. August 1815, das dreitägige Wiederfinden in Heidelberg, wohin Marianne mit ihrem Manne am 23. September Goethe nachgereist war, endlich der Abschied und die dauernde Trennung mit ihrem Weh, ihrer Sehnsucht, ihrer immer erneuten und immer enttäuschten Hoffnung auf Wiedersehn — das sind die realen Unterlagen, die einzelnen Akte des mit poetischem Sinn durchlebten »Duodramas«, welches das »Buch Suleika« orientalisch abspiegelt.

An den wohlbekannten Schauplätzen seiner Vergangenheit leuchteten Goethe so viele verblichene Bilder einstiger Freuden und Leiden wieder auf. Wie oft war er an der Gerbermühle, deren Wirthin nun sein Herz gewann, vorübergegangen, wenn er von Frankfurt nach Offenbach wanderte, zur heiss geliebten Lili. Nun fand er sich hier wieder in dem Augenblick gerade, wo er sich zur Fortsetzung seiner Autobiographie und damit zur Darstellung jenes verhängnissvollen Lebensabschnittes rüsten musste, der ihm Lili gab und entriss. Hier traf er die alten Jugendfreunde, Schulkameraden und Universitätsgenossen, die alten Familienfreunde und Verwandten: den Kastenschreiber Riese, den alten Forstmeister Kehr, ein steinaltes Männchen im grünen Rock und grünseidener Weste mit schwarzgeschnittenem Sammet, gegen den Goethe unendlich freundlich war; den drolligen Medicinalrath Ehrmann; »die Tochter von Crespel« (Tagebuch 20. September 1814); Schlossers und Brentanos und viele andre. Die Wertherzeit liess ein Besuch der beiden Söhne Charlotte Kestners wieder auferstehn. Die Strassburger Zeit rief ausser Ehrmann Boisserée zurück, wenn er berichtete was ihm der Müller Lauth, ein Verwandter der Jungfern Lauth, bei denen Goethe als Student seinen Mittagstisch gehabt hatte, über das junge Genie zu erzählen gewusst hatte.

Es war die alte milde rheinische Luft, es war die alte

rheinische Sonne, es war der Hauch von Frische und regsamem Leben, was Goethe nach so vielen Jahren wieder einsog. In Frankfurt und auf der Gerbermühle stand nun wochenlang wieder die alte Scenerie seiner Kindheit vor ihm: der breite belebte Mainfluss, die grosse Stadt mit der Brücke und dem hohen Dom, im Hintergrund fern die dunkeln Berge des Taunus. Es waren die alten Rebenhügel, die er im Rheingau, die er am Neckar wiedersah. Es war der ewige deutsche Rhein, in dem er sich nun wieder vom Nachen aus spiegelte. Der Eindruck überwältigte ihn und aus den trockenen Tagebuchnotizen dieser Monate brachen immer aufs Neue vielsagende Ausrufe hervor, Laute überströmender Bewegung: »Herrliche Abendbeleuchtung der Dörfer und Villen des linken Ufers«; »Herrliche Nähe des Rheins«; »Bewegter Rhein«; »Herrliche Aussicht«; »Reiner Sonnenaufgang«; »Rückfahrt beym schönsten Abend«; »Im Kahn bey wogigem Strome nach Bingen«; »Herrliche niemals genug zu schauende Aussicht«. Von der altvertrauten Schlossterrasse in Heidelberg schweiften seine Augen über Wald und Berg, Stadt und Land wie einstens. Hier hatte er gestanden vor so viel Jahren, da er von Lili sich losriss, schwankend über den Weg zur Flucht. Und hier galt es nun wieder Abschied zu nehmen und die früh geübte Kunst der Entsagung als Alter zu erneuern, da die Dichterin des Liedes an den Ostwind still zu seinen Füssen sass. Wie musste in dieser ganzen Zeit die Vergangenheit aus der Gegenwart heraussteigen.

Es war alles, alles so wohlbekannt, gleichsam nur eine Wiederholung, ein Nachbild früherer Sinneswahrnehmungen. Aber es war für ihn, den Altgewordenen, der inzwischen lange Jahre in herberer, nordischer Luft ein ernsteres Leben geführt hatte, doch auch so ganz anders als einst, so völlig verwandelt. Das konnte nicht die vertraute rheinische Welt sein, deren Daseinsfülle und Daseinslust seine Seele warm und stürmisch überdrang. Es war wohl ein fernes Traumland, es konnte nur die heisse Luft des Orients sein, die ihn anwehte. So berauschend dufteten keine deutschen Rosen, so liebeschluchzend sangen nicht deutsche Nachtigallen.[1] Es waren die Rosen von Schiras, deren Athem er einsog, es war *Bulbul,* dessen Stimme sein altes Herz in seinen Tiefen erschütterte und entschlafene Leidenschaft aufweckte. Nun bewährte sich die Wahrheit jener Verse

[1] Am 7. Juni 1815 an Christiane: »Die Rosen blühen vollkommen, die Nachtigallen singen wie man nur wünscht und so ist es keine Kunst, sich nach Schiras zu versetzen«.

vom Februar 1815 über die liebliche Welt der Dichter: nun erglänzten ihm in Wirklichkeit »auf bunten hellen oder silbergrauen Gefilden Tag und Nacht Lichter« (S. 196), herrlicher als er geahnt hatte. Nun verwandelt sich dem Dichter der Main in den Euphrat, auf dem Marianne-Suleika im Traum ihren goldnen Ring verliert. Nun wird der bescheidene Vorplatz an der Gerbermühle und der Mühlberg zur prunkenden Terrasse und zum Hain. Nun erscheinen die rauschenden Pappeln des Willemerschen Gartens, die Bäume im Heidelberger Schlosspark als Cypressen. Nun mutheten die blauen Farben der Taunusberge, die tiefen Schatten und Lichter des Sonnenuntergangs, die Goethe so oft gemeinsam mit Marianne beobachtete und die diese in einem spätern Brief selbst mit der Beleuchtung am Lago maggiore vergleicht, wie die Farbenpracht südlicher Himmelsstriche an.

Alles was an Lebens- und Dichterkraft in Goethe noch ruhte, wurde nun aufgerüttelt und emporgehoben. »Aus Trümmern von Dasein und Ueberlieferung erstand eine zweite Gegenwart« einstiger Jugend, einstiger Leidenschaft, einstiger dichterischer Schöpfermacht. Wie in unzähligen gegen einander gestellten Spiegeln steigerten sich alte wieder auflebende und neue Eindrücke zu einem höheren poetischen Leben, das in immer wiederholten Reflexen eine unvergleichliche Erscheinung ausstrahlte. Die Wirklichkeit verwandelte sich in Dichtung und diese Dichtung warf ihren Schein zurück über das tägliche Dasein, die häusliche Existenz. Das in Goethes Divangedichten Abgebildete ward zurück übertragen in den geselligen Verkehr, in das reale Alltagswesen.

Als am 28. August 1815 Goethes Geburtstag in der Gerbermühle festlich begangen wurde, befand sich unter den Geschenken ein mit Lorbeer umkränzter Turban von feinstem Musselin, eine Abbildung Frankfurts mit Pfarrthurm und Brücke von der Mühle aus gesehen, wozu Marianne einen Spruch aus dem Divan und einen Vers auf Hafisens Geburtsstadt Schiras geschrieben hatte, ausserdem ein Blatt mit einem aufgeklebten getrockneten Feldblumenkranz. Turban und Musselin bezog sich auf ein schönes Gedicht Goethes vom Februar des Jahres (S. 155): »Komm Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze! Aus deiner Hand nur ist der Tulbend schön«. Der Tulbend, so hatte der Dichter gesungen, ist das Symbol der Hoheit, das den iranischen Abbas wie den griechischen Alexander zierte, das als Krone den deutschen Kaiser schmückt, köstlicher als Juwel und Perle: »Der schönste Schmuck ist stets der Musselin«. Mariannens Geburtstagsgabe erfüllte

die Bitte des Gedichts: sie wand ihm, wie er verlangt, den silberstreifigen Turban um die Stirne, das Diadem seiner Dichtergrösse.

Unter den Divanparalipomena haben wir aber ein Fragment, das seinerseits wieder an diese Geburtstagsfeier anzuknüpfen scheint, einen Dialog der Liebenden. Suleika fragt: »So sag mir doch wie soll ich ihn [den Turban] denn winden, Ein jeder Stand trägt ihn nach seiner Art«. Und Hatem erwidert: »Ich fühle gern am Kopfe deine Hand, Und sieht man dann, dass ich dir angehöre: Das, Liebchen, ist mein Stand«.

Kurz danach, im September, kaufte Marianne auf der Frankfurter Messe für den Freund einen türkischen Sonnenmondorden und wollte ihn nach Haus bringen als Geschenk eines türkischen Kaufmanns für den grossen Dichter. Durch das Messgedränge sich hindurchwindend, hörte sie plötzlich die Stimme Goethes und sah sich ihm und Willemer unerwartet gegenüber. Noch nach neun Jahren zitterte die Freude über diesen Augenblick in einem Briefe nach: »Das war eine schöne Zeit, gewiss meine glücklichste«. Und auch Goethe erinnerte sich daran: »Der Sonnemond schmückt noch heute mein Schatzkästchen«. Dieser harmlose Maskenscherz der schalkhaften Frau regte den Dichter an zu dem Entwurf einer grösseren dramatischen Conception, der unausgeführt blieb (Paralipomena 6), worin Suleikas Dienerin auftreten, ein Nachklang des Geburtstagsmorgenständchens poetisch festgehalten werden und auch der Orden mit den doppelten, verschlungenen Gestirnen eine Rolle spielen sollte. Aber es sprosste daraus auch ein wundervolles poetisches Motiv für ein vollendetes Divangedicht, ein tiefes Symbol seines Verhältnisses zu ihr, das aus der Sphäre des Spiels hineinwuchs in die gefährliche Region der Leidenschaft.

Als er in Heidelberg, von der Geliebten getrennt, ihrer Ankunft sehnsüchtig harrt, dichtet er an einem »herrlichen« Septembermorgen auf dem Schloss ein Lied, das auf die Frankfurter Tage zurückblickend noch schönere Zukunft ausmalt. Suleika, die er als anwesend denkt, ruft: »Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen! Der Sichelmond umklammert sie!« Und Hatem antwortet: »Auch sei's ein Bild von unsrer Wonne! Schon seh ich wieder mich und dich, du nennst mich, Liebchen, deine Sonne, Komm, süsser Mond, umklammre mich«.

Ja, sie war der Mond geworden von Goethes neu aufgehnder Dichtersonne. Was in ihm lebte an Liebesfähigkeit, Jugend und Daseinslust, es war strahlend hervorgebrochen über der wiedergefundenen rheinischen Welt.

Und nun entzündete sich die poetische Begabung Mariannens an dem Wiederaufflammen seines Genies und spiegelte es in einem zarteren Abglanz wieder. Goethe hatte ihr, als er von der Gerbermühle auf eine Woche nach Frankfurt übergesiedelt war, von dort offen als seiner Muse gehuldigt (S. 146): »Nicht Gelegenheit macht Diebe, Sie ist selbst der gröste Dieb; denn sie stahl den Rest der Liebe, die mir noch im Herzen blieb«. Suleika ist dieser Rest übergeben; verarmt erwartet er nur von ihr sein Leben. Darauf erwiderte Marianne als Suleika mit Versen, die sich weit über ihre bisherige Gelegenheitsdichtung erhoben und die Vollendung der echten Kunst erreichten. Hier fand Goethe, was er weder bei Lili, noch bei Frau von Stein gefunden hatte: die Weckerin seines Liedes antwortete dem starken Ton seiner Harfe mit der weicheren Melodie ihrer gleichgestimmten Leier; die den Dichter aufs Neue beflügelte, sie schwang sich als Interpretin seiner Schöpfungen, als wetteifernde Gefährtin an seine Seite.

In Ernst und im Scherz lebte sie mit seinen Werken. Gern liess sie sich die kleine Müllerin nennen und litt es, wenn man neckend anspielte auf Goethes Gedicht vom Edelknaben und der Müllerin, die den Müllersknecht vorzieht, an dem nichts zu verderben ist. Sie trieb allerlei Spässe und schmückte sich mit ihrem Turban und einem türkischen Shawl, Geschenken Goethes. Sie bemühte sich, in des Dichters optische und meteorologische Studien einzudringen: noch am letzten Abend, den Goethe auf der Mühle verbrachte, belauschte sie am Fenster einen nächtlichen, auf dem Balkon angestellten Versuch mit den farbigen Schatten. Später, in den langen Jahren der Trennung, weiss sie — es ist rührend — immer wieder von seltenen Regenbogen, wunderbaren Sonnenuntergängen, auffallenden Schattenphänomen zu berichten. Aus diesen farbigen Lichtern des Himmels trat ihr wohl immer wieder die Gestalt des Entbehrten, die entfernte Welt ihrer Phantasie entgegen. Wenn Goethe auf der Gerbermühle ältere und neuere Gedichte von sich vorlas, den Todtentanz, Sonette, Stücke aus dem Divan, Liebeslieder an Suleika, dann sass die junge Frau — sonst so tapfer und beweglich, dass man sie den kleinen Blücher nannte — still zu des Meisters Füssen, versunken in Hingebung und Mitempfinden, so wie sie sich es selbst in ihrem unsterblichen Lied an den Ostwind dann wünschte.

Aber dieses Aufgehn in dem grossen Genius, der an sie herantrat wie ein Ueberirdischer und in ihrer Brust das göttliche Feuer der Poesie anblies, hatte im letzten Grunde etwas *Tragisches.*

Nie sang Marianne nach Boisserées Zeugniss ergreifender, mit mehr Affect und Rührung als wenn sie Goethes Gedicht »Der Gott und die Bajadere« vortrug. Goethe fühlte sich davon bis zum Unerträglichen gepackt: es sei fast ihre eigene Geschichte, meinte er wiederholt zu Boisserée. Er wollte eine Wiederholung dieses Vortrags zuerst nicht zugeben. In der That hatte sie Willemer gerettet aus den Gefahren des Theaterlebens und einer problematischen Existenz. Aber es war nicht Willemer, zu dem sie aufblickte wie die demüthige Bajadere zu Mahadöh. Es war Goethe, der Herr ihrer Erde, der Poesie. Zu ihm sang sie, gleich der indischen Tänzerin: »Meine Ruh, mein reiches Leben, Geb ich freudig, nimm es hin«. Vor ihm lag, wie sie in einem erschütternden Brief nach Empfang des gedruckten Divan schrieb, ihr Herz offen: »demüthig und stolz, beschämt und entzückt« fühlte sie sich wie in einem »beseligenden Traum«, in einem »erhöhten Zustand«, empfand sie »die Mitwirkung eines *mächtigen höheren Wesens, eine Gabe des Himmels«*. Und Goethe begriff sie. Das Bild dieser jungen Frau, die an ihm hing wie an dem Mensch gewordenen Genius der Kunst, jenes himmlischen Reichs, in der ihre Seele lebte, die in ihm die ewige Jugend des Göttlichen mit Leidenschaft liebte, es traf ihn mit einem Entzücken, das beseligte, aber schmerzte. Das lang gehegte Motiv von der jungen reinen Frau des ernsten Bramanen, die durch ein Jünglingsspiegelbild des Gottes im Wasser, aus dem sie schöpft, in Verwirrung und unschuldige Schuld gestürzt wird, regte sich wieder in ihm und drängte nun zu poetischer Gestaltung. Es war ihm einst als Gegenstück zu der Erzählung von der indischen Bajadere gleichzeitig mit dieser und aus derselben Quelle nahe getreten. Nun hört er *die* Frau seine Ballade von der Bajadere singen, deren Leben ihm wie ein Abbild ihres Inhalts vorkam. Und diese Frau zeigt ihm in ihrem Verhältniss zu ihm, zu Willemer und zu ihrem ihr zärtlich ergebenen Stiefsohn zugleich das Abbild eines Zustands mit den Keimen eines ähnlichen Conflicts als ihn jenes Gegenstück, die Geschichte von dem Weibe des Bramanen, ins Grausige gesteigert, enthielt. Damals, ich zweifle nicht, rückte die Conception der indischen Legende, die erst mehrere Jahre später als grossartiger Schlussstein seiner orientalischen Dichtung ausgeführt ward, in seiner Seele ein bedeutendes vorwärts.

Goethe hat Mariannen seinen Dank so voll abgestattet wie ihre Demuth nie zu hoffen wagen konnte: er nahm jenes Gedicht, in dem sie seine Liebe aus freier Wahl fordert, er nahm die beiden Erwartungs- und Trennungslieder an den Ost- und Westwind in seinen Divan auf,

ohne sie von seinen eigenen zu sondern. Er drückte ihnen dadurch den Stempel der Ebenbürtigkeit, das Siegel der Vollendung auf. Aber er gab ihnen doch auch einen Zug seines eigenen Wesens: er liess sie noch einmal durch den Spiegel seiner poetischen Phantasie gehn, nicht immer zu ihrem Vortheil.

Mariannens stille Mitarbeit am Divan ist damit nicht erschöpft. Und Goethe selbst verräth es dem Verstehenden fortwährend, dass diese aufsprudelnde Lyrik nicht blos die vorbildliche Macht des Hafis, der Reichthum orientalischer Weisheit und Poesie, die wieder hervorbrechenden Quellen der Heimats- und Jugenderinnerungen genährt haben, dass ihr vielmehr ein lebendes Dichtergemüth warmen Athem eingehaucht hat. Er empfand das Erweckende, Morgenröthliche ihrer Natur und sprach es, die Maske des Hatem lüftend, in jenen denkwürdigen Versen aus: »Und noch einmal fühlet Goethe Frühlingshauch und Sommerbrand«.

Die Brandung ihrer Leidenschaft, bekennt er, warf ihm dichterische Perlen an des Lebens verödeten Strand aus: zierlich gelesen, mit Juwelen und Gold durchwirkt, reicht er sie ihr als Halsschmuck zurück (S. 160). Er gesteht, als Hatem nur zu leben durch Suleika (S. 162). Auf die neugierige Frage des Mädchens nach seiner Liebsten erwidert er: »Nun wer weiss was sie erfüllet! Selbstgefühltes Lied entquillet, Selbstgedichtetes dem Mund«.

Die reifen Kastanien des Heidelberger Schlossgartens, aus denen, von der Septembersonne gelockt, platzend die braunen Kerne sich losmachen, geben ihm ein Symbol für seine Lieder, die von Mariannens Sonnenblick berührt nach langsamem Wachsen gehäuft in ihren Schoss fallen. Er dichtet, mit unverkennbarem Hinweis auf Mariannens sich steigernde Dichterkraft ein Zwiegespräch, worin Suleika Hatems Befremden über der Geliebten plötzlich gewandelte Kunst zurückweist: »War Hatem lange doch entfernt Das Mädchen hatte was gelernt . . Wohl dass sie dir nicht fremd erscheinen; Sie sind Suleikas, sind die deinen«.

Als Sinnbild des geistigen Zusammenlebens, des Zusammenklingens ihrer poetischen Erfindungen schickte er ihr von Frankfurt aus ein Blatt der indischen Pflanze Gingo biloba. Die Blätter dieser Pflanze sind gespalten, scheinbar doppelt und doch eins. Nach dem Heidelberger Besuch Mariannens dichtete er, angeregt von einem Gespräch mit dem Professor *Creuzer* über den symbolischen Doppelsinn der hellenischen Mythologie, das er zur Freude des Gelehrten durch ein im Schlossgarten zufällig entdecktes und abgepflücktes Blatt jener Pflanze erläutert hatte, das schöne Divangedicht und sandte es Mariannens Stieftochter Rosette

Städel zur getreulichen Weiterbeförderung an die Geliebte. Sein geheimer Sinn mochte wohl »den Wissenden« erbauen, d. h. Creuzer, der auch die Verse erhielt, mehr aber die wahrhaft Wissende, Marianne: »Fühlst du nicht an meinen Liedern, dass ich eins und doppelt bin?«

Aus gegenwärtiger und früherer Leidenschaft, aus eigenem Pantheismus und orientalischer Mystik webt er sich prächtige Dithyramben der Liebe. Einer, das Schlussgedicht des Suleikabuchs, der die Geliebte mit orientalischer Phantasie als allgegenwärtige Macht der Natur unter tausend Zauberschleiern entdeckt, in der Cypresse wie in der Welle des Wassers, in der Wolke wie im Wiesenteppich, im heitern Morgen am Gebirg wie in der Wölbung des Himmels, entbehrt der momentanen, der leidenschaftlichen Veranlassung. Der zweite ist aus dem Augenblick gequollen, da das lange bekämpfte Gefühl Goethe übermannte. In der unwiderstehlichen Freude des Wiederfindens, als mächtige Antwort auf Mariannens Erwartungslied an den Ostwind, wühlt dieser Liebesgesang alle Leidenschaft, deren Goethe fähig war, in ihren Tiefen auf und spiegelt das eigene Geschick mit mystischer Symbolik im unendlichen All der Welt. Wie er einst Charlotte von Stein sehnsüchtig und dankbar gepriesen hatte als Stern der schönsten Höhe, als ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über seinem Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht, als eins der ewigen Himmelslichter, das durch Wolken und durch des Nordlichts bewegliche Strahlen ihm freundlich und treu leuchtet, so drückt er jetzt Marianne-Suleika als den Stern der Sterne an das Herz. Wie er einst an Frau von Stein durch ein urewiges Schicksal gekettet, wie er mit ihr schon in einem früheren Dasein vereint gewesen zu sein glaubte, so leitet er seine Liebe zu Suleika her aus Gottes Schöpferwillen, aus der die Welt durchdringenden Sehnsucht der Elemente. Gottes Wort »Es werde« hatte das All, das als Einheit friedlich an seiner Brust lag, in Atome getrennt, die wirr und wild, ohne Sehnsucht und Klang aus einander strebten. Da schuf er, der stummen Oede der Elemente sich erbarmend, Morgenröthe. Im Sinne von Goethes Farbentheorie entwickelte sie aus dem Trüben ein erklingend Farbenspiel: das ist die Quelle der Liebe, das Ende der Anarchie und des Chaos. Die Flügel der Morgenröthe rissen auch Suleika an Hatems Mund. Auch sie treibt zusammen der alles Organische durchwaltende Liebesdrang. Kein zweites Schöpfungswort Gottes kann sie trennen. *Musterhaft,* d. h. typisch sind sie für alle Liebespaare. Sie brauchen Allah nicht mehr: sie schaffen sich hinfort selbst eine Welt, die Welt der poetischen Anschauung, der Phantasie, der Liebe.

Das Gedicht zeigt Goethe auf der Höhe der Divandichtung. Es ist *Gelegenheitsgedicht* wie alle echten Blüthen der Goethischen Kunst. Es ruht auf individuellster Empfindung, persönlichstem Erlebniss; es wurzelt ganz in der Gegenwart. Aber es wächst unter dem Lichte orientalischer Mystik, deren Gluth hier wie aus tiefen Abgründen emporhaucht, und eigener, lange gehegter, poetischer Natur-Philosophie empor zu einem erhabenen Bau, der in den Himmel ragt und den ewigen Kosmos nachbildet.

Aufkeimende Leidenschaft, kurze Zurückhaltung und Entfernung, volles Aufflammen bei der Wiedervereinigung in Heidelberg — diese drei typischen Stufen hatte Goethes Verhältniss zu Marianne durchlaufen und sie erscheinen auch in dem poetischen Spiegelbilde, im Divan. Es kam im Leben und im Lied noch ein Schlussakt hinzu, in dem die *tragischen* Töne dieser Liebe langgezogen, mit dem erschütternden Ton der Wahrheit ausklangen: der Abschied für immer, die ungestillte Sehnsucht nach einem Wiedersehen.

Unmittelbar nach ihrer Abreise von Heidelberg hatte Marianne das köstliche Lied an den Westwind gedichtet, das durch Schuberts Composition beflügelt, fortleben wird, so lange Frauen lieben. Sie gab damit den Accord an, auf den eine Reihe Goethischer Divanpoeme gestimmt sind.

Mit schwerem Entschluss riss sich Goethe von den rheinischen Eindrücken, von der bunten Lebens- und Erinnerungsfülle, von der Geliebten los. Der Kampf in ihm war so gewaltig, dass er den Ausbruch einer gefahrbringenden Krankheit fürchtete. Aber er siegte. Er folgte dem thränenvollen Rath, den er vor Jahren in seiner Pandora, diesem aufschluchzenden Klagelied der Entsagung gesungen hatte: »Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist, fliehe mit abegewendetem Blick«. Er floh und er kehrte nie zurück, wenn er auch im folgenden Jahr nach dem Tode Christianens wankend wurde und sogar die Reise antrat, die dann ein Wagenunfall zwei Stunden hinter Weimar endete.

Zu Hause im ruhigen Geleise gewohnten Daseins brachte er seine Leier wieder zum Tönen: den tiefen Sehnsuchtslauten Mariannens, dem unsagbar rührenden Geflüster ihrer Verse an den Westwind erwiderten nun vollere Klänge wie ein anschwellendes Echo. Das Gedicht »Abglanz« ist eins von diesen. Er sendete es »der lieben Kleinen« nach Frankfurt. Ein Räthsel, aber eins, dessen Lösung uns nicht schwer fällt. Es spricht von einem Spiegel, vor dem der *Wittwer* im stillen Hause so gern steht, weil daraus das Liebchen neben ihm mit herausschaut. Verwittwet

fühlt und nennt er sich (Christiane lebte damals noch), weil die Dichtungsehe mit Marianne gelöst ist. Der Spiegel, das sind die alten und die neuen Lieder des Divan, aus denen das Bild der Geliebten immer herrlicher heraus sich gestaltet, in goldnen Rosenranken und Rähmchen von Lasur (S. 193). Marianne schickte darauf eine Antwort, die mit geringer Aenderung in den Divan eingerückt ist. Sie wendet das Bild anders: ihr *Herz* ist der Spiegel, worin Hatem-Goethe sich erschaut (S. 194).

In einer grandiosen Allegorie spricht Goethe die Nothwendigkeit der Resignation aus. *Hochbild* nennt er sie selbst mit Recht. Den Sonnengott der Griechen, Helios, liebt die Wolkentochter, Iris, der Regenbogen. Nach ihm weint sie vor Sehnsucht und er, seitdem er sie gesehen, scheint nur ihr zu strahlen; er dringt, für alle heitern und wolkenlosen Räume des Himmels blind, ein in die Regenwand; immer stärker fliessen ihre Thränen; immer zärtlicher treffen die Küsse seiner Strahlen ihre tropfenden Perlen. Jede der Perlen nimmt sein Bildniss auf, und alle wollen sie sich gestalten: endlich leuchtet in farbigem Bogen ihr Antlitz dem Geliebten entgegen. Und er zieht auf sie zu, aber ach! erreicht sie nicht. »So nach des Schicksals hartem Loose, Weichst du mir, Lieblichste davon; Und wär ich Helios der Grosse, Was nützte mir der Wagenthron!« Wie die Regentropfen im Regenbogen das Bild der Sonnenstrahlen wiederspiegeln, so Marianne das Bildniss des Dichters. Und wie der Regenbogen zerfliesst vor der herankommenden Sonne, so schwand dem Dichter die Geliebte im Augenblick der vollen Annäherung. Ist es nicht erschütternd, wenn hier alte Lieblingsbilder, die in Goethes Seele seit den Tagen der Kindheit schlummerten, neue Gestalt gewinnen, um die Schmerzen wohlthätig einzuhüllen, die ihn den Ergrauten bewegen? Den farblosen Nebelregenbogen hatte er, da er auszog von Weimar zum Rhein und zur poetischen Welt des Ostens, begrüsst als Liebesbund zwischen Phoebus und der Wolke, als gutes Vorzeichen. Jetzt hatte er sich mit Farben geschmückt, mit der vollen Pracht von Mariannens Liebeskraft. Aber die Farben zerrannen, die Lichter verblichen und liessen den alten Dichter einsam auf seinem hohen Sonnenwagen. Noch einmal hat er Jahre nachher (1822) ein junges Himmelskind, eine neue Iris gefunden, Ulrike von Levezow: auch hier zerfloss der Regenbogen und in dem wunderbar rührenden Gedicht »Aeolsharfen« klangen die sehnsüchtigen Klagen der Suleikazeit zum letzten Mal verhallend nach (Weim. Ausg. 3, 28).

Noch in anderer Weise arbeitet Marianne aus der

Ferne am Divan selber mit. Sie scheint zuerst auf den Gedanken gekommen zu sein oder ihn ausgeführt zu haben, die Lieder des verehrten Hafis ganz unmittelbar zum Instrument des eigenen, momentanen Gefühlsausdrucks zu machen. Schon als Goethe in Heidelberg weilte, kurz bevor sie ihm nachreiste, muss sie ihm einen Chiffernbrief gesendet haben. Solche Chiffernbriefe enthalten nur Zahlen von Seiten und Versen eines Buchs, das die beiden Correspondirenden besitzen, also in diesem Falle des Hafisischen Divan. Schlägt man die betreffenden Stellen auf und schreibt man sie hinter einander, so gewinnt man ein Mosaikgedicht, das die Gefühle des Briefstellers wiedergibt. Auf einen derartigen Brief Mariannens antwortet das am 21. September 1815 in Heidelberg entstandene Gedicht *Geheimschrift* (S. 191): »Mir von der Herrin süsse Die Chiffer ist zur Hand, Woran ich schon geniesse, Weil sie die Kunst erfand«.

Unmittelbar nach der gewaltsam überstürzten Rückkehr schrieb Goethe ein solches Chifferngedicht an Marianne, das älteste, das wir kennen. Es ist mit andern durch *Herman Grimm* aus Mariannens Nachlass bekannt gemacht worden in jenem trefflichen Aufsatz der Preussischen Jahrbücher, der sie der Oeffentlichkeit zuerst als Dichterin vorstellte und ihr Bild aus eigener Freundschaft mit liebendem Herzen und dem Auge des Künstlers für alle Zeit gestaltet hat.

Einen schönen Chiffernbrief Mariannens nahm Goethe in die Noten und Abhandlungen zum Divan auf. In dem Exemplar des Hammerschen Hafis, das Goethes Bibliothek enthielt und das mir Herr Geheimrath Ruland zugänglich machte, finden sich aber auch noch vier kleine Zettel eingeklebt mit Chiffernbriefen Mariannens. Voll Rührung sieht man die vergilbten winzigen Blätter, die etwas ungelenken Schriftzüge der Briefschreiberin. Mit treuer Dankbarkeit hatte Goethe diese Denkmale der edelsten Liebe behütet.

Einer dieser Briefe spricht mit Hafisens Worten das Verlangen nach brieflicher Liebeskunde aus, das, wie aus den Briefen des Gatten an Goethe hervorgeht, Mariannen bis zum Kranksein folterte: »Lange hat mir der Freund schon keine Botschaft gesendet Lange hat er mir Brief, Worte und Gruss nicht gesandt«. Goethe musste, um den Sinn der Chiffern zu ermitteln, natürlich die Stelle des Hafisischen Divan aufschlagen, da fand er aber unmittelbar auf jene Worte folgend die Verse: »Hundertmal schrieb ich, allein es hat mir der *Führer der Reiter* keine *Bothen* geschickt, keine Begrüssung gesandt«. Und daraus formt er nun seinerseits ein neues Divangedicht, das er freilich in das

Werk bei seinen Lebzeiten nicht aufgenommen hat: »Und warum sendet Der *Reiterhauptmann* Nicht seine *Boten* Von Tag zu Tage? Hat er doch Pferde, Versteht die Schrift. Die Kranke will nicht, Will nicht genesen Vom süssen Leiden, Sie, an der Kunde Von ihrem Liebsten Gesundend, krankt«. Es ist als hörten wir des besorgten Willemer Bitten, der in seinen Briefen so nachdrücklich im Interesse der körperlich und seelisch leidenden Marianne Goethe um ein schriftliches Wort der Theilnahme anging.

Ein anderer Chiffernbrief Mariannens enthielt den Keim zu einer der herrlichsten Conceptionen, die Goethe je gelungen, zu der süssesten Blume der Divanerotik. In den Septembertagen 1815 hatten die Liebenden wundervolle Vollmondnächte erlebt. Am 18. September, dem Tage der Abfahrt Goethes von der Gerbermühle verzeichnet das Tagebuch: »Herrlicher Abend, Vollmonds Aufgang«. In der Seligkeit und Wehmuth dieser Stunden war verabredet worden, während der nächsten Vollmondnacht einander in Gedanken nahe zu sein. Einen Monat nachher brachte Goethe die köstliche Erfüllung des Versprechens: Suleika fern vom Geliebten, allein mit der Dienerin, auf all ihre Reden und Fragen stumm, immer nur einen Wunsch, eine Sehnsucht im Herzen, immer nur ein Flüstern auf verlangenden Lippen: »Ich will küssen«. Stimmung und Colorit des zauberischen Gedichts sind wie in den schwülen Duft morgenländischer Sommernächte getaucht und orientalische Liebesleidenschaft scheint darin ekstatisch zu stammeln. Diese Blüthe der echtesten Liebespoesie hatte Mariannens Chiffernbrief hervorgetrieben. Sie hatte mit Hafis geschrieben: »All mein Leben will ich nur zum Geschäft Von seiner Liebe machen, Immer dachte ich dein, und immer Blutete tief das Herz. Ich habe keine Kraft als die Im Stillen ihn zu lieben. Wenn ich ihn nicht umarmen kann, Was wird wohl aus mir werden? *Immer sehnt sich mein Herz nach deinen Lippen*«. Dieser Brief ist datirt vom 18. October 1815 — genau ein Monat nach Goethes Abreise von der Gerbermühle —, Goethes »Vollmondnacht«, dessen Refrain »Ich will küssen! Küssen sag ich« aus dem Schluss jenes Chiffernbriefes hervorwächst und die Stimmung Mariannens mit stärkeren Accenten steigert, vom 26. October 1815. Goethe hat also unmittelbar nach dem Empfang der Chiffern-Epistel als Antwort gleichsam diese selbst in herrlicher Metamorphose zurückgegeben. Das Wort aber von der *wiederholten Spiegelung*, kann es sich irgendwo besser bewähren als hier?

Es gibt dennoch in der über alle Begriffe merkwürdigen Entstehungsgeschichte des Divan ein Phänomen, wo dieses Wort noch wunderbarer seine Bestätigung findet.

Im Buch Suleika steht ein Gedicht, das von Behramgur dem Sassaniden und seiner Geliebten Dilaram handelt. Er hat der Sage nach den Reim erfunden, in dem seinen entzückten Liebesreden die Freundin mit gleichem Wort und Klang erwiderte. Nicht mehr, ruft Goethe, darf ich den Sassaniden beneiden: mir ward es auch. »Hast mir dies Buch geweckt, du hasts gegeben; denn was ich froh, aus vollem Herzen sprach, das klang zurück aus deinem holden Leben, Wie Blick dem Blick, so Reim dem Reime nach«. Wir wissen aus dem Tagebuch, dass Goethe die Erzählung von Behramgur und Dilaram, die übrigens auch das Motiv für die bekannte Scene in der Helena des Faust hergegeben hat, am 3. Mai 1818 durch Hammers eben erschienene Geschichte der schönen Redekünste in Persien kennen lernte. Damals war der Druck des Divan bereits bis zum 4. Bogen vorgeschritten. Das Gedicht steht auf dem 10. Bogen. Es ist also während des Drucks entstanden und eingeschaltet.

Die Thätigkeit der Druckcorrectur, die Herrichtung des Buchs selbst hat im Verein mit dem persischen Sagenmotiv, das durch unverkennbare Analogien Goethe aufs tiefste treffen musste, die alten liebenden Erinnerungen an die stille Mitarbeiterin zu einem poetischen, ergreifenden Ausdruck gesteigert. Und jetzt verstehen wir voll jenes »Hast mir dies *Buch* geweckt!« Ja, das Buch, wie es unter seinen Händen, aus Correcturbögen zusammenwuchs. Das Buch, das ein schwacher Abglanz war der tönenden Lieder. Nun erst begreifen wir ganz den Sinn der Schlussstrophe: »auch aus der Ferne das Wort erreicht, und schwände Ton und Schall«. Die blühende Welt gegenwärtigen lebendigen Liebesverkehrs ist dahin, versunken. Aber das Sternenfirmament, das sich über dem untergegangenen Paradies wölbte, es ist geblieben: das ewige Gefühl der Liebe dauert.

»Beide sind wir auf der Erde *musterhaft* in Freud und Qual« hatte Goethe von sich und Mariannen gesungen. Damit ist das Wesen und die tiefste Absicht der Divandichtung bezeichnet. Nicht im pädagogisch-moralischen Sinn, nicht gesetzgebend und normirend will er darin Muster aufstellen, sondern mit jener in die Tiefen der Welt eindringenden Auffassung, die er sich seit längerer Zeit errungen hatte. Seine Naturforschung, seine Studien der antiken Kunst hatten nach der anschauenden Erkenntniss des *Typus* gestrebt. Die griechische Plastik hatte ihm die Grundverhältnisse der menschlichen Gestalt; die Metamorphose der Pflanze, die Anordnung der menschlichen und thierischen Wirbelknochen, die Stabilität des Zwischen-

kieferknochens die Urphänomen des organischen Lebens enthüllt. Auch seine Optik sollte die Urquelle und die Grundprozesse des Lichts und der Farbe enträthseln, seine Geologie die constanten Grundlagen und Gesetze der Erdgeschichte an den Tag bringen. Diesem grossartigen Trieb seines Wesens folgte seine Poesie auf ihrem Gebiet. Auch in der sittlich-geistigen Welt galt es seit der Rückkehr aus Italien immer mehr und mehr die Typen, die ewigen Grundverhältnisse, die constanten Elemente aufzufinden. Sie poetisch darzustellen sah er hinfort als die eigentliche Lebensaufgabe seiner Kunst an. Die Epoche des exclusiven Klassicismus hatte das nur fragmentarisch und einseitig vermocht. Die Zeit der Vertiefung in den Orient brachte die universelle Ergänzung. Die »Urelemente orientalischer Poesie« will er ergründen. Er zum ersten Mal stellt einen Begriff von unabsehbarer Fruchtbarkeit auf: den Begriff der *Naturformen der Dichtung*, und wird dadurch der Bahnbrecher, der Schöpfer einer erst in unseren Tagen ernsthaft in Angriff genommenen Wissenschaft, der vergleichenden Poetik.

Aber aus der östlichen Wiege des Menschengeschlechts holt er sich auch die wahren Urphänomene des sittlichen Lebens: der Religion, der Liebe, der Herrschaft. In der Herrlichkeit der morgenländischen Poesie findet er die *reine Menschheit*. Ein politischer und religiöser »Weltenspiegel« soll dieser Divan werden. Das Zeitalter Napoleons sollte sich im poetisch dargestellten Zeitalter des mongolischen Eroberers Timur reflectiren. Von dem breit geplanten politischen »Weltenspiegel«, den ein umfassendes Buch Timur in die Mitte des ganzen Werks stellen sollte, ward freilich nur ein einziges Bruchstück fertig: »Der Winter und Timur«. Daneben sprach der sterbende Parse sein Vermächtniss altpersischen, d. h. indogermanischen vorislamischen und vor-semitischen Glaubens aus: die Anbetung der ewigen alldurchdringenden, allgegenwärtigen Natur, des Lichts, der Sonne, des reinen Feldes, des Wassers, alles dessen, worin sich der Herr des Lebensquells abspiegelt. Die emporsteigende Sonne, die auf Morgenflügeln über die Gipfel des Darnawend sich erhebt, ist ein Abbild Gottes auf seinem Thron: wie Faust fühlt sich der alte Parse tausendmal mit ihr getragen, ihr entgegen gezogen, aber ebenso oft, wenn ihr Feuerkreis hervortritt, steht er geblendet und wirft sich anbetend zur Erde; gleich Faust verkündet er als höchste Offenbarung: »Schwerer Dienste tägliche Bewahrung«. Der Dichter erkannte indessen seine Unfähigkeit, die politisch-religiöse Symbolik im grossen Stil entsprechend fortzusetzen und rief sich zu: »Lass den Weltenspiegel Alexandern« (S. 195). Das Buch des Parsen

blieb so gut wie das Buch Timur ein Torso. Aber dem Drange Goethes, die Elemente des religiösen und politischen Lebens zu erkennen, haben beide ein herrlich Denkmal gesetzt.

Mit einem Wort: der Divan will den Begriff des Goethischen *Typus* auf dem Gebiet der Poesie, Moral, Religion künstlerisch gestalten, indem er die menschliche Einheit der beiden getrennten Welthälften, des Orients und des Occidents, vor Augen stellt. Das ist der *zweite* Sinn des Ausdrucks *west-östlich.*[1] Und aus ihm heraus wächst das Bewusstsein und die Pflicht der Toleranz, des liebevollen Verstehens alles Menschlichen unter allen Zonen, in allen Individuen.

In seiner Naturbetrachtung war Goethe über dem Streben nach dem Typus je länger je mehr zu *genetischer* Anschauung vorgedrungen, zu der Frage nach dem allmählichen Werden. Der Divan zeigt dieselbe Auffassung im Bereich des Sittlichen und Religiösen. Goethe hat die Ursprünglichkeit des parsischen monotheistischen Lichtdienstes klar erkannt. Der alte Parse vertritt die angestammte, unterdrückte, verfolgte *nationale* Religion, die durch den erstarrenden Kultus Zoroasters, dann durch den arabischen Islam abgelöst und eingeengt, schliesslich verdrängt wird. Goethe ist der historische Fundamentalgegensatz zwischen der alten indogermanischen Kultur Persiens und der semitisch-arabischen Invasion durchaus aufgegangen. Er bemerkt mit dem Sinn des echten Geschichtsforschers, dass »mag auch ein Land noch so oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet sein, sich doch ein gewisser Kern der Nation immer in seinem Charakter erhält« (Weim. Ausg. 7, 18): der indogermanische oder arische Charakter der Perser. Er sondert ebenso scharf die älteste vor-mohamedische arabische Zeit und ihre wilde Volkspoesie, die er in Proben charakterisirt, von der jüngeren, islamitischen.

Er, der eben an Pestalozzis neuer Erziehungsmethode heftig zu tadeln pflegte, dass sie nicht auf die Bedeutung der *Ueberlieferung* für Sprache, Kunst und Wissenschaft Rücksicht nehme, betont mit feinem Gefühl die Macht der Stammestraditionen im persischen Orient. Er skizzirt den merkwürdigen Process der doppelten nationalpersischen Reaction gegen die griechische und dann gegen die arabische Kultur auf dem Gebiete der Sage und Poesie. Er versucht, eine völlige Geschichte der Dichtung Persiens von der ältesten bis zur neuesten Zeit zu entwerfen, auf dem riesigen Hintergrund der hebräisch-arabischen Urzeit, zugleich mit

[1] Ueber die *erste* Bedeutung s. oben S. 18*.

fortwährenden Blicken auf die Einwirkung indischer und abendländischer Dichtung, Kunst und Sitte. So wächst dieses literarhistorische Problem unter seinen Händen auf zu einem culturgeschichtlichen: die Bemühung und der Austausch zwischen Orient und Occident seit dem Alterthum und von den Kreuzzügen bis zur Gegenwart.

Und dies führt auf die *dritte* Bedeutung des Namens *west-östlich*. Der *historische* wechselseitige Zusammenhang der beiden polarischen Gebiete menschlicher Kultur soll im Divan aufgedeckt werden. Indem das geschieht, wird aber zugleich die Blüthe menschlicher Tugend gekräftigt: die Tugend des *menschlichen Gemeingefühls*, aus welchem der Entschluss zu friedlicher, internationaler Kulturarbeit hervorgeht.

Goethes Anstoss hat mächtig gewirkt. Die nächsten Jahrzehnte zeitigen bei uns und im Ausland eine lange Reihe orientalischer Dichtungen. Aber nur wenige nähern sich der Höhe seines Standpunkts. Bald überwiegt die formale Kunst treuer Nachbildung der fremden Formen, wie bei Rückert und Platen; bald die Sucht nach brennendem Localcolorit und romantischer Freiheitscultus, wie bei Victor Hugo, bald die politisch-soziale oder ästhetische Tendenz, wie bei Lord Byron, wie bei den deutschen Griechensängern; bald die erotische Richtung, wie bei Leopold Schefer; bald die epikuräische Skepsis, wie bei Bodenstedt. Man hat Goethe übertroffen in der Echtheit des historischen Costüms, in der Wirklichkeit der äusseren Scenerie. Die *poetische Wahrheit* behält er vor allen.

Diese *poetische Wahrheit* ist unabhängig von den Flittern der Gewänder, von pünktlicher Genauigkeit der Chronologie. Sie verträgt Anachronismen, denn sie dringt in den *Kern der menschlichen und kosmischen Natur*. Die merkwürdige Aeusserung, die Goethe in den Tagen der Divandichtung zu Boisserée that: »über viele Dinge kann ich nur mit Gott reden« (1,252) klärt über dieses Werk am besten auf. Nicht umsonst stellt er sich Hafis gleich, dessen Name so viel als Kenner des Koran bedeutet, und bezeugt, dass sich ihm das göttliche Buch der Bücher wie das göttliche Angesicht auf das Tuch der Veronica abgedrückt habe. Nicht umsonst eröffnet er am Ende der Dichtung den Aufstieg in das himmlische Paradies.

Die unzerstörbaren geheimen Grundkräfte alles Menschenwesens, die über Raum und Zeit, über Religionen und Völker hinaus dauern, die Erdbeben und Revolutionen überstehen, erstrahlen in seinem Divan gleich ewigen Sternen des sittlichen Lebens. Dies west-östliche Universum, das er, Prophet und Priester einer frohen Botschaft, auf-

baute, im Einklang mit allen guten Genien der Erde und des Himmels, insbesondere auch mit der vorkirchlichen, echten Lehre Christi nach dem alten Bericht der Evangelien, es wird in seinen Fundamenten und Riesensäulen bleiben, wenn wir alle nicht mehr athmen. Aber so lange uns die Sonne scheint, deren farbigen Abglanz Goethe mit der Demuth und Bescheidung der Gotteskindschaft verehrte, sollen wir in stillem, beharrlichem Widerstand gegen den Wust und den Aberwitz unserer Zeit, gegen Trägheit, Stumpfsinn und Habgier, unbekümmert um Zweifel oder Spott, diesen *Plan* des grossen Baumeisters immer deutlicher zu verstehen, immer weiter zu verbreiten streben.

Der Geist Herders und Schillers hat daran mitgearbeitet. Der Geist tiefer und starker Liebe zu der unsterblichen, göttlichen Natur reiner Menschlichkeit, einer Liebe, welche die ganze Welt und alle Epochen umfassend durchdringt.

Den fordernden Elementen des gegenwärtigen Zeitalters kommt dieses Werk entgegen, insofern es die Bruderschaft des Menschengeschlechts predigt und der verbündeten geistigen Arbeit aller Nationen das Wort redet. Sie kann sich nur im Frieden bethätigen, und insofern lehrt und fordert der Divan den allgemeinen Völkerfrieden. Freilich ruht er auch auf der Ueberzeugung von der Unvergänglichkeit des elementaren, des dämonischen Naturlebens, und zu diesem gehört der *Krieg*, die *Herrschaft*. So konnte *Börne* dieser Dichtung einen sclavisch-reactionären Charakter vorwerfen und darin eine Verherrlichung des Despotismus erblicken. In Wahrheit lebt in ihr die erhabene Tendenz der *Versöhnung der Welt*, nach der auch heute so viele der Edelsten höchsten und niedersten Standes verlangen.

Auf der andern Seite setzt sich der Divan der mächtigen, heute von oben und unten herandringenden Strömung entgegen, welche die Vergangenheit, die geschichtliche Ueberlieferung, die nationalen und die persönlichen Individualitäten fortspülen möchte.

Das nächste Jahrhundert wird diese beiden Gewalten, die weltbürgerliche und die national-individuelle, in verstärktem, vielleicht in einem Kampfe auf Tod und Leben sehen. Wir kennen nicht seinen Ausgang. Aber wie auch die Würfel fallen, welche socialen und politischen Geschicke auch über unser Vaterland kommen, ob kriegerische Kämpfe, ob Revolutionen oder der Wettstreit friedlicher Arbeit die Zukunft beherrschen werden, Deutschland kann seine Weltrolle nur erfüllen, es kann sich selbst im Chore der Völker nur erhalten, wenn ihm sein Schatz veredelter Bildung bewahrt bleibt und lebendig fortwirkt, dessen Sammlung, Ordnung und Verwaltung wir Lessing und Herder, Schiller und Goethe danken.

Die Bedeutung ihres Erbes hat sich in diesen Tagen uns aufs neue unauslöschlich eingeprägt, da seinen kostbarsten Bestandtheilen hier soeben ein würdiges Asyl errichtet worden ist, darin sie trotz allen Stürmen leben, daraus ihre Kräfte hervorstrahlen können. Unsere diesjährige Zusammenkunft erhält hierdurch ihre Weihe und mit einem besonders feierlichen Glanz vollzieht sich dies Mal das Schauspiel, das hier in Weimar nun schon so oft wiedergekehrt ist: ein erlauchtes Fürstenhaus, das seine idealen Aufgaben im Sinne Karl Augusts, zum Wohle Deutschlands, zum Segen der Welt, erfüllt, und eine freie Gemeinde von Männern und Frauen aller Kreise huldigen gemeinsam und einträchtig dem Grössten der grossen Zeit Weimars, dem überragenden Führer und Berather menschlicher Bedürftigkeit, dem Genossen und tröstenden Verklärer irdischer Unvollkommenheit, dem Boten des Vertrauens und der Hoffnung auf die guten Mächte des Lebens. Möge das Bild dieses herrlichen Menschen, das heute wieder vor uns erstand, immer reiner und klarer in uns aufleben, frei von jeder Verdunklung, aber auch von jeder *Apotheose,* möge es uns immer wirksamer begeistern und stärken zum Dienst unserer heiligen Sache: der *Nation* die idealen Kräfte zu erhalten und zu vermehren, durch die sie ihrem Weltberuf allein genügen kann.

Dem Vaterland in Liebe und Treue ergeben, das Auge gerichtet auf das voranschreitende verehrte Fürstenpaar, wollen wir das im west-östlichen Sinn geprägte wundervolle Bekenntniss Goethes heute, wir wollen es allezeit wiederholen, immer besser bewähren und an jüngere Geschlechter weitergeben: »Bin Weltbewohner, bin Weimaraner«. Dem kommenden Jahrhundert, dem unsere Arbeit gilt, ihm leuchte dieses Wortes Erfüllung.

Elfter Jahresbericht

der

Goethe-Gesellschaft.

Am 7. Juni 1895 trat der Vorstand der Goethe-Gesellschaft zu der satzungsgemässen Jahressitzung zusammen. Die Rechnungsablage über das Jahr 1894 gab zu eingehenden Verhandlungen ebensowenig Anlass wie der Voranschlag für 1895, der sich wieder innerhalb der bewährten Grundzüge bewegte. Eine Mittheilung des Herausgebers der »Schriften« in Betreff der für die nächsten Jahre in Aussicht genommenen Veröffentlichungen wurde zur Kenntniss genommen, sowie mehrere anderweitige kleinere Anträge durch Beschluss erledigt.

Der Abend des 7. vereinigte alle bis dahin eingetroffenen Festtheilnehmer in den Sälen der »Ambrust-Gesellschaft« zu einem Goetheschen Lieder-Abend, einer Vorführung einer Anzahl von Zeitgenossen Goethes componirter Gedichte, von Breitkopf und Corona Schröter bis zu Mendelssohn und Berlioz, bei der die Vergleichung der verschiedenen Vertonungen desselben Textes von besonderem Interesse war. Die schon seit längerer Zeit von dem geschäftsführenden Ausschuss geplante Veranstaltung wurde in befriedigender Weise ermöglicht durch den Rath und die persönliche Betheiligung des bekannten Musikschriftstellers Herrn *Dr. Max Friedländer* in Berlin, sowie durch die gütige Mitwirkung Herrn *Dr. Eduard Lassens, der Mitglieder des Weimarischen Hoftheaters,* Herrn *R. von Mildes* und des *Weimarischen Lehrer-Gesangvereins.* Dem von Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog allen Künstlern in warmen Worten ausgesprochenen Dank schlossen sich alle Anwesenden mit voller Ueberzeugung an.

Am 8. Juni wurde die 10. ordentliche Generalversammlung durch *Dr. Ruland* in Vertretung des leider durch Unwohlsein ferngehaltenen Exc. *Dr. von Simson* eröffnet und geleitet. Nach Begrüssung der auch diesmal die Versammlung mit ihrer Gegenwart beehrenden Königlichen Hoheiten des Grossherzogs und der Frau Grossherzogin und der sehr zahlreichen Besucher war es die schmerzliche Pflicht des Vorsitzenden, des am 20. November 1894 zu Cap Martin erfolgten Hinscheidens weiland *Seiner Königlichen Hoheit des Erbgrossherzogs* zu gedenken, an dem die Goethe-Gesellschaft einen ihrer treuesten und wohlwollendsten Freunde verloren hat. Dankend wurde noch des in Budapest verstorbenen Mitgliedes, Herrn *Balthasar Elischers*, gedacht, der der Goethe-Gesellschaft durch letztwillige Verfügung die Summe von 1000 fl. Oe. W. zugewendet hatte.

Die über den Geschäftsgang des Jahres 1894 gegebene kurze Uebersicht gab zu keinen Debatten Anlass, und der Vorsitzende konnte alsbald Herrn *Friedrich Spielhagen* aus Berlin zu dem gütigst übernommenen Vortrag über *»Die epische Dichtkunst und Goethe«* das Wort ertheilen. Dem Redner wurde durch gespannte Aufmerksamkeit und warmen Beifall gelohnt, und der Vortrag selbst allen Mitgliedern wenige Tage danach durch Abdruck im 16. Bande des Jahrbuches zugänglich gemacht; zahlreiche Referate in der Presse und eingehende Erörterung des Für und Wieder bezeugten die nachhaltige Wirkung der geistvollen Worte.

In dem sich nach der Pause anschliessenden geschäftlichen Theile der Generalversammlung berichtete Herr *Hofrath Suphan* zuerst über die Auffindung der in der Leipziger Zeit von Behrisch unter dem Titel *»Annette«* zusammengestellten Jugendgedichte Goethes, — dann über die erfreuliche Weiterentwickelung der Goethe-Bibliothek, sowie des Goethe- und Schiller-Archivs.

Der Bericht des Schatzmeisters, Herrn *Commerzienraths Dr. Moritz*, über den Rechnungsabschluss des Jahres 1894 erweiterte sich zu einer statistischen Uebersicht über die gesammte Thätigkeit der Goethe-Gesellschaft in den eben abgelaufenen ersten 10 Jahren ihres Bestehens, welche sich

den lebhaften Dank der Versammlung mit vollem Rechte erwarb.

Nach einem Berichte über das Goethe-Museum wurde die Generalversammlung geschlossen; an das am Nachmittag die Festtheilnehmer vereinigende Festmahl schloss sich die Aufführung der »Laune des Verliebten« und des »Jahrmarktsfestes von Plundersweilern« im Grossherzoglichen Hoftheater.

* *
*

Dass die Goethe-Gesellschaft auf das mit dem 31. Dezember 1895 schliessende Geschäftsjahr mit Befriedigung zurückblicken kann, erhellt des Einzelnen aus dem untenfolgenden Berichte des Schatzmeisters. Leider hat der Tod uns auch dieses Jahr eine Anzahl werther Mitglieder entrissen: in dem Oberhofmeister Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Grossherzogin, Herrn *Major Hugo von Donop,* betrauert der Geschäftsführende Ausschuss ganz besonders ein thätiges Mitglied, dessen ungewöhnliche Kenntnisse wie sein feiner künstlerischer Sinn uns jeder Zeit in liebenswürdigster Weise zu Gebote gestellt waren und mehr als einmal unsere Bemühungen in wirksamster Weise gefördert haben. Sein Andenken wird bei uns stets in verdienten Ehren gehalten werden.

* *
*

Der XVI. Band des Jahrbuches kam zum ersten Male unmittelbar nach der Generalversammlung zur Versendung; als X. Band der Schriften erhielten unsere Mitglieder kurz vor Weihnachten ein Album »Aus dem Goethe-National-Museum I«. Indem der Vorstand diese Wahl traf, und zugleich im Einvernehmen mit dem Herausgeber der Schriften eine Fortsetzung in späteren Jahren in's Auge fasste, glaubte er einem öfter geäusserten Wunsche vieler unserer Mitglieder zu entsprechen, es möge neben der Wissenschaft auch die Kunst und Goethes Beschäftigung mit ihr in unseren »Schriften« mehr zu ihrem Rechte kommen. Da die Goethe-Gesellschaft die Pflege und Förderung des Goethe-National-Museums in den Bereich ihrer Thätigkeit

aufgenommen hat, so können auch ihre Mitglieder verlangen, mit dem Besten der Goetheschen Sammlungen allmählich bekannt gemacht zu werden. Dieses Ziel zu erreichen, versuchen wir durch solche von Erläuterungen begleitete Mittheilungen aus dem Weimarer Goethe-Hause; die freundliche Aufnahme, welche die 1895 veröffentlichte erste Mappe gefunden, und von der uns zahlreiche Zuschriften aus dem Kreise der Mitglieder Kunde gebracht haben, ermuthigt uns seiner Zeit in ähnlicher Weise fortzufahren.

Auch im Interesse des Goethe- und Schillerarchivs ist der Vorstand im verflossenen Jahre thätig gewesen. Um Neujahr 1895 erhielt er davon Kunde, dass eine Anzahl Goethefreunde zusammengetreten waren, um den dauernden Besitz der sieben Bände der von Goethe an Charlotte von Stein gerichteten Briefe für Deutschland, und speciell für das Goethe- und Schillerarchiv zu sichern. Gelang es nicht innerhalb einer bestimmten Frist die endgültig festgesetzte Kaufsumme von M. 70,000.— zusammenzubringen, so lief die in der deutschen Literatur-Geschichte einzig dastehende Sammlung Gefahr, entweder ganz in das Ausland zu wandern, oder durch Einzelverkauf für alle Zukunft zerstreut und zersplittert zu werden. Hier helfend einzugreifen erschien dem Vorstand als eine Pflicht der Goethe-Gesellschaft, und er verwilligte sofort einen Zuschuss zu dem schon vorhandenen Fonds in der Höhe von M. 10,000.—, zu dem gegen Ende des Jahres eine zweite letztmalige Verwilligung von M. 5000.— trat, um den dringend nothwendig gewordenen Abschluss des Geschäftes zu sichern. So haben die durch eine vorsichtige Verwaltung angesammelten Mittel der Goethe-Gesellschaft die Möglichkeit gewährt, für die berufenste Stelle im deutschen Vaterlande den dauernden Besitz der für die Kenntniss von Goethes geistiger Entwickelung so hochbedeutsamen Stein-Briefe sichern zu helfen.

* * *

Der Herr Schatzmeister berichtet über das abgelaufene Geschäftsjahr wie folgt:

»Während die Goethe-Gesellschaft am 31. Dezember 1894 noch 2837 Mitglieder zählte, war deren Zahl bis zum 31. Dezember 1895 auf 2693 Mitglieder heruntergegangen, hatte sich also um 144 vermindert. Die Gesellschaft zählte am 31. Dezember 1895 nur 64 Mitglieder mehr, wie im ersten Jahre ihres Bestehens, dagegen 415 weniger als am 1. Mai 1890, an welchem sie mit 3108 ihren höchsten Bestand an Mitgliedern erreicht hatte.

Unter den 2693 Mitgliedern befanden sich am 31. Dezember 1895 29 Mitglieder auf Lebenszeit und 103 durch die Herren A. Nutt in London und H. Preisinger in Manchester gemeldete englische Mitglieder.

In Herrn *H. Preisinger* in Manchester, dem Mitbegründer und eifrigen Förderer der Manchester-Goethe-Society, von dessen Ableben wir soeben Kunde erhalten, verliert die Goethe-Gesellschaft eines ihrer ältesten und thätigsten Mitglieder, dem insbesondere auch die geschäftliche Leitung für seine Mitwirkung dankbar verbunden bleibt.

Die Einnahmen der Goethe-Gesellschaft, sowie die regelmässigen Ausgaben für deren Zwecke und die Verwaltungskosten haben sich in demselben Rahmen bewegt, wie in den Vorjahren. Wenn trotzdem die Rechnung des abgelaufenen Jahres auf dem Hauptconto, welches den eigentlichen Betriebsfonds der Gesellschaft bildet, nicht mit dem üblichen Ueberschuss abschliesst, durch welchen unsere Mitglieder verwöhnt worden sind, so trägt daran die ausserordentliche Verwilligung von M. 15,000.— die Schuld, durch welche sich die Goethe-Gesellschaft an der Erwerbung der Stein-Briefe betheiligt hat und von welcher M. 10,000.— auf das Berichts-Jahr entfallen. Der Schatzmeister gedenkt diese ausserordentliche Verwilligung trotz ihrer Höhe aus den laufenden Betriebsmitteln der Gesellschaft für die Jahre 1895 und 1896 zu decken, ohne dass die Ausgaben für die eigentlichen Zwecke der Gesellschaft geschmälert werden und ohne dass der Reserve-Fonds, dem diese Ausgabe eigentlich zur Last zu fallen hätte, angegriffen wird. —

Die Gesammt-Rechnung des Jahres 1895 zeigt hiernach buchmässig einen Fehlbetrag von M. 2091.55, welchem M. 60,748.10 in sicheren Werthpapieren, verzinslich ange-

legt und bei der Grossherzoglichen Hofhauptkasse in Weimar hinterlegt, gegenüberstehen. Auf den Reserve-Fonds entfallen hiervon M. 54,156.58. — Die Zahlen bedeuten den Ankaufswerth ohne laufende Zinsen und es ist dabei zu bemerken, dass sich der gegenwärtige Courswerth zum grössten Theil nicht unwesentlich höher stellt.

Ausserordentliche Geldspenden wurden der Gesellschaft zu Theil von Herrn Professor Dr. Ludwig Geiger in Berlin und durch ein der Goethe-Gesellschaft hinterlassenes Legat des in Budapest verstorbenen Herrn Balthasar Elischer, letzteres im Betrage von M. 1680. —

Bei Einziehung der Beiträge und Vertheilung der Jahrbücher und Schriften erfreuten wir uns der Unterstützung der Herren

Hofbuchhändler Th. Ackermann, München.
Verlagsbuchhändler G. Fischer, Jena,
Buchhändler Lucas Gräfe, Hamburg,
Buchhändler Hübner & Matz, Königsberg i. Pr.,
Buchhändler Paul Kurtz, Stuttgart,
Hofbuchhändler G. Liebermann, Karlsruhe,
Literar. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.,
Rentier Ferdinand Meyer, Berlin,
Buchhändler Max Niemeyer, Halle a. S.,
Buchhändler Alfred Nutt, London,
Heinrich Preisinger, Manchester, (†)
Bankier Bernhard Rosenthal, Wien,
Schlettersche Buchhandlung, Breslau,
Buchhändler v. Zahn & Jaensch, Dresden.

Wir sprechen ihnen für ihre freundliche Mühewaltung unseren Dank aus.

Die Abwickelung der laufenden Geschäfte und der geschäftliche Verkehr mit unseren Mitgliedern hat sich auch im abgelaufenen Jahre in befriedigender Weise vollzogen. Störungen sind nur ganz vereinzelt vorgekommen. Sie sind ohne Ausnahme darauf zurückzuführen gewesen, dass die betreffenden Mitglieder von unseren Zusendungen nicht erreicht werden konnten, weil sie uns von der Veränderung ihres Wohnorts nicht rechtzeitige Anzeige gemacht hatten.

Im Jahre 1895 waren es 10 Jahre, seit die Goethe-Gesellschaft begründet worden ist. Ein kurzer Rückblick auf die Aufgaben, welche innerhalb der Thätigkeit des Schatzmeisteramtes zu lösen waren, ist vielleicht für Einzelne nicht ohne Interesse.

So hoffnungsfreudig man bei der Begründung der Gesellschaft auch war, so konnte man doch bei Schaffung ihrer ersten geschäftlichen Organisation nicht entfernt voraussehen, welch' schnelle und geradezu stürmische Entwickelung dieselbe nehmen würde. So kam es, dass die erste nach dem bewährten Muster der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft geschaffene Ordnung der geschäftlichen Leitung sich dem gewaltigen Andrange der Mitglieder gegenüber an allen Ecken und Enden als völlig unzureichend erwies, und dass man gerade während des ärgsten Ansturms von Correspondenzen und Anfragen aller Art von einer bereits in der ersten Geschäftsperiode bis auf über zweitausend sechshundert Mitglieder angeschwollenen Zahl nach neuen Formen für die geschäftliche Organisation und nach neuen Formen für den Verkehr mit den Mitgliedern und für die Führung der Listen und Bücher suchen musste. Erschwerend kam hierzu die schwere Erkrankung und der wenige Monate nach Begründung der Gesellschaft erfolgende Tod des ersten Schatzmeisters und dass für seinen Nachfolger die Uebernahme des Amtes zusammenfiel mit der Uebernahme ungewohnter schwerer und weitverzweigter Berufspflichten.

Trotzdem ist es in verhältnissmässig kurzer Zeit gelungen, aller Schwierigkeiten Herr zu werden, und es darf wohl gesagt werden, dass dieselben auch zu der Zeit, in welcher sie am schwersten zu überwinden waren, nicht so sehr unseren Mitgliedern als vielmehr den an der Geschäftsleitung Betheiligten zum Bewusstsein gekommen sind. Man wird begreifen, dass der Schatzmeister heute durch einen besonderen Expedienten unterstützt wird und dass ausserdem Buchführung und Rechnungsführung noch durch Beamte des Hauses Julius Elkan mitbesorgt werden, wenn man die nachfolgenden Zahlen kennen lernt:

Im Laufe der nunmehr abgelaufenen 10 Jahre hat der Schatzmeister mit nicht weniger als mit 30,004 einzelnen

Personen und zwar mit jeder einzelnen mehrmals zu verkehren gehabt und sie haben ihm ebensowenig wie dem Vorsitzenden des Geschäftsführenden Ausschusses diesen Verkehr immer bequem und einfach gestaltet. Die *Gesammt-Einnahme* während dieser Zeit betrug M. 378,269.20, die *Gesammt-Ausgabe* M. 345,953.25. Der *Gesammt-Umsatz* erreichte hiernach die bei einer zu literarischen Zwecken geschaffenen Vereinigung noch niemals dagewesene Höhe von M. 724,222.45. Der oben genannten Gesammt-Ausgabe steht aber unser nachher zu nennender Vermögensbestand gegenüber.

Von der Ausgabe entfallen

1. auf die 10 Bände des Jahrbuchs . .	M.	131,832.02
2. auf die 10 Schriften.	»	67,282.38
zusammen also auf die Veröffentlichungen der Gesellschaft	M.	199,114.40
3. auf die Bibliothek	»	23,062.19
4. Sonstige Erwerbungen	»	19,484.99
Es ergibt dies die stattliche Summe von	M.	241.661.58

Ich wiederhole: Nach der Rechnung sind innerhalb dieser 10 Jahre ausgegeben worden M. 345,953.25.

Dieser Gesammtausgabe steht aber als *Activum* gegenüber

Der Vermögensbestand am 31. Dezember 1895:

I.	*In Baar und Werthpapieren*	M.	61,416.04
II.	*Bibliothek* (Kaufwerth)	»	23,239.19
III.	*Werth der in Bestand verbliebenen Schriften*	»	4450.64
IV.	*Werth sonstiger Erwerbungen* (Kaufwerth) z. Zt. einschliesslich unseres auf 1895 entfallenden Antheils an den Stein-Briefen	»	17,544.60
V.	*Werth der in Bestand verbliebenen Drucksachen u. Materialien* (nicht veranschlagt)	»	— —
	Hiernach *Gesammt-Vermögens-Bestand am 31. Dezember 1895*	M.	106,650.47

Unsere Mitglieder werden mit uns mit Befriedigung auf die geschäftlichen Ergebnisse des ersten Jahrzehnts des Bestehens der Goethe-Gesellschaft blicken dürfen.« —

Die *Bibliothek der Goethe-Gesellschaft* ist nach den bisher befolgten Grundsätzen von dem Director des Goethe- und Schiller-Archivs verwaltet und durch Ankäufe erweitert worden. Gönner und Freunde der Gesellschaft haben auch im verflossenen Vereinsjahr durch Schenkungen zur Vermehrung des Bücherschatzes beigetragen; ihre Namen seien hier mit aufrichtigem Danke verzeichnet:

Woldemar Freiherr von Biedermann (Dresden), C. A. Buchheim (London), Königl. Sächs. Hofbuchbinder Hugo Fritzsche (Leipzig), Professor Dr. Ludwig Geiger (Berlin), Stadtrath Dr. Julius Gensel (Leipzig), Geh. Regierungsrath Professor Dr. Herman Grimm (Berlin), Karl Groos (Heidelberg), Professor Dr. W. Grube (Berlin), Professor Dr. Herm. Henkel (Wernigerode), Theodor Heyse (St. Petersburg), Professor Dr. Gustav Kettner (Pforta), Professor Dr. Friedrich Kluge (Freiburg i. B.), Dr. Albert Leitzmann (Weimar), Lese- und Redehalle deutscher Studenten (Prag), Literarische Anstalt (Frankfurt a. M.), Alexander Meyer Cohn (Berlin), Dr. Hans Morsch (Berlin), Verlagsbuchhändler Carol Müller (Bukarest), Dr. G. A. Müller (Strassburg i. E.), R. Payer von Thurn (Wien), Professor Dr. S. M. Prem (Marburg a. d. Drau), Professor Dr. Gustav Roethe (Göttingen), Dr. Anton Schlossar (Graz), C. Schmidt (Berlin), Professor Dr. Erich Schmidt (Berlin), Dr. Reinhold Steig (Berlin), Hofrath Professor Dr. Bernhard Suphan (Weimar), Professor Calvin Thomas (Ann-Arbor, U. S. A.), Dr. Alexander von Weilen (Wien), Professor Dr. R. M. Werner (Lemberg).

Die Mittheilungen über das *Goethe- und Schiller-Archiv* Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Grossherzogin von Sachsen schliessen sich in hergebrachter Weise hier an. Zur Mehrung des Besitzstandes haben auch in diesem Jahre Gönner und Freunde beigetragen, deren Namen, wie sie im Buche der Schenkungen verzeichnet stehen, hier mit aufrichtigem Danke genannt werden:

Se. K. H. *der Grossherzog* überwies dem Archiv die Abschrift eines Briefes von Goethe an die Grossfürstin Maria Paulowna, dessen Original sich im Familienarchiv des Grossherzoglichen Hauses befindet. — Frl. *Bettine Ringseis*, München, schenkte das Stammbuch ihres Vaters,

Johann Nepomuk Ringseis. Der Freundeskreis des berühmten Arztes und Gelehrten ist mit kleinen literarischen Denkmälern darin vertreten; wir finden Blätter von Max von Schenkendorf, E. M. Arndt, Achim und Bettina von Arnim, Clemens Brentano, C. Buysen, A. F. Eichhorn, Henriette Herz, Friedrich Carl und Gunda von Savigny u. a. Die werthvolle Gabe ist durch Herman Grimms Fürsprache in das Archiv gekommen. — Herr *Dr. C. A. Martius* schenkte eine genaue Abschrift der gesammten Correspondenz seines Vaters, des berühmten Botanikers Carl Friedrich Philipp von Martius mit Goethe. Die Abschrift der Briefe Goethes ist von den Originalen genommen — das Goethe- und Schiller-Archiv besitzt die Concepte — die der Briefe von Martius von Concepten — das Archiv besitzt die Originale. Die im Archiv befindlichen Originale der Briefe von Martius, von Bratranek in »Goethes Naturwissenschaftlicher Correspondenz« abgedruckt, sind sämmtlich kürzer als die mitgetheilten Concepte; auch fehlen in den ersteren zwei Abhandlungen »Einiges von den Palmen« und »Die Bildung der Wolken«, die jetzt aus den Concepten mitgetheilt sind. Diese Schenkung ist vermittelt durch den preussischen Gesandten am Weimarischen Hof, Exz. Raschdau. Eine Zugabe bildeten die bisher vollendeten Hefte 1 und 3 der von Dr. C. A. Martius verfassten Geschichte der Familie Martius, ferner eine Abschrift der Notizen, die Martius über seinen Verkehr mit Goethe hinterlassen hat; die letzteren enthalten einen Vers, den Goethe bei Gelegenheit eines Mittagessens, zu dem Martius mit seiner jungen Frau bei seinem Aufenthalt in Weimar im August 1824 eingeladen war, improvisirt hat, sowie zwei bisher unbekannte Stammbuchverse, an Martius und seine Frau gerichtet, aus dem Jahre 1827. — Frau *Max von Weissenthurn,* Gloggnitz bei Wien, deponirte acht Briefe von Marianne von Willemer an Max von Weissenthurn im Archiv, mit der Bestimmung, dass dieselben nach ihrem Tode in den Besitz des Archivs übergehen sollen. — Herr Faktor *Franz,* Weimar, schenkte die Handschrift von Adolf Schölls Aufsatz »Das Schattenspiel Minervens Geburt«.

Im Anschluss an die im vorigen Jahre erfolgte Ueber-

gabe des literarischen Nachlasses von Fritz Reuter in die Obhut des Archivs hat der Vorstand der *Deutschen Schiller-Stiftung* mehrere nachträglich gefundene Packete dieses Nachlasses, meist Briefe an Reuter und seine Frau enthaltend, dem Archiv überwiesen.

Bücher und Drucke schenkten dem Archiv:

Se. K. H. der Grossherzog, I. K. H. die Frau Grossherzogin, Graf von Bylandt-Rheydt (Weimar), *Geh. Regierungsrath Professor Dr. Herman Grimm* (Berlin), *Schulinspector Dr. Fritz Jonas* (Berlin), *Dr. C. A. Martius* (Berlin), *Verlagsbuchhändler Carol Müller* (Bukarest), *Dr. C. Schüddekopf* (Rossla a. H.), *Dr. Reinhold Steig* (Berlin), *Professor Dr. Richard Weltrich* (München), *Director Dr. J. Wychgram* (Leipzig).

Die Arbeiten des Archivs sind auch im verflossenen Jahre durch Beihülfe theilnehmender Gönner wirksam unterstützt worden; denselben sei hier der aufrichtige Dank der Anstalt ausgesprochen. Mit Zustimmung der Herren Barone *Erwin von Arnim* auf Czernikow, *Ottmar von Arnim* auf Blankensee und *Annois von Arnim* auf Wiepersdorf, hat *Herman Grimm* die der Mehrzahl nach in Wiepersdorf befindlichen Originale der Briefe Goethes an Bettina von Arnim für das Goethe- und Schiller-Archiv abschreiben lassen. Die Abschriften kommen den Bänden 20 ff. der Briefabtheilung zu Gute. Dr. Reinhold Steig hat es freundlich übernommen, die von Weimar nach Berlin gesandten Druckbogen der betreffenden Bände nochmals mit den Originalen zu vergleichen. Herr *Alexander Meyer Cohn* übersandte aus seinem Handschriftenschatze die ganze Sammlung der Briefe Goethes an Reinhard, Herr *Graf Hans Thilo von Werthern* die Originale der Briefe Goethes an Silvie von Ziegesar, die sich im Gräflich Werthern'schen Familienarchiv in Beichlingen befinden.

Die Arbeiten an der im Auftrage der Frau Grossherzogin erscheinenden Ausgabe von Goethes Werken befinden sich in stetem Fortgange. Die zweite Abtheilung (Naturwissenschaftliche Schriften) ist bis auf den 5. Band (kleine Schriften zur Farbenlehre) vollendet. *Dr. Rudolf Steiner* hat sich um diese Abtheilung, insoweit sie alle

Zweige der Naturwissenschaft, mit Ausnahme der Optik, umfasst, ein grosses Verdienst erworben. Das reiche schon bekannte Material, das nach Eröffnung von Goethes Nachlass eine ungeahnte Erweiterung an noch ungedruckten Aufsätzen, Entwürfen und Schematen erfahren hat, hat er, soweit es in die von ihm bearbeiteten Bände gehörte, methodisch in eine neue Ordnung gebracht, die es jetzt ermöglicht, die Entwicklung von Goethes naturwissenschaftlichen Anschauungen und Arbeiten in einem sachgemässen Zusammenhange zu überschauen. Seine mehrjährige, dankenswerthe Arbeit am Archiv beschliesst er durch eine neue Anordnung des gesammten naturwissenschaftlichen Nachlasses, wie sie den in den Werken dargelegten inneren Zusammenhang von Goethes Ideen auf diesem Gebiete entspricht. Die dritte Abtheilung (Tagebücher) wird unter *Dr. Julius Wahles* Theilnahme von *Dr. Ferdinand Heitmüller* gefördert und die vierte (Briefe), deren Herausgabe *Dr. Albert Leitzmann* besorgt, rückt in rascher Folge vorwärts. *Dr. August Fresenius* hat seine Arbeiten zur Textkritik von Goethes Werken fortgesetzt. Im Druck befinden sich zur Zeit von den Werken Band 13 II (Theaterbearbeitung von Kotzebues »Schutzgeist«, Lesarten und Paralipomena der im 13 I veröffentlichen Stücke), Band 39 (Geschichte Gottfriedens mit der eisernen Hand, Mahomet, Prometheus, Urfaust, Prosa-Iphigenie) und Band 47 (Kunsthistorische Schriften: Propyläen). Anschliessen werden sich Band 37 (Aus Goethes Frühzeit) und Band 5 II (Lesarten und Paralipomena zu den Gedichtbänden 4 und 5 I).

Der von unsern Mitgliedern an dieser Stelle erwartete Bericht des *Goethe-National-Museums* hat nichts Ueberraschendes zu berichten. Im Laufe des Jahres 1895 hatte sich die Direction zuerst an der von dem Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt unternommenen Goethe-Ausstellung zu betheiligen und konnte eine Reihe hochinteressanter Blätter, Zeichnungen aus den Jahren vor 1775, Bildnisse, Silhouetten etc. beitragen; — alsdann musste das Material für die im Dezember auszugebende X. Schrift gesichtet und bereitgestellt werden. Daneben gingen die gewohnten Verwaltungsarbeiten ihren gewohnten, geräuschlosen Gang,

sich hauptsächlich mit dem Ordnen der Bibliothek und der Weiterführung der Kataloge der verschiedenen Theile der Sammlungen beschäftigend.

In den letzten Tagen ist der Direction eine äusserst wohlwollende Anregung zugegangen, die den Wunsch nach baldiger Veröffentlichung eines vollständigen und illustrirten *Catalogue raisonné* ausspricht und mit guten Gründen unterstützt. Da der freundliche Schreiber seinen Namen leider verschwiegen hat, so möchte die Direction ihm auf diesem Wege versichern, dass ein solcher Plan die massgebenden Persönlichkeiten schon wiederholt beschäftigt hat. Aber die Schwierigkeiten der Ausführung sind nicht gering; man denke nur an die erstaunliche Vielseitigkeit der Goetheschen Sammlungen. Um dieselben dem heutigen Stande der Wissenschaft gemäss richtig zu beschreiben, dazu gehörte ein ganzer Stab von Spezialisten: bald handelt es sich, den Ursprung von alten Handzeichnungen zu bestimmen, unedirte antike Bronzen oder Gemmen zu verzeichnen, die herrlichen Portraitmedaillen und Plaketten des 15. und 16. Jahrhunderts mit den Angaben Armands oder Moliniers zu vergleichen, bald über römische Thongefässe und italienische Majoliken, französische Emaillen oder deutsche Steinzeugkrüge zuverlässige Auskunft zu geben. Anscheinend einfacher liegt die Aufgabe bei den ca. 5000 Nummern der Bibliothek, aber auch hier würde eine knappe Aufzählung der Titel nicht genügen; man wird nachweisen wollen, welchen Nutzen Goethe aus den Büchern gezogen, wie er sie besprochen und beurtheilt habe. All dieses reiche Material war ja für Goethe nicht wie der todte Besitz so manches Sammlers, der sich eben nur mit dem Besitzen begnügt: er lebte in und mit seinen Schätzen, sich an ihnen erfreuend und weiter bildend bis zu den letzten Tagen seines Lebens. Zuverlässige Aufzeichnungen über die Sammlungen, namentlich über ihre Provenienz, haben sich fast gar nicht erhalten; die werthvollsten Notizen finden sich nur in den Tagebüchern und Briefen. Erst wenn diese vollständig zugänglich sind, wird dem seit Jahren sich ansammelnden Material die Form gegeben werden können, die man von

einem Cataloge der Sammlungen Goethes mit Recht erwarten darf.

Auch in dem verflossenen Jahre sind dem Goethe-National-Museum eine Anzahl werthvoller Geschenke zugegangen, für die es der Direction eine Pflicht und eine Freude ist, den gütigen Gebern hier nochmals herzlich zu danken.

S. K. H. der Grossherzog überwies eine aquarellirte Ansicht des Grabes der Minna Herzlieb, welche Herr Dr. Fries in Görlitz verehrt hatte. — Herr Professor *Dr. Julius Elischer* in Budapest schenkte die photographischen Facsimiles der mit der Sammlung seines verstorbenen Onkels in den Besitz des ungarischen Staates übergegangenen Goethe-Silhouetten; — Herr *E. Fellner* in Frankfurt a. M. den Gyps-Abguss eines bisher unbekannten Goethe-Medaillons; — Herr *Dr. Hofstede de Groot* im Haag eine grosse Photographie eines Gemäldes von H. van Balen, von dem die Goethesche Sammlung den Originalentwurf des Künstlers besitzt; — Herr Director *Dr. Julius Lessing* in Berlin einen Abguss des Melchiorschen Portraitmedaillons des Kanonikus Dumeix, eines Freundes von Goethes Eltern; — Herr Postverwalter *Schultze* in Lauchstädt Ansichten des Theaters und anderer Gebäude daselbst; — Herr Verlagsbuchhändler *Arthur Seemann* ein gleichzeitiges Oelgemälde, Herzogin Anna Amalia in Profil darstellend.

Für die Bibliothek des Goethe-National-Museums schenkten Herr *Dr. K. Heinemann* in Leipzig sein Leben Goethes; — Herr *Hermann Juncker* in Frankfurt a. M. seine Aufsätze über das Seekatzsche Familienbild und verschiedene Goethebildnisse; — Herr Professor *Dr. C. von Lützow* in Wien die Wilbrandtsche Faustbearbeitung; — Herr *Carol Müller* in Bukarest eine rumänische Uebersetzung von Werthers Leiden; — die *Literarische Anstalt Rütten & Loening* in Frankfurt a. M. den XVI. Band des Goethe-Jahrbuches.

Durch die gütige Vermittlung des Herrn Generalconsuls *A. Schneegans* in Genua erhielt das Museum eine getreue Nachbildung einer im Besitze des Herrn *August Brion* in Strassburg befindlichen Silhouette auf Goldgrund, welche aus gewichtigen Gründen für das Bildniss von Goethes Friederike gehalten wird.

Aus eigenen Mitteln erwarb das Goethe-National-Museum im Laufe des Jahres: eine colorirte Radirung nach Radls Zeichnung der Gerbermühle, welche Goethe mit vier eigenhändigen Versen Frau Rosette Städel, der Tochter Willemers geschenkt hatte, — sowie vorzügliche Goethesche Zeichnungen, darunter zwei hervorragende Aquarelle, welche Kräuter am 28. August 1825 von dem Dichter erhalten hatte. Die Goethe-Gesellschaft fügte zu diesen Ankäufen hinzu: 5 weitere Zeichnungen aus Kräuters Besitz, sowie das von Xaver von Schönberg 1812 gezeichnete Bildniss Goethes aus dem Nachlasse Herrn Oberhofmeisters von Donop (Zarncke Nr. 34).

Auch auf das Jahr 1895 kann die Direction und mit ihr alle Freunde des Goethe-National-Museums als auf ein Jahr stätiger Arbeit und gedeihlichen Fortschreitens zurückblicken.

Weimar, Mai 1896.

Im Auftrage des geschäftsführenden Ausschusses:
Dr. C. Ruland.

Mitglieder-Verzeichniss

der

Goethe-Gesellschaft.

(Abgeschlossen Mai 1896.)

Protector:

Seine Königl. Hoheit der Grossherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Vorstand:

Präsident:

Präsident des Reichsgerichts a. D., Wirkl. Geh. Rath Dr. *Eduard von Simson,* Excellenz, in Berlin.

Vice-Präsidenten:

Geh. Hofrath Dr. *C. Ruland,* Director des Grossherzoglichen Museums und des Goethe-National-Museums in Weimar.
Geh. Rath Freiherr Dr. *W. von Biedermann* in Dresden.

Vorstands-Mitglieder:

Geh. Staatsrath Dr. *Eggeling*, Curator der Universität in Jena.
Wirkl. Geh. Rath Professor Dr. *Kuno Fischer,* Excellenz, in Heidelberg.
Freiherr Dr. *L. von Gleichen-Russwurm,* Königl. Bayerischer Kämmerer, in Weimar.
Dr. *Paul Heyse* in München.
Professor Dr. *Erich Schmidt* in Berlin.
Wirkl. Geh. Rath Dr. *Carl von Stremayr*, Präsident des K. K. obersten Gerichtshofes, Excellenz, in Wien.
Hofrath Professor Dr. *B. Suphan,* Director des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar.
Professor Dr. *Veit Valentin* in Frankfurt am Main.

Geschäftsführender Ausschuss in Weimar:

Vorsitzender: Geh. Hofrath Dr. *C. Ruland.*
Stellvertreter: Geh. Hofrath, Oberbibliothekar *P. von Bojanowsky.*
Schriftführer: Staatsrath Dr. *K. Kuhn.*
Schatzmeister: Commerzienrath Dr. jur. *R. Moritz.*

Verlagsbuchhändler *H. Böhlau.*
Archivdirector Dr. *H. Burkhardt.*
Hofrath Professor Dr. *B. Suphan.*
Kammerherr, Hoftheater-Intendant *H. von Vignau.*
Oberhofmarschall Wirkl. Geh. Rath Graf *O. v. Wedel,* Exc.

Mitglieder:

Seine K. u. K. Majestät Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preussen.

Ihre K. u. K. Majestät Augusta Victoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preussen.

Ihre K. u. K. Majestät Victoria, Kaiserin und Königin Friedrich.

Seine K. u. K. Apost. Majestät der Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn.

Seine Majestät der König von Schweden u. Norwegen.

Ihre Majestät die Königin von Italien.

Ihre Majestät die Königin Marie von Neapel.

Ihre Majestät die Königin von Rumänien.

Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Grossfürstin Elisabeth Maurikiewna von Russland.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Baden.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Grossherzogin von Baden.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Oldenburg.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Sachsen.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Grossherzogin von Sachsen.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Erbgrossherzogin von Sachsen.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Herzogin Carl Theodor in Bayern.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Herzogin Amalie von Urach.

Seine Königliche Hoheit Alexander Friedrich, Landgraf von Hessen.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Gräfin von Flandern.
Seine Hoheit der Herzog von Sachsen-Altenburg.
Ihre Kaiserlich Königliche Hoheit die Frau Herzogin Marie von Sachsen-Coburg und Gotha, Herzogin von Edinburg, Grossfürstin von Russland.
Ihre Hoheit die Frau Herzogin Wittwe von Sachsen-Coburg und Gotha.
Seine Durchlaucht Fürst Reuss j. L.
Seine Hoheit der Erbprinz von Sachsen-Meiningen.
Seine Hoheit der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.
Ihre Hoheit die Frau Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.
Seine Durchlaucht der Prinz Heinrich VII. Reuss.
Ihre Hoheit Frau Prinzessin Heinrich VII. Reuss.
Ihre Hoheit Frau Prinzessin Moritz von Sachsen-Altenburg.
Ihre Hoheit Prinzessin Marie von Sachsen-Meiningen.
Seine Hoheit Prinz Hermann von Sachsen-Weimar.
Seine Hoheit Prinz Ernst von Sachsen-Weimar.
Seine Hoheit Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen.
Seine Hoheit Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen.
Seine Durchlaucht Erbprinz Heinrich XXVII. von Reuss j. L.
Seine Hoheit Prinz Friedrich Carl von Hessen.
Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin von Schaumburg-Lippe.
Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin-Wittwe von Anhalt.
Ihre Durchlaucht die Frau Prinzessin Hermann zu Solms-Braunfels.
Seine Hoheit der Herzog zu Schleswig-Holstein.

Ehren-Mitglieder:

von Gleichen-Russwurm, Freiherr Dr. L., Königl. Bayerischer Kämmerer in Greifenstein ob Bonnland.
Ulrike von Levetzow, Stiftsdame, auf Schloss Třiblic in Böhmen.

Mitglieder auf Lebenszeit:

Seine K. u. K. Apostol. Majestät der Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn.
Ihre K. K. Hoheit die Frau Herzogin Marie von Sachsen-Coburg und Gotha, Herzogin v. Edinburg, Grossfürstin v. Russland.
Seine K. Hoheit Alexander Friedrich, Landgraf von Hessen.

Berlin:	*Friedlaender,* Frau Professor.
	Liebermann, Dr. *F.*
	Maas, Heinrich, Fabrikbesitzer und Handelsrichter.
	von Rheinbaben, Geh. Ober-Regierungsrath.
Budapest:	*Kornfeld, Sigmund,* Director der Ungarischen Allgem. Creditbank.
Bukarest:	*Sturdza, Demetrius,* Kgl. rumän. Staatsministers a. D., Excellenz.
Charlottenburg:	Frau Geh. Reg.-Rath *von Siemens.*
Dorpat:	Dr. *Woldemar Masing.*
Dyrotz, Rittergut b. Wustermark:	Guts-Administrator *Lothar Meyer.*
Frankfurt a. M.:	*Gg. Albert Keyl.*
Godesberg b. Bonn:	Frau *Lucy Frentzen,* geb. Hoesch.
Hamburg:	Dr. jur. *Adolf Axel von Dehn.*
Hildburghausen:	*Paia von Petrovics,* Redacteur.
München:	Fräulein *Marie von Ritter.*
	Dr. *M. Schubart.*
Nassau:	Frau Gräfin *L. G. von Kielmansegge.*
Nieder-Ingelheim:	Frau Baronin *von Erlanger-Bernus.*
Nikolajew:	*Rudolf Wolfgang Reyher.*
Siegersleben b. Eilslb.:	Frau Kreisrichter *M. Führling.*
Weimar:	Frau *M. von Göben.*
	Seine Erlaucht Graf *Görtz von Schlitz.*
	Geh. Legationsrath *Raschdau.*
Wien:	Ihre Durchlaucht Frau Fürstin *M. zu Hohenlohe-Schillingsfürst,* geb. Prinzessin *Wittgenstein.*
	Dumba, Nicolaus, Reichsrath, Herrenhaus-Mitglied.
	Frau *Rosa von Gerold,* geb. *Henneberg.*
	Frau *Anna Jägermayer.*

☛ Die Namen der Mitglieder auf Lebenszeit sind in der nachstehenden Liste nochmals cursiv abgedruckt.

DEUTSCHES REICH.

Aachen.

Messow, Franz G.
Stadtbibliothek.

Achern i/Baden.

Wagner, G., Privatier.

Allenstein i/Ostpr.

Grass, Franz, Rechtsanwalt.
Szostakowski, Amtsger.-Rath.

Altenburg (Sachsen-Altenburg).

Landesbibliothek, herzogliche.
v. Scheffler, kgl. preuss. General der Infanterie z. D., Excellenz.

Altenplatow b/Genthin.

Schering, Emil, Studirender a. d. Universität.

Altona.

Callisen, Frau Dr.
Kähler, C., Pastor.
Matthiessen, Dr., Gymnasial-Oberlehrer a. D.
Sieveking, Carl, Rechtsanwalt und Notar, Justizrath.

Amtitz i/Lausitz (Kr. Guben).

Heinrich, Prinz zu Carolath-Schönaich, Durchlaucht, Freier Standesherr und Majoratsherr.

Andernach.

Schlecht, Frau L.

Annaberg (Erzgebirge).

Warmann, Eduard.

Annettenhöh b/Schleswig.

v. Brockdorff, Frau Baronin.

Apolda.

Deinhardt, Frau Dr. Maria.
Stechow, Oscar, Oberbürgermstr.

Arnstadt.

Matthaei, Kgl. Reg.-Baumeister.

Ars a/Mosel (Lothringen).

Carlebach, Dr. Ed., Notar.

Aschaffenburg.

Reber, Dr. Joseph, Director.

Augsburg.

Bauer, Ludwig, Rechtsanwalt.
Flesch, Gustav, Bankier.
Herzfelder, J., Rechtsanwalt.
Stadtbibliothek.

Aurich.

Grisebach, Erich, Landrichter.

Baden-Baden.

Roeder, Emil, Commerzienrath.

Bamberg.

Marschalk v. Ostheim, Freiherr Emil.

Barby a/Elbe.

Thierbach, Otto.

Barmen.

v. Eynern, Ernst, Stadtverordneter, Mitglied des Abgeordnetenhauses.
Frank, Max, Amtsgerichtsrath.
Nordhaus, Hermann, Kaufmann.
Rittershaus, Emil, Schriftsteller.
Stadtbibliothek.

Bautzen.

Fritzsche, Georg, Gymnasialoberlehrer.
Kaersten, Dr. jur. Felix, Assessor bei der Staatsanwaltschaft.

Bautzen.

Klee, Dr. Gotthold, Professor, Gymnasialoberlehrer.
Kunz, Dr. Heinrich, Staatsanwalt.

Bayreuth (Bayern).

Gymnasialbibliothek.
Wagner, Siegfried.
Würzburger, Frau Jenny, Rechtsanwaltswittwe.

Bellin b/Bärwalde (Neu-Mark).

v. Kahle, Fräulein Julie.

Berlin.

Abraham-Römer, Dr. jur. A., Journalist.
Aegidi, Dr. L., Professor, Geheimer Legationsrath.
Alexander, Felix, Procurist.
Alt, Stud. phil. Carl.
Andresen, Waldemar.
v. Asten, Fräulein Julie.
Bach, Dr. Th., Director des Falk-Realgymnasiums.
Baerwald, S.
Bahlsen, Dr. Leopold, Gymnasiallehrer.
Bardt, Dr. C., Gymnasialdirector.
Becker, Carl, Beamter der Handelsgesellschaft.
Becker, Fräulein Hanna.
v. Beckerath, A.
Behrend, Adolf, Buchhändler.
Bellermann, Dr. B., Director des Königstädtischen Gymnasiums.
Berent, Fräulein, Selma.
Bernhard, Arthur, Bankier.
Bernhard, Stud. jur. Ludwig.
Bernstein, Frau Professor Dr. C.
Bibliothek, Königliche.
Bibliothek, Städtische der Goeritz-Lübeck-Stiftung (O. Goeritz).
Bibliothek des Kgl. Realgymnasiums.
Bibliothek des Kgl. Wilhelms-Gymnasiums.
Bielschowsky, Dr., Oberlehrer.
v. Bissing, Freiherr Stud. phil. Friedrich Wilhelm.
Blumenthal, Dr. Oskar, Director des Lessing-Theaters.
Bodländer, Rechtsanwalt.
Booth, Fräulein Esther.
Borchardt, Dr. Oskar.
Borchardt, Frau Comm.-Rath Rud.

Berlin.

Borckenhagen, Frau Corvetten-Capitän.
Boretius, Fräulein Charlotte.
v. Bothmer, Ernst, Wirkl. Legat.-Rath.
Brahm, Dr. Otto, Director des Deutschen Theaters.
Braumüller, Dr., Professor, Oberlehrer.
v. Braunschweig, Kaiserl. Gesandter z. D.
Breiderhoff, Frau Dr.
v. Bremen, Geh. Ober-Reg.-Rath.
Breslauer, Bernhard, Rechtsanwalt.
Broicher, Otto, Kammergerichtsrath.
v. Brühl, Gräfin Hedwig, Palastdame, Excellenz.
v. Bunsen, Dr. Georg.
v. Bunsen, Fräulein Marie.
Bunsen, Fräulein Marianne.
Bürgers, Max, Bankier.
Busch, Richard, Kammergerichtsrath.
Caro, Dr. Georg.
Cassirer, Ernst.
Cassirer, Cand. phil. Fritz.
v. Chelius, Hauptmann im Generalstab.
Cohn, Albert, Buchhändler.
Cohn, Alexander Meyer, Bankier.
Cohn, Alfred, Procurist.
Cohn, Dr. Heinrich, Rechtsanwalt.
Collin, D., Verlagsbuchhändler.
Coste, Dr. David, Professor, Lehrer am Askanischen Gymnasium.
v. Cramm-Burgdorf, Freiherr, Herzogl. Braunschweig. Gesandter.
Daffis, Dr. Anton.
Daffis, Dr. jur. Eduard, Gerichts-Assessor.
v. Dallwitz, Frau W., geb. v. Gräfe.
Darmstädter, Dr. Ludwig, Fabrikbesitzer.
Davidson, George, Chef-Redacteur des Berliner Börsen-Couriers.
Delbrück, Dr., Staatsminister, Excellenz.
Delbrück, Heinrich, Landrichter.
Delbrück, Ludwig, Bankier.
Delbrück, Frau Geh. Commerzienrath Luise.
v. Donop, Dr. L., Professor.
Doss, Fräulein Marie.
Dümmler, Dr. E., Professor.

Berlin.

Eger, W.
Elias, Dr. phil. Julius.
Elias, Max, Rentier.
Ellinger, Dr. Georg, Realschullehrer.
Eloesser, Dr. phil. Arthur.
Enslin, Cand. med. Fritz.
Epstein, Stud. jur. Max.
v. Erdberg, Dr. R.
Ernst, Eberhard, Verlagsbuchhdlr.
Euchel, F., Justizrath.
Ewe, E., Privatier.
Feig, Dr. M., Sanitätsrath.
Feist, Richard, Referendar.
Fleischhammer, Dr., Geh. Hofjustizrath.
Flinsch, Alexander, Kaufmann.
Fränkel, Dr. Max, Professor.
Fraenkel, Max, Maurermeister.
v. Frankenberg, Rittmeister im Garde-Kürassierregiment.
Franzos, Dr. K. E., Schriftsteller.
Frenkel, H., Bankier.
Frenzel, Frau Bertha.
Frenzel, Dr. Karl.
Freund, Ernst.
Frey, Dr. Karl, Professor.
Friedenthal, Frau Margaretha.
Friedländer, Frau Professor.
Friedländer, Max, Amtsgerichtsrath.
Friedländer. Dr. phil. Max, Privatdocent der Musikwissenschaft.
Friedmann, Dr. Alfred, Schriftsteller.
Fromberg, Frau Martha.
Fuchs, Dr. phil. M.
Geiger, Dr. Ludwig, Professor.
Geiger, Frau Professor Dr. Martha.
Gerb, Fräulein Franziska.
Gernsheim, Dr. Fr. W., Professor.
Gesenius, Stadtältester, Director des Berliner Pfandbrief-Amtes.
Ginsberg, Stud. phil. Edgar.
Glaser, Dr. Adolf, Redacteur.
Glaue, Arthur, Buchhändler.
Gloeden, Lehrer an der Sophienschule.
Goecke, Rudolf, Kaufmann.
Goering, Dr. Robert, Chemiker.
v. Goldbeck, Ober-Reg.-Rath.
Goldbeck, Dr. Ernst, Gymnasial-Oberlehrer.
Goldberg, Alfred, Kaufmann.
Goldschmidt, Professor, Geheimer Justizrath.
Goldschmidt, Arthur, Schriftsteller.
Goldschmidt, Rob., Bankier.

Berlin.

Goldschmidt, Frau Tacie.
Gothein, Kgl. Bergmeister.
Gottheiner, Fräulein Marie.
Gottheiner, P., Stadt-Bauinspector.
Gotthelf, M.
Gottschalk, Gustav, Kaufmann.
Grimm, Dr. Herman, Professor, Geheimer Regierungsrath.
Groebenschütz, Oberverwaltungsgerichtsrath.
de Gruyter, Dr. Walter, Kaufmann.
Güterbock, Stud. phil. Eduard.
v. Guldencrone, Frau Baronin.
Guttmann, Frau Marie.
Hagen, Werner G. A.
Hartleben, Otto Erich, Schriftsteller.
Hartmann, Dr. phil. Hugo.
v. Heerwart, Dr. Adolf, Wirkl. Geheimer Rath, Excellenz.
Heinitz, Frau Anna.
Heinitz, Franz, Rechtsanwalt.
Henning, Theodor, Architect.
Herrmann, Dr. phil. Max, Privatdocent an der Universität.
Hertz, Wilh., Verlagsbuchhändler.
Heydemann, Dr. phil. V.
Hiller v. Gaertringen, Freiherr Dr. F.
Hirschfeld, Philipp.
Hoffmann, Dr. Ed., Geh. Reg.-Rath.
Hofmann, Rudolf, Verlagsbuchhändler.
v. Holst, Mathias, Baumeister.
v. Hopfen, Dr. Hans, Schriftsteller.
Horsfall, Charles.
Hübler, Dr. jur. Bernhard, Professor, Geh. Ober-Reg.-Rath.
Jablonski, Berthold.
Jacobi, Leopold, Kaufmann und Stadtverordneter.
Jacoby, Dr. Daniel, Gymnasial-Professor.
Jaffé, Frau Dr. Helene.
Jaquet, Dr. med. M., Sanitätsrath, pract. Arzt.
Imelmann, Dr. J., Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium.
Joachim, Professor Dr. Joseph, Director der Kgl. Hochschule für Musik.
Jonas, Dr. Fr., Städtischer Schulinspector.
Jonas, Frau Clara.
Jordan, Dr. Max, Geheimer Ober-Regierungsrath.

Berlin.

Isaac, Julius, Fabrikbesitzer.
v. Kalckreuth, Frau Gräfin B., geb. Meyer.
Kalischer, Dr. S.
Kallmann, Eugen, Rechtsanwalt.
Kapp, Fräulein Ida.
Kaskel, Frau Carl.
Kastan, Dr.
v. Kaufmann, Dr., Professor, Geh. Regierungs-Rath.
Kayser, Dr. Paul, Wirklicher Legationsrath und vortragender Rath im auswärtigen Amt.
Kerb, Robert, Fabrikbesitzer und Handelsrichter.
Kern, Dr. phil. Reinold.
Kestner, Dr. phil. Ernst.
v. Keudell, Wirkl. Geh. Rath, Exc.
von dem Knesebeck, Kabinetsrath I. M. der deutschen Kaiserin.
Koegel, Dr. phil. Fritz.
Koehne, Frau Clara.
Koenigs, Fräulein Elise.
Koepp, Dr. Friedr.
Kraft, Bernhard, Rechtsanwalt.
Kraft, Cand. med. Ludwig.
Krause, Dr. jur.
Krause, Dr. jur. Paul, Rechtsanwalt.
Kriegel, Stud. phil. Fr.
Kronecker, Fräulein Elisabeth.
Kronfeld, Dr., Rechtsanwalt.
Kronheim, Georg.
Kübler, Dr., Professor, Director des Wilhelm-Gymnasiums.
v. Kühlewein, Regierungsrath.
Lassar, Dr. med. Oscar, Professor.
Leffmann, Gustav, Kaufmann.
Lehmann, Gustav, Geh. Kirchenrath.
Lehmann, Paul, Buchhändler.
Leo, Dr. F. A., Professor.
Leske, Dr., Landrichter.
Lesse, Justizrath, Rechtsanwalt und Notar.
Lesser, Adolf, Reichsgerichtsrath a. D.
Lesser, Paul Ph.
Lessing, Frau Alma, geb. Marschall v. Biberstein.
Lessing, C. R., Geh. Justizrath.
Lessing, Dr. phil. Oscar.
Levin, Albert, Rentier.
Levin, Dr. Moritz, Prediger.
Levy, Martin.
Levy, Richard, Bankier.

Berlin.

Levy, Richard, vereideter Wechselmakler.
Levyson, Frau Dr. Auguste.
Lewald, Dr. Felix, Geh. Finanzrath.
Lewald, Theodor, Regierungs-Rath.
Lewinsohn, E., Amtsrichter.
Lewinsohn, L., Fabrikbesitzer.
Lewinstein, G., Gymnasiast.
v. der Leyen, Dr., Geh. Ob.-Reg. Rath.
Lichtenthal, Simon, Kaufmann.
Liebermann, Dr. F.
Liepmannssohn, Leo, Buchhändler.
v. Lipperheide, Freifrau.
Lisco, Dr. Hermann, Geh. Justizrath.
Lisco, Walter, Rechtsanwalt.
Lobe, Frau, Magda.
Loeffler, Ldw., Verlagsbuchhändler.
Loewenstein, Dr., Otto.
Loewy, Dr., Amtsrichter.
Maas, Heinrich, Fabrikbesitzer und Handelsrichter.
Maass, Dr. Felix, Rechtsanwalt.
Magdeburg, Stud. med. K.
Magnus, Frau Geh. Reg.-Rath Bertha.
Magnus-Levy, Dr. med. A.
Manasse-Waldeck, erster Vorsitzender des Literar. Vereins »Schiller«.
Marcus, Dr. Georg, Landgerichtsrath.
Martius, Frau Margarethe, geb. Veit.
Marx, S.
Matthiae, Dr. Otto, Professor, Oberlehrer.
Meder, Albert, Kunsthändler.
Meder, Louis, Kunsthändler.
v. Meier, Dr. jur. Ernst, Geh. Ober-Reg.-Rath, Universitäts-Curator a. D.
Meirowsky, Frau Ernestine geb. Soutonsky.
Mendelssohn-Bartholdy, Frau Maria.
Menzer, Cand. phil. Paul.
Meyer, Dr. jur. Alexander.
Meyer, Dr. phil. Alfred Gotthold, Priv.-Doc. an der Kgl. techn. Hochschule und Lehrer an der Kgl. Kunstschule.
Meyer, Carl, Fabrikant.
Meyer, Ferdinand, Rentier.
Meyer, Fr., Buchhändler.
Meyer, Georg.
Meyer, Frau Dr. Hedwig.
Meyer, Dr. Ludwig.

Berlin.

Meyer, Ludwig, Kaufmann.
Meyer, Paul, Rechtsanwalt.
Meyer, Dr. Richard M., Privatdocent.
Meyer-Michaelis, Frau Elise.
Michaelis, Dr. Carl Theodor.
Mirauer, Carl, Maurermeister.
Möbius, Dr. Karl, Professor, Geh. Reg.-Rath, Director der zool. Abth. d. Museums für Naturkunde.
Möller, Dr. W., Oberlehrer am Königsstädtischen Gymnasium.
v. Moltke, F., Geh. Reg.-Rath.
v. Moltke, Frau Landrath Julie.
Morris, Dr. M., prakt. Arzt.
Morsch, Dr. Hans, Realgymnasiallehrer.
Müller, Conrad, Oberlehrer am Joachimthal'schen Gymnasium.
Müller, Dr. Hans, Professor.
Müller-Grote, Carl, Verlagsbuchhändler.
Munk, W., Landrichter.
Nathan, Dr. P.
Naumann, Dr., Geh. Ober-Reg.-Rath.
Nehring, K., Oberlehrer.
Nelke, Frau Emma.
Neubauer, Dr. Richard, Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster.
Neumann, Dr. H., Rechtsanwalt.
Niemann-Seebach, Frau Marie, Kgl. Hofschauspielerin.
Ohrtmann, Dr. W., Geheimer Sanitätsrath.
Oldenberg, C. M.
Osborn, Dr. phil. Max.
Paetel, Emil, Verlagsbuchhändler.
Paetsch, Dr. J., Prof., Sanitätsrath.
Parey, Dr., Verlagsbuchhändler.
Pernice, Dr. A., Professor, Geh. Justizrath.
Peters, Dr. Carl, Afrikaforscher.
Peters, Johann, Oberverwaltungsgerichtsrath.
Pfaff, Albert, Commerzienrath.
Philipp, Fräulein Marie.
v. Philippsborn, Ernst, Geh. Ober-Reg.-Rath.
Pieper, Oberlehrer.
Pietsch, Ludwig, Professor.
Pietsch, Dr. P., Professor.

Berlin.

Pilger, Dr., Geh. Reg. u. Schulrath.
Pindter, Dr. jur. Ludw., Kammergerichts-Referendar.
Plessner, Dr, prakt. Arzt.
Pniower, Dr. phil. Otto.
Poppenberg, Dr. phil. Felix, Schriftsteller.
Posner, Dr. med. Karl, prakt. Arzt.
Preuss, Dr. R., Assistent an der Kgl. Bibliothek.
Pringsheim, Frau Paula.
Prinz Heinrich-Gymnasium, Kgl.
Rading, F.
vom Rath, Adolf.
vom Rath, Frau Anna.
Reimann, Rud., Fabrikbesitzer.
Reissert, Dr. Arnold, Privatdocent.
Reschke, Max, Schiffskapitän a. D.
Reschke, Oscar.
v. Rheinbaben, Geh. Ober-Regierungsrath.
Richter, Frau Professor.
von Richthofen, Freifrau, geb. Mendelssohn-Bartholdy.
Riesenfeld, Hugo, Kaufmann.
Riesser, Frau Dr.
Ring, Louis, Bankdirector.
Robert-tornow, Frau Edith.
Rodenberg, Dr. Julius.
Rödiger, Dr. Max, Professor.
Rohde, John, Director.
Roenneberg, Frau Melida, Schulvorsteherin.
Rössler, Dr. Constantin, Geheimer Regierungsrath.
Rosenbaum, Dr. phil. Richard.
v. Rotenhan, Freiherr, Unterstaatssecretär im Auswärtigen Amt.
Rubensohn, Hermann.
Saegert, Fräulein Anna.
Schaper, Fritz, Professor, Bildhauer.
Schaper, Wolfgang.
Schaum, Frau Professor Clara.
v. Schelling, Dr., Staatsminister, Excellenz.
Schelske, Dr. R., Privatdocent.
Scherer, Frau Geh. Reg.-Rath Marie.
Schermann, Leo, vereideter Fondsmakler.
Schiff, Alfred.
Schiff, Dr. med. Emil, Schriftsteller.
Schiff, Georg, Assessor.
Schiff, Julius, Bankier.

Berlin.

Schleicher, Dr. Iwan.
Schlemm, Frau Sanitätsrath.
Schlenther, Dr. phil. Paul, Schriftsteller.
Schlenther, Amtsgerichtsrath.
Schlenther-Conrad, Frau Pauline, Kgl. Hof-Schauspielerin.
Schlesinger, Frau Alice.
Schlesinger, P., Gymnasiallehrer.
Schlesinger-Trier, Karl, Bankier.
v. Schlippenbach, Frau Gräfin.
Schmidt, Dr. Erich, Professor.
Schmidt, Frau Dr. Julian.
Schmidt, Dr. Max C. P., ord. Lehrer am Askanischen Gymnasium.
Schmidtlein, Dr. med. C., Arzt.
Schmieden, Kgl. Baurath.
Schmoller, Dr. Gustav, Professor.
Schneider, Dr. E.
Schöll, Robert, Geh. Legationsrath.
Schöne, Dr., Wirkl. Geheimer Ober-Regierungsrath, Generaldirector der Kgl. Museen.
Schoenflies, Fräulein Dorothea.
Schönlank, Alexis, Schauspieler.
Schönlank, Frau Generalconsul William.
Schröder, Dr. Otto, Professor am Joachimthalschen Gymnasium.
Schrœder, Dr.
Schubert, Geh. Justiz- u. Kammergerichtsrath.
Schulhoff, Fräulein Else.
Schultzen-v. Asten, Frau Professor.
Schulze, Adolf, Professor an der Kgl. Hochschule für Musik.
Schwabe, Frau Mathilde.
Schweitzer, Eugen, Kaufmann.
Schwieger, Dr. Paul, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium.
Seckt, Dr. Felix, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium.
Sello, Dr. F., Rechtsanwalt.
Seminar, Kgl., für Germanistische Philologie.
Servaes, Dr. phil. Franz.
Siemenroth, Franz, Verlagsbuchhändler.
Silberstein, Dr. Max, Rechtsanwalt.
Simon, Frau Adele.
Simon, Dr. Hermann Veit, Rechtsanwalt.
Simonson, Frau Amtsgerichtsrath Gertrud.
Simrock, Fritz, Musikverleger.

Berlin.

v. Simson, Dr. Eduard, Wirkl. Geh. Rath, Präsid. des Reichsgerichts a. D., Excellenz.
v. Simson, August, Justizrath und Notar.
v. Simson, Fräulein Elisabeth.
v. Simson, Fräulein Margarethe.
v. Simson, Fräulein Marie Sophie.
Sobernheim, Siegfried, Handelsrichter.
Sommerstorff, Otto, Mitglied des Berliner Theaters.
Soulange-Bodin, Frau Marthe.
Spannagel-Karthaus, Frau Auguste.
Stange, Max, Lehrer an der Kgl. Hochschule für Musik.
Steig, Dr. Reinhold, Gymnasiallehrer.
Stein, Philipp, Redacteur.
v. Steinau-Steinrück, Frau Dr. Martha.
Stengel, Dr. Paul, Oberlehrer am Joachimthalschen Gymnasium.
Stern, Dr. med. E.
Stern, Dr. med. Julius.
Sternheim, Siegmund, Bankier.
Stettenheim, Julius, Schriftsteller.
Stettenheim, Dr. phil. Ludwig.
Stettiner, Frau Mathilde.
Strassmann, Dr. med. Paul, Augenarzt.
Thost, Dr. Robert, i. Firma Gebr. Bornträger, Verl.-Buchh.
Tiktin, Paul, Referendar.
Tobler, Dr. A., Professor.
Todt, Carl, Gymnasiallehrer und Adjunct.
Toeche, Dr. Theodor, Königlicher Hofbuchhändler.
Toennies, Frau Adelheid, gb. Cremer.
Türk, Rechtsanwalt.
v. Uhden, Dr. jur. Richard.
Ullrich, Dr. phil. Richard.
Universitätsbibliothek, Königliche.
Vahlen, Dr., Professor, Geh. Regierungsrath.
Victoria-Lyceum.
Vierling, G., Professor.
Violet, Dr. Franz, Gymnasiallehrer.
Vogeler, Julius, Schuldirector.
Vogeler, Richard, Director einer höheren Mädchenschule.
Voigt, Frl. Margarethe.
Wagner, Dr. A., Professor, Geh. Regierungsrath.

Berlin.

Wagner, Dr. B. A., Professor.
Wahlländer, Frau Geh. Rath.
Wappenhans, Oberlehrer.
Wattenbach, Dr. W., Professor, Geh. Regierungsrath.
v. Wedel, Graf E., Kaiserl. Ober-Stallmeister, Excellenz.
v. Wedel, Frau Margarethe.
Wehrenpfennig, Frau Geheimrath, geb. Kopp.
Weigert, Fräulein Erna.
Weigert, Dr. Max, Stadtrath.
Weigert, Frau Stadtrath Dr.
Weinhagen, Ernst.
Weinhold, Dr. Karl, Professor, Geh. Regierungsrath.
Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller.
Wellmann, Dr. E., Professor am Königstädtischen Gymnasium.
Welti, Dr. Heinrich, Schriftsteller.
Werner, Dr. R., Oberlehrer.
Wesendonck, Frau Mathilde.
Wesendonck, Otto.
Wessely, Dr. Hermann.
Wetzel, Johannes, Gymnasiallehrer.
v. Weyrauch, Dr., Unterstaatssecret.
v. Wildenbruch, Dr. Ernst, Legationsrath.
Wilmanns, Dr. A., Professor, Generaldirector der Kgl. Bibliothek.
Wilmersdörffer, Rechtsanwalt.
Wolff, Charles.
Wolff, Justizrath.
Wolff, Dr., Oberstabsarzt.
Wollmann, Siegfried, Kaufmann.
Zimmermann, Dr. A., Consul.

Bernburg.

Köhler, Fr., Director der höheren Töchterschule.

Beuthen o/S.

Wolff, Fr. Adelheid.

Bielefeld.

Loebell'sche Bibliothek.
Ransohoff, Dr. phil. Georg.

Blankenburg a/Harz.

Wellmer, A., Schriftsteller.

Blasewitz.

Bondi, Dr. phil. Georg.
Schmid, Dr. jur. Carl.

Bochum i/Westf.

Broicher, Frau Elise.
Leseverein.

Bogenhausen b/München.

Weigand, Wilhelm, Schriftsteller.

Bonn.

Akadem.-germanistischer Verein.
Aufrecht, Dr. Theodor, Professor.
Berger, Dr. phil. Arnold E., Privatdocent.
Franck, Dr. Joh., Professor.
Grafe, Dr., Professor.
Harkort, Frau Commerzienrath P.
Hüffer, Dr. Hermann, Professor, Geh Justizrath.
Kayser, Dr. H., Professor.
Leo, Fräulein Therese.
Litzmann, Dr. B., Professor.
Loeschke, Dr. G., Professor.
Magnus, Gustav, Justizrath.
Prym, Dr. Eugen, Professor.
Rosenmund, Dr. phil. Richard, Privatgelehrter.
Schultze, Dr. Fr., Prof., Director der med. Klinik.
Seminar, Kgl. germanistisches der Universität.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Usener, Dr. Hermann, Professor, Geh. Regierungs-Rath.
Wilmanns, Dr. W., Professor.
Zitelmann, Dr. Ernst, Professor.

Borghorst (Westf.).

Wutte, Johannes.

Schloss Bothmer bei Klütz. (Mecklenburg-Schwerin.)

v. Bothmer, Frau Gräfin Bertha.

Brake b/Lemgo.

Roller, Dr., Director.

Brandenburg a/H.

Heine, Dr., Domherr, Director der Ritter-Academie.
Köpke, Fräulein Suse.

Braunschweig.

Aronheim, Dr. med. Felix.
Bergmann, Ernst, Gymnasial-Oberlehrer.
Bibliothek des Gymnasiums Martius-Katharineum.
Blasius, Dr. Wilhelm, Professor.
Flechsig, Dr. phil. Eduard.
Frühling, Hermann, Hôtelbesitzer.
Helle, Carl.

Braunschweig.

Huch, Dr. jur. Richard, Rechtsanwalt und Notar.
v. Krosigk, Major a. D.
Magnus, Karl, Bankier.
Westermann, Friedrich, Verlagsbuchhändler.

Bremen.

Bernstorff, Frau Wwe. D.
Deetjen, Gustav.
Frese, Fräulein Anna.
Fritze, Dr. phil. Edmund, Professor.
Graef, Frau Sophie.
Hackfeld, Frau M., geb. Pflüger.
Hartlaub, Dr. G.
Jacobi, Justus, Pastor an der St. Stephani-Kirche.
Klevenhusen, Frau Georg, Kaufmanns-Wwe.
Krug, E., Director der Deutschen Bank.
Oelse, Wilhelm, Kaufmann.
Pauli, Dr. jur., Senator, Bürgermeister.
Pflüger, J. C., Kaufmann.
Rassow, Gustav.
Ruperti, Fräulein Amalie, Privatiere.
Sattler, W., Professor.
Stadtbibliothek.

Breslau.

Bienko, Dr., Polizeipräsident.
Breslauer Dichterschule.
Cohn, Dr. Ferdinand, Professor, Geh. Regierungs-Rath.
v. Flottwell, Regierungspräsident.
Franck, Fräulein A. H.
Friedenthal, Adolf, Kaufmann.
Friederici, Frau Stadtrath Anna.
Germanistisches Seminar der Universität.
Gesellschaft der Freunde.
Hamburger, Dr. phil. Paul.
Hensel, Frau Stadtgerichtsrath Selma.
Heyne, Alfred, Eisenbahnsecretär.
Holz, Albert, Bankier.
Jänicke, Karl, Stadtrath.
Immerwahr, Leopold, Kaufmann.
Koch, Dr. Max, Professor.
Ladenburg, Frau Geheimrath, Professor M.
Lucée, C., Buchhändler.
Milch, Dr. phil. Louis, Privatdocent an der Universität.

Breslau.

Molinari, Frau Commerzienrath.
Morgenstern, E., Verlagsbuchhdlr.
Neisser, Dr. med., Professor.
Pakscher, Dr. phil. A., Privatdocent.
Partsch, Dr. med. Carl, Professor.
Pinder, Frau Caroline.
Ponfick, Emil, Professor, Medicinalrath.
Pringsheim, Max, A., Kaufmann.
Richter, Dr., Professor.
Rösler, Frau Marie.
Sackur, Frau Margaretha.
Schneider, Lothar.
Seidel, Eisenbahnbau- und Betriebsinspector.
Silbergleit, Frau Seraphine.
Sitte, Otto, Opticus.
Stadt-Bibliothek.
Stern, Frau Charlotte.
Storch, A., Director.
Trewendt, Ernst, Verlagsbuchhdlr.
Trewendt & Graniers Buchhandlung (Alfred Preuss).
Universitäts-Bibliothek, Königl.
Urbach, Fräulein Rosa.
Vogt, Dr. F., Professor.
Wendriner, Dr. phil. R.
Zimpel, Frau Professor Helene.

Bretten.

Kahn, Dr. Franz, Amtsrichter.

Bromberg.

Belling, Frau Oberlehrer Dr. Marie.

Bückeburg.

Lücke, Dr. O., Gymnasialdirector.

Büdesheim (Oberhessen).

v. Oriola, Frau Gräfin W.

Bülow a/Crivitz (Mecklenburg).

v. Barner, Fr., Gutsbesitzer.

Burgsteinfurt (Westfalen).

Eschmann, Dr. Gustav.

Calw (Württemberg).

Weizsäcker, Dr. phil. Paul, Director des Reallyceums.

Cassel.

Förster, Auguste, Lehrerin.
v. Hutten-Czapski, Graf Rittmeister und Escadronschef.

Cassel.

Landesbibliothek, Ständische.
Magnus, Dr., Landrichter.
Muff, Dr., Professor, Gymnasial-Director.
Rinald, Victor.
Schmitt, Dr. phil. H., Gymnasiallehrer.
Stölting, G., Consistorialrath.

Charlottenburg.

Belger, Dr. Chr., Oberlehrer.
Brandis, Dr. phil. K.
Cohn, Frau Stadtrath Dr. Anna.
Cornicelius, Dr. phil. Max.
Grisebach, Hans, Architekt.
Heinemann, Felix, Redacteur.
Hirschfeld, Dr. Otto, Professor.
Kehrbach, Dr. phil. Karl.
Kühlstein, Frau Ernst.
Lehrerbibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Lepsius, Reinhold, Maler.
Lessmann, Otto, Herausgeber der Allg. Deutschen Musik-Zeitung.
March, Otto, Kgl. Baurath.
Mommsen, Dr. Theodor, Professor.
Neumann-Hofer, Otto, Redacteur.
Siemens, Frau Geh. Reg.-Rath.
v. Simson, Dr. jur., Assessor.
Spielhagen, Friedrich, Schriftsteller.
Strehlke, Frau Marie.
Thür, Fräulein Anna.
Weber, Dr. jur. M., Stadtrath von Berlin.
Weingartner, Felix, Kgl. Hofkapellmeister.
Wolff, Julius.
Zabel, Dr. Eugen, Redacteur.
Zimmermann, Frau Generalmajor Johanna.

Chemnitz.

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Kirchner, Dr. Carl, Professor, Oberlehrer.
Kühn, Dr. Bernhard, Landrichter.
Morell, Georg.
Müller, Dr. Theodor, Präsident.
Opitz, Dr. med. W.
Stadtbibliothek.
Ullrich, Dr. phil. H., Oberlehrer.
Wächter, Dr. med. R.

Coblenz.

Deiters, Dr. Hermann, Geh. Reg.-Rath.
Wahl, G., Realgymnasiallehrer.

Coburg.

Beck, Dr. Heinrich, Professor.

Colmar i/Elsass.

Weber, Dr. Wolf, Landgerichtsrath.

Cöln a/Rhein.

Bürgers-Stein, Frau Geh. Justizrath J.
Curtius, Dr. Rud., Reg.-Assessor.
Düntzer, Dr. Heinrich, Professor, Bibliothekar.
Herbertz, Frau M.
Herstatt, Arthur, Landgerichtsrath a. D.
Heuser, Frau Eugenie, geb. Nicolovius.
Heuser, F. Robert.
Heuser-Nicolovius, Robert.
Leiden, Franz D., Kaufmann.
Lempertz sen., Heinrich, Rentner.
Lewinger, Ernst, Oberregisseur.
Meuser, Paul, Rechtsanwalt.
v. Mevissen, Dr. G., Geh. Commerzienrath.
v. Mevissen, Fräulein Mathilde.
v. Mevissen, Frau Therese.
Oelbermann, Emil.
Peill, Wilh., Kaufmann.
Pfeifer-Schnitzler, Frau Paula.
Schneider, Frau Professor Lina.
Schnitzler, Eduard.
Schnitzler, Frau Amtsrichter Robert.
Schnitzler, Robert, Geh. Rath.
Schnitzler, Dr. jur. Victor, Rechtsanwalt.
Schuch, Paul, Regierungsrath.
Stein, Frau Elise, geb. v. Mevissen.
Stein, Frau Julicka, geb. Leiden.
Vorster, Julius, Fabrikbesitzer, Commerzienrath.
Wüllner, Dr. Franz, Professor, Kapellmeister.

Coeslin (Pommern).

Hochdanz, Dr. Professor, Gymnasialoberlehrer.

Comptendorf (Kreis Cottbus).

v. Berndt, Alfred, Prem.-Lieutenant.

Cottbus.

Sommerfeld, Otto, Fabrikbesitzer.

Crefeld.

Peltzer, Dr. jur. Rudolf.

Culmitzsch b/Berga a/Elster.
Hoffmann, Max, Pfarrer.

Cüstrin.
v. Wurmb, Frau E., geb. Gräfin v. Bothmer.

Danzig.
Baum, Dr. med., Oberstabsarzt a. D., Chefarzt des Stadtlazareths.
Berndt, Fräulein Gustel.
Bibliothek des städtischen Gymnasiums.
v. Gossler, Dr., Staatsminister, Oberpräsident, Excellenz.
Jüncke, Wilhelm.
Löschins Bibliothek des Realgymnasiums zu St. Johann.
Stadtbibliothek.

Darmstadt.
Bergsträsser, A., Hofbuchhändler.
Edward, Hugo, Hofschauspieler.
Hepp, C.
v. Heyl, Major à l. s.
Hofbibliothek, Grossherzogliche.
Literarischer Verein.
Merck, Dr. phil. C. E.
Merck, Dr. Louis.
Merck, Wilhelm.
Rieger, Dr. Max.
Wulckow, Director, Dr.

Dessau.
Antoinettenschule, Herzogl.
Friedrichs-Gymnasium, Herzogl.
Meinert, Carl, Fabrikbesitzer.
Oechelhäuser, Geh. Commerzienrath.
v. Oechelhäuser, W., General-Director der Deutschen Continental-Gasgesellschaft.

Detmold.
Gymnasium Leopoldinum.
v. Meysenbug, Freiherr, Major a. D. u. Kammerherr.
Runnenberg, W., Rechtsanwalt.

Donaueschingen.
Hentig, Präsident.
Hofbibliothek, Fürstlich Fürstenbergische.

Dortmund.
Gymnasial-Curatorium.
Nagel, Bernhard, Amtsgerichtsrath.

Dresden.
Amen, Frau Dr.
Arndt, Jul. Max, Grosskaufmann.
Aulhorn, Stud. med. Ernst Rud.
Aulhorn, Paul Rud., Fabrikbesitzer.
v. Biedermann, Freiherr B., Major.
v. Biedermann, Dr., Freiherr, W., Geh.-Rath.
v. Boxberg-Zschorna, Frau Oswine, geb. Keil.
Diestel, Dr., Professor.
Ehlermann, Dr. phil. Erich, Verlagsbuchhändler.
v. Einsiedel, Fräulein Helene.
v. Finck-Nöthnitz, Freiherr, Kammerherr.
Förster, Dr. med. Fritz.
Förster, Dr. med. Richard, Hofrath.
v. Gerbel-Embach, Dr. N.
Gmeiner-Benndorf, Frau Commerzienrath Rosa.
Götze, Dr. Edmund, Professor beim Kadettencorps.
v. Haber, Baron R., Premierlieutenant a. D.
Hasper, Dr. Theodor, Professor.
Hassel, Dr. Paul, Geh. Regierungsrath, Director des Hauptstaatsarchivs.
Heyl, Frau Anna geb. Hübler.
Jaensch, Emil, Buchhändler (i. Fa. v. Zahn & Jaensch).
Jensen, Paul, Kgl. Hofopernsänger.
Kayser-Langerhanns, Frau Sanitätsrath Agnes.
Knoop, Wilhelm, Consul.
v. Könneritz, Fräulein Marie, Staatsdame a. D.
Körner-Museum der Stadt Dresden.
Krausse, Robert, Professor.
Leopold, Dr., Professor, Geheimer Medicinalrath.
Lesky, Wilhelm, Rechtsanwalt.
Lücke, Dr. Herm., Professor.
v. Mangoldt, Fräulein Helene.
Mannl, Johannes.
Meinert, Dr. med. E.
v. Overbeck, Fräulein Camilla.
Palm, Frau Baronin, geb. Gräfin Berlichingen.
Paul, A., Königl. Sächsischer Hofschauspieler.
Pechwell, Dr. jur. Alfred, Königl. Sächs. Ober-Kriegsgerichtsrath.
Posse, Dr. phil., Regierungsrath.
Pusinelli, Dr. med., prakt. Arzt.

Dresden.

Rachel, Dr. Paul, Oberlehrer.
Richelsen, Christel, Regisseur am Kgl. Hoftheater.
Ritterstädt, Dr., Geh. Finanzrath.
Sauer, Frau Dr.
Schanze, Dr. jur. Oscar, Kaiserl. Reg.-Rath a. D.
Scheidemantel, K., Kammersänger.
Schmidt, Heinrich, Lehrer.
Schnorr v. Carolsfeld, Dr. Franz, Professor, Kgl. Oberbibliothekar.
Schramm, Frau Dr. Martin.
Schramm, Otto E., Ingenieur.
v. Schultzendorff, W., Kammerherr.
Schwender, G. E.
Sendig, Rudolf, Hôtelbesitzer.
Singer, Dr. phil. Hans W.
Sontag, Carl, Hofschauspieler.
Stern, Dr. A., Professor.
v. Steun, Frau Therese, geb. v. Dziembowska.
Stürenburg, Dr. H., Professor, Rector der Kreuzschule.
Undeutsch, Max, Rechtsanwalt.
Villers, Dr. Alexander.
Vogel, Dr. Theodor, Professor, Geh. Schulrath.
Vollmöller, Dr. Karl, Professor.
Vorländer, H., Rittergutsbesitzer.
v. Weber, Freiherr, Oberstlieutenant z. D.
Woermann, Dr. Karl, Prof., Director der Kgl. Gemäldegallerie.
Würzburger, Dr. Eugen, Director des städt. Statistischen Amtes.
v. Zahn, Robert, Buchhändler (i/Fa. v. Zahn & Jaensch).
Zschille, Frau Therese, geb. v. Einsiedel.
Zschuppe, Arno, Schriftsteller.

Duisburg a/Rh.

Feller, W., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Vijgen, Dr. jur. Max, Gerichtsassessor.

Dulzen b/Preuss. Eylau.

Rosenow, Frau Johanna, geb. Fredenhagen.

Düsseldorf.

Böninger, Ferdinand, Fabrikbesitzer.
Künstler-Verein »Malkasten«.
v. Oettingen, Dr. W., Professor.

Dyrotz b/Wustermark.

Meyer, Lothar, Guts-Administrator.

Eberswalde.

Klein, Dr. J., Gymnasialdirector.

Eisenach.

Gangert, Carl, Fabrikbesitzer.
Hossfeld, Dr. Carl, Gymnasiallehrer.
Kieser, Hugo, Archidiakonus.
Koelner, Dr., Arzt.
Kürschner, Joseph, Prof., Geh. Hofrath.
Michels-Schnitzler, Frau Kaufmann Julius.
Schneidewind, Dr. E., Gymnasial-Professor.
Schwabe, Fräulein Luise, Institutsvorsteherin.
Streck, Carl, Apotheker.
Weber, Dr. H., Hofrath, Gymnasialdirector.

Eisenberg (Sachsen-Altenburg).

Frenzel, Carl, Stadtrath.
Gymnasial-Bibliothek.

Elberfeld.

Blank, Frau Alexander.
Martens, Dr. Ludwig, Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Neuhaus, Frau Otto.
Simons, Walter, Commerzienrath.
Weychardt, Conrad.
Wieruszowski, Alfred, Landrichter.
Zurhellen, Dr. Joh., Justizrath.

Ellwangen.

Frik, G., Rechtsanwalt.

Emden.

Bibliothek des Königl. Wilhelms-Gymnasiums.

Emmendingen.

Feldbausch, Dr. Otto, Arzt a. d. Irrenanstalt.

Erdeborn (Rittergut) b/Ober-Voeslingen a/See.

Marckwald, Fräulein Marie.

Erfurt.

Barth, M., Reg.-Rath.
Burkhardt, Dr. med. Friedrich, Augenarzt.

Erfurt.

Gymnasium, Königl.
Kutter, Frau Gustav.
Lochner, K., Eisenbahndirector.
Lucius, Geh. Commerzienrath.
Pick, Dr. Albert, Oberlehrer am K. Realgymyasium.
Stürcke, Hermann, Geh. Commerzienrath.

Erlangen.

Penzoldt, Dr. F., Professor.
Rosenthal, Dr. J., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Vogel, Frau Professor Dr. W.

Eutin.

v. Beaulieu-Marconnay, Freiherr, Grossherzogl. Oldenburgischer Ober-Jägermeister.

Finsterwalde i/Neumark.

Rhode, Fräulein Anna.

Flonheim (Rheinhessen).

Knell, Dr. Karl, prakt. Arzt.

Frankenthal (Rheinpfalz).

Baum, W., I. Kgl. Staatsanwalt.

Frankfurt a/M.

Stadt Frankfurt a/M.
Abendroth, Moritz, Buch- und Kunsthändler.
Albert, Frau Elisabeth.
Auerbach, Fritz.
Baer, Simon Leopold, Buchhändler.
Baerwald, Dr. Hermann, Realschul-Director.
de Bary, Dr. med. Joh. Jacob.
Beil, Dr. med. W.
Beit, Frau Eduard.
Berghoeffer, Dr., Bibliothekar der Freiherrl. Carl v. Rothschildschen öffentlichen Bibliothek.
v. Bethmann, Freiherr Simon Moritz.
Bibliothek, Freiherrl. Carl v. Rothschildsche öffentliche.
Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts.
Bibliothek der Polytechnischen Gesellschaft.
Braun, Landgerichts-Präsident.
Braunfels, Otto.
v. Brüning, Frau Dr. Clara.
Bürgerverein.

Frankfurt a/M.

Burghold, Dr. Julius, Rechtsanwalt.
Cahn-Blumenthal, Heinrich, Kaufmann.
Carl, Dr. med August.
Cohnstaedt, Ludwig, Redacteur.
Detloff, Adolf, Buchhändler.
Dietz, Dr. Alexander, Rechtsanwalt.
Dondorf, Bernhard, Rentier.
Donner-v. Richter, Otto, Historienmaler.
Dotter, Fräulein Doris.
Dreyfus, Georges.
Eckhard, Frau Dr., Ober-Landesgerichtsraths-Wwe.
Ehlers, Dr. R., Consistorialrath.
Ellissen, August.
Emden, Heinrich.
Flersheim, Robert.
Frankfurter Zeitung (Redaction).
Fries, Jacob, Ingenieur u. Fabrikant.
Geiger, Dr. Berthold, Rechtsanwalt, Justizrath.
Goldschmidt, Dr. jur. Hermann, Gerichtsassessor.
Goldschmidt, Marcus Moritz, Bankier.
Günther, Ferdinand, Kunsthändler.
Hahn, Louis Alfred, Bankdirector.
Hammeran, Dr. phil. A.
Hanau, Heinrich A.
Herxheimer, Dr. med. S., prak. Arzt.
Hochhut, Joh. D., Kaufmann.
Hoffmann, Frau Dr. Therese, Geh. Sanitätsraths-Wwe.
Jung, Dr. phil. Rudolf, Stadtarchivar.
Junker, Hermann, Kunstmaler.
Kahn, Bernhard, Bankier.
Kahn, Julius.
Keyl, Georg Albert.
Koch, Frau Anna Louise, geb. v. St. George.
Koenitzer, Carl Wolfgang.
Lentz, A., Professor.
Lichtenstein, Leopold, Kaufmann.
Liebmann, Dr., Landrichter.
Lucius, Dr. Eugen.
Maier, Gustav, Bankier.
v. Marx, Ritter Ernst.
v. Marx, Ritter, Heinrich.
v. Marx, Ritter Louis, Rentier.
May, Eduard Gustav.
Mayerfeld, Anton, Kaufmann.
Meister, Frau C. F. Wilhelm.
Melber, Walter Wolfgang.
Merton, W., Kaufmann.

Frankfurt a/M.

v. Mumm, P. H.
Neher, Ludwig, Architect.
Neumann, Dr. jur. Paul, Rechtsanwalt.
Osterrieth, Eduard.
Osterrieth-Laurin, August.
Oswalt, Frau Wwe. Brandine, Verlagsbuchhändlerin.
Oswalt, Dr. jur. H., Rechtsanwalt.
Pfeiffer, C. W.
Philippi, Fräulein Helene.
Quincke, Wolfgang, Schauspielregisseur der vereinigten Stadttheater.
Rade, Dr. M., Pfarrer.
Rawitscher, Dr., Landgerichtsrath.
Reinhardt, Dr. phil. Carl, Director des städt. Gymnasiums.
Reitz & Köhler, Buchhandlung.
Rosenmeyer, Dr. med. Ludwig.
Rothschild, August, Bankier.
Rumpf, K., Bildhauer.
Sachs, Dr. Otto, Rechtsanwalt.
Sanct-Goar, Ludolph.
Sauer, Julius, Kaufmann.
Schmidt-Metzler, Dr. Moritz, Sanitätsrath.
Scholderer, Dr. Emil, Director.
Schölles, Frau Dr. Henriette, Sanitätsraths-Wwe.
Scholz, Dr. Bernhard, Professor.
Schott, Siegmund.
Siebert, Dr. jur. Jacob, Justizrath.
Speyer, Georg, Bankier.
Stern, Theodor, Bankier.
Stiebel, Dr. med. Fritz.
Textor, C. W.
Trommershausen, Dr. E., Oberlehrer am Gymnasium.
Valentin, Dr. Veit, Professor.
Varrentrapp, Dr. A., Stadtrath.
Völcker, Georg, Buchhändler.
Vohsen, Dr. med. Carl.
Weigert, Dr. Carl, Professor der Anatomie an der Senckenbergischen Stiftung.
Weiss, Dr. Guido.
Wohl, Jacques.

Frankfurt a/O.

Dittmer, Geh. Ober-Regierungsrath.
Hoffmann, Paul, Lehrer.
Kempner, L., Kaufmann.
Kühn-Schuhmann, Frau Antonie.
Scheller, Fräulein Emilie.

Freiberg i/S.

Heisterbergk, Ulrich, Justizrath.
Knaudt, Dr. phil. Paul, Gymnasial-Oberlehrer.

Freiburg i/Br.

Hettler, Eugen, Fabrikant u. Kaufmann.
Kaerner, W., Buchhändler.
Kluge, Dr. F., Professor.
Lorenz, Frau Major Margarethe.
Manz, Dr. med. Otto.
Meyer, C. M. Robert.
Pfaff-Beringer, Otto.
Rümelin, Dr. Professor.
Schmitt, Dr. H., Professor.
v. Simson, Dr. B., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Grossherzogliche.
Weissenfels, Dr. phil. Richard, Professor.

Freiburg i/Schlesien.

Realprogymnasium.

Freienwalde a/O.

Quedefeld, Dr. G., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.

Friedberg (Hessen).

Trapp, Carl, Fabrikbesitzer.

Friedenau b/Berlin.

Paetow, Dr. phil. Walter, Schriftsteller.
Raabe, Dr. phil.

Fulda.

Landesbibliothek, Ständische.

Fürth i/Bayern.

Besels, Heinrich, Kaufmann.
Türkheim, Leo.

Georgengarten b/Dessau.

v. Ditfurth, Fräulein Else, Hofdame I.K.H. der Landgräfin v. Hessen.

Gera (Reuss j. L.).

Bibliothek des Fürstl. Reuss-Pl. Gymnasiums.
Golle, Rügold, Kaufmann.
v. Meysenbug, Freiherr, Ober-Hofmarschall.
Müller, Rudolf, Justizrath, Rechtsanwalt und Notar.

Gera (Reuss j. L.).

Schlotter, Dr. jur. Alfred, Rechtsanwalt und Notar.
Schrader, Dr. med., Augenarzt.

Germersheim a/Rh.

Klarmann, J., Major und Ingenieur-Offizier vom Platz.

Gernsbach i/B.

Funck, Heinrich, Professor.

Giessen.

Behaghel, Dr. Otto, Professor.
Bock, Alfred, Schriftsteller.
v. Bradke, P., Professor.
Collin, Dr. J., Privatdocent.
Gaffky, Dr., Professor.
Höhlbaum, Dr., Professor.
Löhlein, Dr. med. Hermann, Professor.
Oncken, Dr. Wilhelm, Professor.
Schmidt, Dr. jur. Arthur, Professor.
Siebeck, Dr. H., Professor.
Strack, Dr. Adolf, Privatdocent.
Universitäts-Bibliothek, Grossh.
Wetz, Dr. Wilhelm, Privatdocent.

Bergisch-Gladbach.

Zanders, Frau Marie.

M.-Gladbach.

Quack, Wm., Commerzienrath.

Gleiwitz.

Freund, Dr., Sanitätsrath.
Winkler, Siegfried.
Zuckerkandl, Victor.

Glogau i/Schl.

Cohn, Frau Justizrath Caroline.
Kempner, Frau Bankier Ida.
Sachs, Leopold (i/Fa. Sachs & Gellin).

Glückstadt.

Gymnasium, Königliches.

Godesberg b/Bonn.

Frentzen, Frau Lucy, geb. Hoesch.

Göppingen.

Gutmann, Frau Fabrikant Bernhard.

Görlitz.

Köhn, Dr. phil. Karl.
Rörig, A., Kgl. Eisenb.-Verkehrs-Inspector a. D.

Gotha.

Bibliothek des Gymnasium Ernestinum.
Bibliothek, Herzogliche.
v. Ebart, Freiherr P., Kammerherr.
Ehwald, Dr. R., Professor.
Fleischmann, Julius.
Gilbert, Dr., Professor.
Purgold, Dr. K., Director des Herzoglichen Museums.
Rohrbach, Dr. phil. Carl E. M., Gymnasiallehrer.
Schuhmann, Frau Sophie, geb. Junghans, Schriftstellerin.
Schwarz, Dr. med., prakt. Arzt.

Göttingen.

Dilthey, Dr. Karl, Professor.
Droysen, Dr. med. Felix, Professor und prakt. Arzt.
Ehlers, Dr., Professor.
Frensdorff, Dr. F., Professor, Geh. Justizrath.
Hentze, Dr. Kr., Professor.
Lehmann, Professor Max.
Leo, Dr. F., Professor.
Lexis, Dr., Professor.
Röthe, Dr., Professor.
Seminar, Königliches, für deutsche Philologie.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
v. Wilamowitz-Möllendorf, Frau Professor Dr.
Wildhagen, Dr., Rechtsanwalt.
Wohlwill, Stud. jur. Paul.

Greifenstein ob/Bonnland.

v. Gleichen-Russwurm, Freiherr Alexander, Kgl. bayr. Kammerjunker.

Greifswald.

Bibliothek des germanistischen Seminars.
Heimann, Oskar.
Maas, Dr. E., Professor.
Pernice, Frau Geheimrath Agnes, geb. Bennecke.
Reifferscheid, Dr. A., Professor.
Rewoldt, Dr., Rechtsanwalt u. Notar.
Universitäts-Bibliothek, Kgl.

Greiz.

Stier, Paul, Geh. Reg.-Rath.

Grimma b/Leipzig.

Fürstenschule.
Schmidt, Rudolph, Rechtsanwalt u. Notar.

Grossalsleben (Anhalt).
Exter, Pastor.

Grosskarben (Hessen).
v. Leonhardi, Freiherr Moritz, Gutsbesitzer.

Gross-Lichterfelde b/Berlin.
Böckh, Dr. R., Professor, Geh. Reg.-Rath.
Jaffé, Rechtsanwalt.
Kekule von Stradonitz, Dr. Stephan.
Marcus, Frau Paul.
Minde-Pouet, Dr. phil. Georg.
Müller, Paul, Gymnasialoberlehrer.
Quincke, Walter, Kaufmann.
Rothstein, Dr. Max, Privatdocent.
Rudorff, Ernst, Professor an der Kgl. Hochschule für Musik.
Schwarz, Director Arthur.

Gross-Medunischken
(Kreis Darkehmen, Ostpreussen).
v. Bujak, geb. v. Fahrenheid, Frau Rittergutsbesitzer.

Grünstadt (Bayern).
Chally, P., Kgl. Gymnasiallehrer.
Steigenberger, Franz, Kgl. Studienlehrer.

Grunewald b/Berlin.
Grandke, Wirkl. Geh. Ober-Finanzrath.

Guben.
Driese, Emil, Kaufmann.

Gumbinnen (Ostpr.).
Bibliothek des Gymnasiums.
Hecht, Dr. phil. Max, Gymnasial-Oberlehrer.
Lewald, Dr. Otto, Regierungsrath.

Gundelsheim b/Gunzenhausen.
Putz, Karl, Pfarrer.

Haggn (Schloss) b/Bogen a/Donau.
v. Schrenk, Freiherr Leopold, Kgl. bayr. Hauptmann a. D. und Gutsbesitzer.

Hainholz (vor Hannover).
Seligmann, Sigmund, Fabrikant.

Halberstadt.
Zimmer, Frau Rittmeister.

Halensee b/Berlin.
Mauthner, Fritz, Schriftsteller.

Halle a/S.
Ackermann, Dr. Th., Professor, Geh. Medicinalrath.
Bertram, Frau Constanze, Oberbürgermeisterswittwe.
Bethke, L., Bankier.
Bibliothek des Stadtgymnasiums.
Burdach, Dr. Konrad, Professor.
Deetjen, Stud. phil. Carl.
Erdmann, Dr. H., Privatdocent.
Flitner, Cand. med. Fritz.
Franke, Fräul. Marie.
Fränkel, Dr. Carl, Professor.
Friedberg, Dr. R., Professor.
v. Fritsch, Dr. K., Professor.
Genzmer, Dr. A., Professor.
Goeschen, Assessor.
Gosche, Fräulein Agnes
Gräfe, Dr. A., Professor, Geh. Medicinalrath.
Grenacher, Dr. H., Professor.
Gründig, A., Administrator der Buchdruckerei des Waisenhauses.
Harnack, Dr. Erich, Professor.
Hartwig, Dr. O., Geh. Rath, Oberbibliothekar.
Haym, Dr. R., Professor.
Heine, Frau Professor Sophie.
Hessler, Dr. H., Privatdocent.
Hiller, Frau Professor Dr. E.
Kohlschütter, Dr. E., Professor.
Kraus, Dr. Gregor, Professor.
Kühn, Dr. J., Geh. Regierungsrath.
Lehmann, Heinrich, Bankier.
Leser, Dr. Edmund, Privatdocent.
v. Lippmann, Dr. Edmund, Director der Zuckerraffinerie.
Lothholz, Dr., Professor, Gymnasialdirector a. D.
Meier, Dr. phil. John.
Mekus, Dr., Arzt.
Nickel, M. Philipp, Kaufmann.
Niemeyer, Fräulein Marianne.
Niemeyer, Max, Buchhändler.
Pott, Dr. jur. R., Professor.
Robert, Dr. Karl, Professor.
Ross, Frau Professor Emma, geb. Schwetschke.
Saran, Dr. phil. Franz.
Schlieckmann, Geh. Justizrath.
Schmeitzer, Geh. Ober-Finanzrath.
Schulze, August, Director der Zuckerraffinerie.

Halle a/S.

Schwarz, Dr. E., Professor.
Strauch, Dr. Philipp, Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Vaihinger, Dr. H., Universitäts-Professor.
v. Voss, Fräulein Elisabeth.
Wagner, Dr. Albrecht, Professor.
Welcker, Dr. H., Professor, Geh. Medicinalrath.

Hamburg.

Arndt, Oskar (i/Fa. Arndt & Cohn).
Behn, Dr. jur. Hermann.
Behrmann, G., Hauptpastor.
v. Berenberg-Gossler, John, Bankier.
Berkefeld, O.
Bertheau, Dr. theol. Carl, Pastor.
Brackenhoeft, Dr. jur. E., Rechtsanwalt.
Bülau, Dr. med. Gotthard.
v. Dehn, Dr. jur. Adolf Axel.
Elkan, Ed. Ferdinand.
Fertsch, F. (i/F. Fertsch & Laeisz).
Gerstenberg, Dr. phil. Heinr.
Gloede, Dr. phil. Hermann.
Goldschmidt, Dr. phil. Adolf.
Gräfe, Lucas, Buchhändler.
Groothoff, H., Architekt.
Gruner, Dr. Th. W.
Hahn, Emil.
Hartmann, Dr. jur. K., Rechtsanwalt.
Hertz, Dr. G., Senator.
Heylbut, Dr. phil. G.
Hinrichsen, Siegmund, stellv. Vorsitzender der Handelskammer.
Hottenroth, Hans, General-Agent.
Hotzel, Dr. med. A.
v. Humbracht, Baron J., Kgl. preuss. Kammerjunker und Legationssecretär der Kgl. preuss. Gesandtschaft.
Kiehn, Heinrich.
Koehne, Ernst, Kaufmann.
Köster, Paul, Kaufmann.
Kreusler, Fräulein L.
Lehmann, Frau Dr. Emil.
Lehmann, Dr. jur. Siegfried.
Levy, Dr. H. B.
May, Anton.
Meissner, jun., Otto, Buchhändler.
Merschberger, Dr. G., Professor.
Metz, Adolf, Lic. theol., Professor am Johanneum.
Mönckeberg, Dr. Rudolf.
Oehrens, Dr. med. Wilhelm.

Hamburg.

Oppenheim, Emil.
Oppenheim, Frau Marie.
Petersen, Rudolf, Director.
Pflüger, Dr. M.
Rebattu, Dr. Alb., Pastor zu St. Gertrud.
Redlich, Dr. C., Director der höheren Bürgerschule.
Röpe, G H., Hauptpastor.
Rosenhagen, Dr. phil. Gustav, Oberlehrer.
Rudolph, G. A., Buchhändler.
Sasse, Wilhelm.
Scharlach, Dr. jur., Advokat.
Schiff, Fräulein Jenny.
Schroeder, Dr., Senator.
Schwabach, Frau Reg.-Rath Henriette.
Sieveking, Dr. med. Wilhelm.
Söhle, Dr. jur. Martin.
Sokolowsky, Dr. phil. Rudolf.
Sporri, Dr. H., ev. Prediger.
Stadtbibliothek.
Stemann, Dr., Landgerichtsdirector.
Suse, Dr. Theodor.
Thöl, Dr., Oberlandesgerichtsrath.
Warburg, Aby S.
Warburg, Siegmund Rudolf.
Weisser, Dr., Kgl. preuss. Stabsarzt.
Wentzel, Dr. Wilh. Joh.
Wohlwill, Dr. Adolf, Professor.
Wolffson, Dr. A.

Hamm i/Westf.

Beneke, Prof. Dr., Director des Kgl. Gymnasiums.
Gymnasium, Kgl.
Hanow, Oberlandesgerichts-Senats-Präsident.

Hanau a/M.

Kühne, Frau Major, geb. Freiin Marschall.
Osius, Rechtsanwalt und Notar, Justizrath.
v. Wittich, Frau Luise.

Hannover.

v. Bennigsen, Rudolph, Oberpräsident, Excellenz.
Graetzel v. Graetz, Dr. P.
Juncken, Frau Johanna, geb. Maudt.
v. Lüdinghausen-Wolff, Baron, Oberstlieutenant und Chef des Generalstabs des zehnten Armeecorps.

Hannover.

Meyer, Erich, Gymnasial-Oberlehrer.
Ratjen, Adolf, Landgerichtsdirector.
Schaefer, H., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Schläger, Dr. med. Hermann.
Schmorl u. v. Seefeld, Nachf., Buchhändler.
Spiegelberg, Frau Elsbeth, geb. Frank.
Wülbern, Senator.

Harzburg a/Harz.

Grundner, Dr. F., Forstmeister.

Hattenheim.

Wilhelmy, A., Procurator.

Heidelberg.

Bloch, Iwan, prakt. Arzt.
Braune, Dr. W., Professor.
Buhl, Dr. H., Professor.
Erb, Dr. Wilhelm, Professor, Geh. Rath.
Erdmannsdörffer, Dr. B., Professor.
Fischer, Dr. Kuno, Professor, Wirkl. Geh. Rath, Excellenz.
Fürst, Dr., Rechtsanwalt.
Gegenbauer, Dr. Karl, Professor, Geh. Rath
Germanisch-Romanisches Seminar an der Universität.
Groos, Karl, Buchhändler.
Hausrath, Dr. Adolf, Professor, Kirchenrath.
Hoffmeister, H., Lederfabrikant.
v. Holle, Baron.
Knaps, Fräulein Anna.
Koehler, Dr. Karl, Professor.
Meyer v. Waldeck, Dr. F., Professor der Universität, Hofrath, Kaiserl. russ. Kollegienrath.
Meyer, Dr. jur. G., Professor, Hofrath.
Meyer, Dr. V., Professor.
Petters, Otto, Buchhändler.
Rhode, Dr., Professor, Geh. Hofrath.
Schöll, Dr. F., Professor.
Schwinger, Richard, Privatmann.
Universitäts-Bibliothek, Grossherzoglich Badische.
v. Waldberg, Freiherr, Dr. Max, Professor an der Universität.
Wunderlich, Dr., Professor.
Zweig, Dr. Egon.

Heidenheim.

Meebold, Frau Commerzienrath Natalie.

Heilbronn.

Harmonie-Gesellschaft.

Heinrichau b/Breslau.

Eberhardt, Julius, Generaldirector.
Gottwald, Superintendent und Schlossprediger.

Heinrichsdorf b/Wilhelmsfelde (Reg.-Bez. Stettin).

Lenke, Fräulein Jenny.

Hildburghausen.

v. Petrovics, Paia.

Hildesheim (Hannover).

von Gneist, Regierungs-Assessor.
Schiefler, Gustav, Landgerichtsrath.

Höchst a/Main.

Epting, Max, Chemiker.

Hoerde (Westf.).

Vohwinkel, Dr. med. Karl, prakt. Arzt.

Hohenfichte (Sachsen).

Hauschild, Max E., Commerzienrath.

Hohenheim b/Stuttgart.

Warburg, Georges, Student.

Hohen-Pähl, Schloss b/Wilshofen (Oberbayern).

Czermak, Ernst, Gutsbesitzer.

Horn b/Hamburg.

Wichern, Fräulein Caroline.

Husum (Schleswig-Holstein).

Tönnies, Fräulein Elisabeth.

Jena.

v. Bardeleben, Dr. K., Professor.
Delbrück, Dr. B., Professor.
Devrient, Dr. phil. H.
Eggeling, Dr. H., Geh. Staatsrath, Curator der Universität.
Eichhorn, Dr. med. Gustav, prakt. Arzt.
Eucken, Dr. R., Professor, Geh. Hofrath.
Fischer, Dr. G., Verlagsbuchhändler.
Fürbringer, M., Professor, Hofrath.

Jena.

Genthe, Theodor, Lehrer.
Gille, Dr., Geh. Hof- und Justizrath.
Götz, Dr., Professor.
Haeckel, Dr. Ernst, Professor.
Hallgarten, Fräulein.
Kinkel, Walter.
Kniep, Dr., Professor.
Knorr, Dr. L., Professor.
Liebenam, Dr. W., Professor.
Liebmann, Dr. Otto, Professor, Hofrath.
Lorenz, Dr. O., Professor.
Merian-Genast, Dr. Hans.
Michels, Dr. Victor, Professor.
Richter, Dr. G., Gymnasialdirector, Hofrath.
Rosenthal, Dr. Eduard, Professor.
Schlösser, Dr. Rudolf, Privatdocent.
Stoy, Dr. Heinrich, Privatdocent.
Stoy, Dr. Stephan, Privatdocent.
Universitäts-Bibliothek.
v. Vogel-Fromannshausen, Frau Anna.
Walter, Dr. phil. Johannes, Professor.
Wilhelm, Dr. Eugen, Professor.

Illenau b/Achern.

Schüle, Dr. H., Geh. Hofrath.

Ilmenau.

»Gemeinde Gabelbach« Gesellschaft.

Insterburg.

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.

Isselberg b/Wesel.

Nering Bögel, G., Kgl. Commerzienrath.

Itzehoe.

Claussen, Dr. med., Sanitätsrath.

Kappeln (Schleswig-Holstein).

Thomsen jun., Dr. med. Julius, prakt. Arzt.

Karlsruhe i/B.

Arnsperger, Dr. phil. Walther.
Bernays, Dr. Michael, Professor.
Bielefeld, Jos., Verlagsbuchhändler, K. K. österr.-ungar. Consul.
Blankenhorn, Dr. Adolf, Professor.
Boeckh, Stadtrath.
Bürklin, Frau Dr. A.
v. Chelius, Rich., Hofjunker und Legations-Secretär.
v. Edelsheim, Freiherr, Grossh. bad. Obersthofmeister, Excellenz.

Karlsruhe i/B.

v. Eisendecher, Frau, geb. Freiin v. Eickstedt, Excellenz.
Eller, Dr. Carl, Oberlandesgerichtsrath.
Ettlinger, Fräulein Anna.
von und zu Gemmingen, Freiherr, Oberstkammerherr, Excellenz.
Göller, L., Ministerialrath.
Hauser, Joseph, Grossh. badischer Kammersänger.
Heinsheimer, Max, Oberlandesgerichtsrath.
Liebermann, Gustav (i/Fa. A. Bielefelds Hofbuchhandlung).
Mainzer, Fräulein Helene.
Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts.
Molitor, Fräulein Fanny.
v. Oechelhäuser, Dr. A., Professor am Polytechnicum.
Ordenstein, Heinrich, Director des Conservatoriums für Musik.
Regensburger, Dr. Leopold, Rechtsanwalt.
Roffhack, Dr. jur., Geh. Reg.-Rath.
Schnorr von Carolsfeld, Frau Malvina, königl. bayr. Kammersängerin.
Seubert, Emil, Ministerialdirector.
Weill, Dr. Fr., Rechtsanwalt.
Weltzien, Alexander.
Wendt, Dr. Gustav, Geh. Hofrath.

Kehl a/Rh.

Frick, Ludwig, Fabrikant.
Gernandt, Dr. phil. Cas., Lehramtspraktikant.

Kerpen b/Cöln.

Wenzel, Amtsrichter.

Kessenich.

Schlieper, Frau Gustav.

Kiel.

Gering, Dr. H., Professor.
Kauffmann, Dr. Fr., Professor.
Kirchhoff, Frau Capitain zur See.
Krogmann, Ernst, Gerichtsassessor.
Matthaei, Dr., Professor.
Mühlau, Dr. F., Professor.
Niepa, Alexander, Chefredacteur.
Rogge, Frau Clara, geb. Plantier.
Rossbach, Dr. O., Professor.
Scheppig, Dr. phil. Richard, Professor, Oberlehrer.

Kiel.

Schlossmann, Dr., Professor.
Schöne, Dr. Alfred, Professor, Geh. Rath.
Stange, H., Professor.
Toeche, Paul, Hofbuchhändler.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Wolff, Dr. Eugen, Privatdocent.

Kirchheimbolanden (Rheinpfalz).

Bibliothek der Kgl. Lateinschule.
Moschel, R., Königl. bayr. Rentamtmann.

Klein-Oels b/Ohlau i/Schlesien.

Yorck v. Wartenburg, Graf Hans.
Yorck v. Wartenburg, Graf Paul.

Klein-Sägewitz b/Kattern (Reg.-Bez. Breslau).

Lewald, Georg.

Kohlhöhe b/Gutschdorf (Schles.).

v. Richthofen-Damsdorf, Freiherr, Ober-Reg.-Rath.

Königsberg i/Pr.

Alscher, Dr. Walter, Rechtsanwalt.
Baumgart, Dr. Hermann, Professor.
Bibliothek der städtischen Realschule.
Bibliothek des Altstädtischen Gymnasiums.
Bibliothek des Kneiphöfischen Gymnasiums.
Bibliothek des Realgymnasiums auf der Burg.
Bibliothek des städtischen Realgymnasiums.
Bibliothek des Königl. Wilhelms-Gymnasiums.
Brode, Max, Dirigent der Kgl. Sinfonie-Konzerte.
Frohmann, Dr. med. Julius, prakt. Arzt.
Goldberg, Julius, Bankier, Consul.
Gruenhagen, Dr., Professor, Geheimrath.
Güterbock, Dr. jur., Professor, Geheimrath.
Königl. u. Universitäts-Bibliothek.
Lehnert, Dr. phil. Max, Gymnasial-Oberlehrer.
Rümpler, Alex, Redacteur.
Samuel, Dr., Professor.

Königsberg i/Pr.

Schöndörffer, Dr. Otto, Gymnasiallehrer.
Simon, Frau Rittmeister Marie, geb. Burchardt.
Stern, Frau Dr. Agnes, geb. Wiehler.
Teppich, Frau Emil.
Töchterschule, städtische höhere.
Vogel, Rudolf, Rechtsanwalt.

Königshütte O/S.

Serlo, Walter, Bergassessor.

Schloss **Könitz** i/Thüringen.

Reiss, Dr. Wilhelm, Geh. Reg.-Rath.

Konstanz.

Brandes, Wilhelm, Bankdirector.
Fischer, Dr. med. Gg.
Mülberger, Dr. F.

Bad **Kösen.**

Schütze, Dr. med. Carl.

Krotoschin (Posen).

Jonas, Dr., Professor, Gymnasialdirector.

Kusel (Rheinpfalz).

Heydel, J., Kgl. Bezirksamtmann.

Lahr i/Baden.

Stadtbibliothek.

Landau (Pfalz).

Zahn, August, Landgerichtsrath.

Landeshut i/Schlesien.

Realgymnasium.

Langenburg (Württemberg).

zu Hohenlohe-Langenburg, Frau Fürstin Leopoldine, Grossherzogliche Hoheit.

Lauban i/Schlesien.

Wissenschaftlicher Verein.

Legefeld b/Weimar.

Reusse, Rudolf, Pfarrer.

Leipzig.

Abraham, Dr. Max, Verlagsbuchhändler.
v. Bahder, Dr. Karl, Professor.
Baur, Fräulein Marie.
Beer, Fräulein Dora.

Leipzig.

Beer, Dr. Rudolph, Gymnasial-Oberlehrer.
Berlit, Georg, Gymnasial-Oberlehrer.
Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Bibliothek des Nikolaigymnasiums.
v. Biedermann, Freiherr F. W., Verlagsbuchhändler.
Binding, Dr. Karl, Professor.
Borchers, Bodo, Hofopernsänger a. D., Gesangslehrer.
Brockhaus, Dr. Eduard, Verlagsbuchhändler.
Brockhaus, Rudolf, Verlagsbuchhändler.
Brugmann, Dr. Oskar, Oberlehrer am Nikolaigymasium.
Curschmann, Dr. med., Professor.
Degenkolb, Dr., Professor.
Dix, Paul, Rechtsanwalt.
Dodel, Friedrich Wilhelm jun., Kaufmann.
Doering, Dr. B., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Dolega, Dr. med. Max.
Dürr, Alphons, Stadtrath.
Dürr, Dr. Alphons, Buchhändler.
Eelbo, Bruno, Architect.
Elster, Dr. Ernst, Professor an der Universität.
Fränkel, Dr. Albert, Schriftsteller.
Friedberg, Dr. Emil, Professor, Geh. Hofrath.
Geibel, Frau Leonore, geb. Weisz.
Geibel, Frau Marianne.
Gensel, Dr. jur. Julius, Sekretär an der Handelskammer.
Georgi, Dr., Rechtsanwalt.
Giesecke, Herm. F. (Firma Giesecke & Devrient).
Goetz, Ernst.
Goetze, Fräulein Auguste, Kammersängerin.
Haessel, H., Verlagsbuchhändler.
v. Hahn, Dr. F., Präsident.
v. Hase, Dr. Oskar, Verlagsbuchhändler.
Heinemann, Dr. phil. Karl.
Heinichen, B., Königl. Stations-Assistent.
Herbst, Günther, Kaufmann.
Hering, Stud. phil. Robert Eugen.
Hildebrand, Dr. phil. Rudolf, Realschuloberlehrer.
Hirzel, H., Verlagsbuchhändler.

Leipzig.

v. Holstein, Frau Hedwig.
Institut, bibliographisches.
Junck, Dr. jur., Rechtsanwalt.
Jungmann, Dr., Professor, Rector zu St. Thomae.
Kettembeil, Dr. jur. Johannes, Landrichter.
Köhler, K. F., Buchhändler.
König, Wilhelm.
Krehl, Dr. Ludolf, Professor, Geh. Hofrath.
Lange, Dr. Robert.
Lemke, Julius, Director der Leipziger Feuer-Vers.-Anstalt.
Leskien, Dr. A., Professor.
Liebisch, Bernhard, Buchhändler.
Limburger, Rechtsanwalt.
Lipsius, Dr. Hermann, Professor, Geh. Hofrath.
Lorentz, Alfred, Buchhändler.
Loewenstein, Reichsgerichtsrath.
Müller, Dr. jur. Carl Otto, Kgl. Sächs. Geh. Rath, Professor.
Nachod, Frau Consul Marie.
Pfalz, Dr. Franz, Professor, Director der Realschule.
Prüfer, Dr. jur. u. phil. Arthur, Privatdocent.
Reincke, Frau Reichsgerichtsrath.
Reisland, O. R., Verlagsbuchhändler.
Ribbeck, Dr. O., Professor, Geh. Rath.
Romberg, E. L., Geh. Justizrath.
Rost, Adolph, Buchhändler (J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung).
Scheibner, Dr. Wilhelm, Professor, Geh. Hofrath.
Schmidl, Stud. phil. Josef Wendelin.
Schmidt, Cand. jur. Reinhard Benno.
Schneider, Dr. Arthur, Privatdocent.
Schneider, Carl, Kaufmann.
Schreber, Frau Dr. Pauline.
Schubert, Dr. phil. Joh.
Schulz, Hermann, Buchhändler.
Schunck, Fräulein Cornelia.
Schuster, Dr. phil. Hermann, Institutsdirector.
Schwabe, Frau Susanne, geb. Klemm.
Schwarz, H., Reichsgerichtsrath a. D.
Seelig, Dr. Justizrath, Rechtsanwalt beim Reichsgericht.
Seemann, Arthur, Verlagsbuchhändler.
Seminar, Königl. Deutsches.
Sievers, Dr. E., Professor.

Leipzig.

Simon, Dr. jur. Gustav Wilhelm, Rechtsanwalt.
Simon, Frau Stadtrath Hedwig, geb. Simon.
Staackmann, L., Buchhändler.
Stadtbibliothek.
Staegemann, M., Director des Stadttheaters.
Steffen, Dr. Georg, Gymnasial-Oberlehrer.
Stenglein, Reichsgerichtsrath.
Stumme, Stud. med. Emmrich Gerhard.
v. Tauchnitz, Bernhard, Freiherr, Verlagsbuchhändler.
Titze, Adolf, Verlagsbuchhändler.
Tröndlin, Dr., Bürgermeister.
Universitäts-Bibliothek, Kgl.
Voerster, Alfred, Buchhändler.
Voerster, Karl, Buchhändler.
Vogel, Dr. Julius, Direct.-Assistent.
Voigt, Dr. phil. Hans, Gymnasial-Oberlehrer.
Volkelt, Dr. Johannes, Professor.
Wagner, Franz, Commerzienrath, Stadtrath.
Wagner, Dr. med. Paul, Privatdocent.
Walter, Geh. Ober-Postrath.
Weber, Dr. phil. Robert.
Wendtland, Dr. jur., Assessor.
Wiesand, Dr. jur., Kaiserl. Reichsgerichtsrath.
Windscheid, Frau Dr. Bernhard, Professors-, Geheimraths-Wwe.
Witkowski, Dr. Georg, Privatdocent.
Wülker, Dr. Richard, Professor.
Wundt, Dr. Wilh., Professor.
Zschiesche Nachf. (Georg Müller), Buchhändler.

Liegnitz.

Rawitscher, Frau Assessor.
Röhricht, Justizrath.

Limbach.

Erbert, Karl, Referendar.

Lindau i/B.

Brüller, Max, Kgl. Bezirks-Thierarzt.

Linden b/Hannover.

Bibliothek des Königl. Kaiserin Augusta-Victoria-Gymnasiums.
Grasshof, Dr., Gymnasialdirector.
Haase, Frau Helene.
Laporte, Rechtsanwalt.

Löcknitz (Pommern).

v. Eickstedt - Peterswaldt, Frau Gräfin, geb. v. Eisendecher.

Lübben (Niederlausitz).

Schneider, Florentin, Landesbestallter der Niederlausitzer Stände.

Lübeck.

Achilles, Dr. E.
Benda, Dr. jur. J., Landrichter.
Curtius, Frau Senator Dr.
Fehling, Senator, Dr.
Hoffmann, Dr. Paul, Director der Ernestinenschule.
Pabst, Dr. jur. Gustav.
Schillerstiftung, Lübeckische.
Stooss, Dr. jur. Alfred, Rechtsanwalt und Notar.

Luckenwalde b/Frankfurt a/O.

Neuhaus, M., Rittmeister a. D.

Ludwigsburg (Württemberg).

Wolff, Franz, Sec.-Lieutenant im Dragoner-Reg. »KöniginOlga«.

Ludwigslust.

Schaumkell, Ernst, Lic. Theol.

Lüneburg.

Frederich, Otto, Hofweinhändler.
Gravenhorst, K., Justizrath.

Lyck (Ostpreussen).

Dembowski, Dr. Johannes, Oberlehrer.
Gymnasium, Königliches.
Wiebe, Emil, Buchhändler.

Magdeburg.

Aefner, Hermann, Kaufmann.
Aufrecht, Dr.
Berndt, R., Director der Magdeb. Feuer-Vers.-Gesellschaft.
Grünhut, Dr. Leo, vereid. Gerichts-Chemiker.
Hindenburg, Frau Carl, geb. Reimann.
Hürse, K., Königl. Musikdirector.
Kawerau, Waldemar, Redacteur der Magdeb. Zeitung.
Krühne, Richard, Gerichtsassessor.
Lieban, Frau Hermann.
Sträter, Dr. phil. E., Oberrealschullehrer.
Trosien, E., Geh. Reg.- und Provinzialschulrath.

Mainz.
Cornelius, Dr. Karl.
Feldheim, C. F., Geh. Commerzienrath.
Heidenheimer, Dr. phil. Heinrich.
Hess, Dr. Carl.
Scholz, Carl (Firma Jos. Scholz).
Schultheis, Albrecht.
Stadtbibliothek.

Mannheim.
Bibliothek, öffentliche.
Darmstaedter, Dr., Rechtsanwalt.
Diffené, Dr. K.
Hecht, Dr. Felix, Hofrath, Bankdirector.
Hirsch, Emil.
Hirsch, Louis, Kaufmann.
Hoftheater-Comité, Grossh. Bad.
Kahn, Dr. Richard, Rechtsanwalt.
Köhler, Martin, Kaufmann.
Ladenburg, Frau Commerzienrath Ida.
Lenel, Alfred, Kaufmann.
Loewe, M. (Firma Loewe & Eschelmann).
Mathy, Johann Wolfgang.
Neumann, Dr. Karl.
Reimann, Frau Dr. Clara, geb. Diffené.
Reiss, Fräulein Anna.
Reiss, Karl, Consul.
Staudt, Dr. med. J., prakt. Arzt.

Marburg i/Hessen.
Cohen, Dr. H., Professor.
Germanistisches Seminar der Universität.
Gymnasium, Königliches.
Kochendörffer, Dr. Karl, Bibliothekar.
Köster, Dr. Albert, Professor.
Kühnemann, Dr. phil., Privatdocent.
Küster, Dr. Ernst, Professor.
v. Lilienthal, Dr. Carl, Professor.
Rathke, Dr., Professor.
Schröder, Dr. Eduard, Professor.
Souchay, C. C., Gutsbesitzer.
Universitäts-Bibliothek, Kgl.
Wenck, Dr. C., Professor.

Marklissa.
Kauffmann, Wilhelm, Fabrikbesitzer.

Markowitz (Prov. Posen).
v. Wilamowitz-Möllendorf, Freiherr, Kgl. Kammerherr, Oberpräsident d. Prov. Posen, Excell.

Maulbronn i/Württemberg.
Palm, Aug., Professor, Ephorus des theologischen Seminars.

Meerane i/S.
Scheitz, Dr. Emil, Apotheker.

Meesendorf b/Backschütz (Schlesien).
Waldersee, Frau Gräfin Helene, geb. v. Wilamowitz-Möllendorf.

Meiningen (Sachsen-Meiningen).
Baumbach, Dr. Rudolf, Hofrath.
Kircher, Dr., Geh. Regierungsrath.
Lindau, Dr. Paul.
Martiny, Fr., Eisenbahn-Maschinen-Ingenieur.
Wüllner, Dr. Ludwig, Herzogl. Meining. Hofschauspieler.

Meissen.
Bibliothek der Kgl. Fürsten- und Landesschule.

Memel.
Bibliothek der höheren Töchterschule.
Friede, Fräulein Lucie.
Gymnasialbibliothek, Kgl.
Halling, Director der höheren Töchterschule.
Valentin, Richard.

Merseburg.
Barth, Frau Generaldirector.

Mülhausen i/Elsass.
Deecke, Dr. W., Gymnas.-Director.
Kestner, Dr. Hermann, Sanit.-Rath.

Muhrau b/Striegau i/Schl.
v. Kramsta, Fräulein Marie.

München.
Ackermann, Theodor, Kgl. Hofbuchhändler.
Bernstein, Max, Schriftsteller.
Bittmann, Friedrich.
v. Bodman, Freiherr J. Ferd., Grossh. Bad. Gesandter.
Bronsart v. Schellendorff, Kammerherr, Wirkl. Geh. Rath, Exc.
v. Bürkel, Ludwig, Kgl. Bayer. Ministerial-Director.
Cornelius, Dr. C. A., Professor.

München.

v. Dursy, Kaiserl. Ministerialrath.
Dyck, Dr. Franz, prakt. Arzt.
Eller, Frau Henriette, Oberhofgerichts-Advocatenwittwe.
Faehndrich, H. A., Amtsrichter a. D.
Fiedler, Frau Dr. Conrad.
Fraenkel, Dr. Ludwig, Hochschul-Docent.
Fulda, Dr. Ludwig, Schriftsteller.
v. Gietl, Ritter Max, Ministerialrath.
Göppinger-Meebold, Frau Adelheid.
Gotthelf, Cand. phil. Fritz.
Grätz, Dr. Leo, Universitäts-Professor.
Haaser, Ernst, Journalist.
Hanfstängl, Edgar, Hofrath.
Hauck, Dr. Carl.
Hausmann, Frau Justizrath Dr. Betty.
Hertz, Dr. Wilhelm, Professor.
Heyse, Dr. Paul.
Hof- und Staatsbibliothek, Kgl.
Kappelmeier, Georg, Brauerei-Director.
Lehner, Johann, Director der Bayer. Notenbank.
Lehrerbibliothek, Städtische.
Levi, Hermann, K. Generalmusik-Director.
Linz-Godin, Frau Oberst A.
v. Marogna, Graf.
v. Marogna, Gräfin Angela, Hofdame I. K. Hoheit der Frau Herzogin Carl Theodor in Bayern.
v. Mayer, Dr. Carl, Kgl. Staatsrath.
Muncker, Dr. Franz, Professor.
v. Naegeli, Frau Professor Henriette.
Oelschläger, Dr. phil. Hermann.
Oertel, Cand. phil. Heinrich.
v. Oettingen, Frau M.
Oldenbourg sen., R., Verlagsbuchhändler.
Pallmann, Dr. H.
Paul, H., Professor.
v. Perfall, Freiherr, General-Intendant der Königl. Hofmusik, Excellenz.
Quidde, Dr. phil. L.
Rau, Frau Anna.
v. Ritter, Fräulein Marie.
Robertson, John G.
Savits, Jocza, Oberregisseur des Kgl. Hoftheaters.
Scherer, Dr. Georg, Professor.

München.

Schmidt, Dr. med. Oswald.
Schubart, Dr. M.
Solbrig, Dr. Veit, K. Ober-Stabsarzt.
Steinitzer, Paul, K. K. österr. Major a. D.
Sulger-Gebing, Dr. phil. Emil.
Traube, Dr. Ludwig.
Universitätsbibliothek, Königl.
Waldthausen, Justus, Kaufmann.
Weltrich, Richard, Kgl. Professor.

Münchenbernsdorf (Grossh. Sachsen).

v. der Gabelentz-Linsingen, Lieut. im Hus.-Reg. v. Ziethen.

Münster i/Westphalen.

Andresen, Dr. Hugo, Professor.
Drescher, Dr. phil. Carl, Privatdocent.
Lüdicke, Max, Eisenbahndirections-Präsident.
Paulinische Bibliothek, Kgl.
Pietsch, Kgl. Baurath.
Schmedding, Frau Reg.-Rath Laura, geb. Hüffer.

Nassau.

v. Kielmannsegge, Frau Gräfin L. G.

Nastätten (Prov. Nassau).

Cathrein, Joseph.

Naumburg a/S.

Bennecke, Justizrath.
Bröse, G., Oberlehrer.
Kirchner, Fräulein Elisabeth.
Köster, Dr., Geh. Sanitätsrath.
Lehmann, Ober-Landesgerichtsrath a. D.
Pilling, Dr. C., Gymnasial-Lehrer.
Remertz, Rechtsanwalt.
Seelmann, Fräulein C. L. Gertrud.
Sturm, Dr. Aug., Rechtsanwalt und Notar.

Naundorf (Bez. Dresden).

v. Lindenfels, Freiherr, Kgl. Oberförster.

Naunhof bei Leipzig.

Francke, Carl, Versicherungsbank-Director a. D.

Neuburg (Stift) b/Heidelberg.

v. Bernus, Freiherr.

Neuendorf (Bezirk Köslin).
v. Osterroht, Gotthilf.

Neumünster.
Crespel, A., Rechtsanwalt.

Neusalz a/Oder.
Wenck, W., Prediger.

Neustadt a/Haardt.
Kern, Frau Anna, Rentnerin.

Neustrelitz.
Götz, Dr. G., Obermedicinalrath.

Niederbreisig.
Huyssen, W., Ingenieur.

Nieder-Ingelheim.
v. Erlanger-Bernus, Frau Baronin.

Niederwalluff.
Marcuse, H., Consul.

Niep b/Crefeld.
Boscheidgen, Dr. jur. Hermann, Gerichtsreferendar.

Nordhausen a/H.
Gymnasium, Königl.
Hasse, Dr. med.
Kneiff, Rudolf.
Mylius, C., Landgerichtsrath.
Schenke, Hermann, Premier-Lieutenant, Stadtrath und Brennerei-Besitzer.

Nürnberg.
Cohen, Dr. phys. Rudolf.
Enderlein, Oberlandgerichtsrath.
Germanisches Nationalmuseum.
Hopf, Frau Lili.
Lechner, Max, Gymnasialrector.
Merzbacher, Sigm., Rechtsanwalt.
Pegnesischer Blumenorden (Literar. Verein).
Rau, Rudolf, Rechtsanwalt.
Stadt Nürnberg.
Wendriner, Ferd., Kaufmann.

Oberlahnstein (Rheinprovinz).
Lessing, A.

Offenbach a/M.
Grünebaum, Emil.
Weber, Frau Justizrath Dr.

Ohrdruf.
Gymnasium Gleichense, Herzogl.

Oldenburg i/Grossh.
v. Beaulieu-Marconnay, Eugen, Baron, Oberlandesgerichts-Präsident, Excellenz.
Becker, Landesgerichts-Präsident.
Bibliothek, Grossherzogliche öffentl.
Kelp, W., Apotheker.
Leesenberg, Dr. phil. F. A.
Mosen, Dr. R., Ober-Bibliothekar.
Schwartz, A., Hofbuchhändler.
Thorade, Bankdirector.
Wolken, E., Kaufmann.

Oppeln (Prov. Schlesien).
Glasewald, Kgl. Oberreg.-Rath.
Maske, Georg, Verlagsbuchhändler.
v. Viebahn, Major.

Ostenwalde b/Melle.
Bibliothek Ostenwalde.

Ottmachau (Prov. Schlesien).
v. Humboldt, Freiin Mathilde.

Pankow b/Berlin.
Ehrstaedt, Dr. P., Besitzer der Adler-Apotheke.

Parchim (Mecklenburg).
Garthe, Frau Baurath Caroline, geb. Mencke.

Partenkirchen.
Mayer-Doss, Georg Ludwig.

Penzig i. d. Oberlausitz.
Drevin, Helmuth, Apotheker.

Pforzheim.
Bissinger, C., Gymnasial-Director.
Fischer, Dr. Franz, Director der Irrenanstalt.
Waag, Alfred, Architect, Director der Kunstgewerbeschule.

Plagwitz b/Leipzig.
Keil, Dr. phil. Alfred.

Plauen i/Sachsen.
Hofmann-Stirl, Frau Professor Helene, Kammersängerin.

Pless i/Schlesien.
Fielitz, Dr. W., Professor.

Poppenhüttel b/Hamburg.
Henneberg, Albert, Gutsbesitzer.

Posen.
Günke, Fritz, Referendar.
Kantorowicz, Frau Lina.

Potsdam.
Bertz, Eduard, Schriftsteller.
König, Dr. Robert, Daheim-Redacteur a. D.
Philippi, G.

Räcknitz b/Dresden.
v. Biedermann, General-Major a. D.

Radeburg.
Strack, Frau Hauptmann Fanny, geb. Hertz.

Rastenburg i/Ostpr.
Kowalski, Carl, Kaufmann.

Rathenow.
Rhein, Frau Clara.

Ratibor.
Suchsland, Adolf, Landrichter.

Ratzeburg (Lauenburg).
Wassner, Dr. Julius, Gymnasialdirector.

Rechtenfleht b/Bremen.
Allmers, Hermann.

Rehnsdorf b/Elstra (Sachsen).
v. Boxberg, Georg, Rittergutsbesitzer.

Reichenbach i/Schlesien.
Preu, Dr. med., Sanitätsrath.

Remagen a/Rh.
Linden, Fräulein Lina, Pensionats-Vorsteherin.

Retzin b/Priegnitz.
zu Putlitz, Frau Baronin.

Reutlingen.
Kusel, Fräulein Lucie.

Risstissen b/Ulm a/D.
Schenck v. Stauffenberg, Dr. Fr., Freiherr.

Rossla a/Harz.
Schüddekopf, Dr. Carl, Gräflicher Bibliothekar.

Rostock i/Mecklenburg.
Berlin, Dr. Rudolf, Professor.
Eggers, Dr. Carl, Senator.
Müller, Dr. phil. Walter.
Stiller'sche Hof- und Universitäts-Buchhandlung.
Universitäts-Bibliothek, Grossh.
Wilbrandt, Dr. Adolf.

Rotenburg i/Hannover.
Boehrs, Dr. D., Kreisphysicus.

Rudolstadt.
Bibliothek, Fürstl. öffentliche.

Ruhrort a/Rh.
de Gruyter, Albert.

Satzkorn b/Potsdam.
Brandhorst-Satzkorn, W., Rittergutsbesitzer.

Schkeuditz.
Schäfer, F. W. E., Buchhändler.

Schleiz.
Paetz, G., Kammerpräsident.

Schleswig.
Bergas, Julius, Buchhändler.
Hoe'sche Bibliothek.
Kammer, Dr., Professor, Provinzialschulrath.
Voigt, Dr. Carl, Reg.-Assessor.

Schlettstadt.
Kapff, Dr., Stabsarzt.

Schlobitten i/Ostpreusen.
zu Dohna, Frau Gräfin Emmy.

Schneidemühl.
Löbner, Dr. Heinrich.

Schnepfenthal b/Waltershausen.
Ausfeld, Dr. Wilhelm, Schulrath.

Schönebeck b/Magdeburg.
Saalwächter, Otto, Fabrikbesitzer.

Schönefeld b/Leipzig.
Lazarus, Dr. Moritz, Professor, Geh. Reg.-Rath.

Schönwerder b/Dölitz i/Pommern.
v. Bonin, Frau, geb. v. Zanthier.

Schreitlangken b/Willkischken i/Ostpreusen.
Dressler, Frau.

Schulpforta.

Kettner, Dr. Gustav, Professor.
Landesschule, Königliche.
Schreyer, Dr. Hermann, Professor.
Volkmann, Dr. Dietrich, Rector der Landesschule, Professor.
Zimmermann, Justizrath, Procurator der Landesschule.

Schweidnitz i/Schl.

Kletschke, Landgerichtsrath.

Schwenda b/Stolberg a/Harz.

Hausmann, J., Pastor.

Schwerin i/M.

v. Ledebur, Freiherr, Kammerherr, Intendant des Hoftheaters.
v. Pritzbuer, Stud. jur. et cam. Friedrich.
v. Prollius, Jaspar, Ministerialrath im Grossherzogl. Meckl.-Schwerin. Finanzministerium.
Schröder, Dr., Regierungsrath.

Seesen a/Harz.

Philippson, Dr. phil. Emil, Director der Realschule.

Seifersdorf b/Radeberg (Sachsen).

v. Brühl, Graf Carl.

Seyda (Bezirk Halle).

Matzdorff, Dr. med. Hans.

Siegersleben b/Eilsleben.

Führling, Frau Kreisrichter M.

Skalmierzyce (Prov. Posen).

Peretz, Moritz.

Sondershausen.

Budde, Regierungsrath.
v. Gerber, Frau Staatsminister Exc.
Laue, Rath Fr., Oberbürgermeister.

Warte **Sonnenblick** (Eisenbahn-Stelle Sulzbach i/Taunus).

Volger, Dr. G. H. Otto, Naturforscher.

Sorau N/L.

Lorentz, Dr. phil. P., Gymnasial-Oberlehrer.

Springe (Hannover).

Kaufmann, Karl, Fabrikbesitzer.

Stallupönen.

Kalau v. Hofe, Cand. des höhern Schulamts.

Stassfurt.

Stengel, Rudolf, Fabrikbesitzer, Konsul a. D.

Steglitz b/Berlin.

Dahms, Dr. Rudolf, Professor.
Hoffmann, Dr. Otto, Professor, Gymnasialoberlehrer.
Lehrerbibliothek des Gymnasiums.
Paulsen, Dr. Friedrich, Professor.
Weber, W., Oberbürgermeister a. D.
Wendeler, Dr. Camillus.

Stendal.

Wendorff, Landgerichts-Präsident.

Stettin.

Gerstäcker, Otto, Amtsgerichtsrath.
Jobst, R., Professor.
Keddig, C. A., Director.
Klauwell, Rudolf, Kaufmann.
Kurtz, Frau Kaufmann Reinhold.
May, Rudolf, Kaufmann.
Meister, Ernst, Rechtsanwalt.
Preusser, Fräulein Marie.
Schleich, Dr. med. Karl Ludwig, Sanitätsrath.
Steffen, Frau Dr. Sanitätsrath P.
Weber, Otto, Landgerichtsrath.

Stockach i/Baden.

Ottendörfer, Dr. Hermann, Ober-Amtsrichter.

Stolberg i/Harz.

Albrecht Ilger, Prinz zu Stolberg-Stolberg, Durchlaucht.
Bode, Fritz, Fürstl. Stolberg'scher Kammerdirector.

Stolno, Post Klein-Czyste. Kreis Kulm i/Westpreussen.

Strübing, Fräulein Frieda.

Stolp (Pommern).

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Pickert, W., Gymnasial-Oberlehrer und Bibliothekar.

Strassburg W/Pr.

Gymnasium, Königliches.

Strassburg i/E.

Brodrück, Georg, Major.
Budde, Dr. Karl, Professor.

Strassburg i/E.

Friedlaender, Dr. Ludwig, Professor, Geh. Rath.
Henning, Dr. R., Professor.
Jacob, Dr. Carl.
Joseph, Dr. Eugen, Privatdocent.
Lenel, Dr. phil. Walter.
Martin, Dr. E., Professor.
Michaelis, Dr. Adolf, Professor.
Seminar, Germanistisches, an der Universität.
Stilling, Dr. J., Professor.
Trübner, Karl J., Verlagsbuchhändler.
Universitäts- u. Landesbibliothek, Kaiserliche.
Varrentrapp, Dr. C., Professor.
Ziegler, Dr. Theobald, Professor.

Stuttgart.

Abert, Hofcapellmeister.
Bacher, Dr. jur. Albert, Amtsrichter.
Becher, Fräulein Emmy.
Bibliothek, Königliche öffentliche.
Bibliothek der Kgl. Technischen Hochschule.
Clason, Arthur, Kaufmann.
Deahna, Dr., prakt. Arzt.
Donndorf, A., Professor.
Douglas, Theobald, Bergwerksbesitzer.
Gerock, Dr. Christof, prakt. Arzt.
Gerschel, Oskar, Antiquar und Buchhändler.
Hartmann, Dr. Julius, Professor.
Haussmann, Conrad, Rechtsanwalt.
Krabbe, C., Verlagsbuchhändler.
Kröner, Adolf, Verlagsbuchhändler, Commerzienrath.
Kröner, Alfred, Buchhändler.
Kurtz, P., Buchhändler.
Lang, Dr. Wilhelm.
Mayer, Paul, Ober-Regierungsrath.
Müller, Gustav, Kaufmann.
Müller-Palm, Adolf, Professor.
Museums-Gesellschaft.
Nast, A., Buchhändler (in Firma Göschen'sche Verlagsbuchhdlg).
Obrist, Dr. Aloys, Hofcapellmstr.
Obrist, Frau Dr. Hildegard.
Proelss, Johannes, Redacteur.
v. Riecke, Dr. Karl, Staatsminister, Excellenz.
Rominger, jun., Nathanael.
Rommel, Dr. Otto.
Schall, Dr. Rich., Rechtsanwalt.

Stuttgart.

Schoenhardt, Dr., Oberlandesgerichtsrath.
Schott, Frau Amalie.
Schulz, F. G., Commerzienrath.
Siegle, Gustav, Geh. Commerzienrath.
Spemann, W., Verlagsbuchhändler.
Steiner, Dr. K., Director, Geh. Commerzienrath.
Stockmayer, M. E., Rechtsanwalt.
Straub, Dr. L. W., Professor.
Vetter, Leo, Kaufmann.
v. Westenholz, Freiherr, Dr. Friedr.
Wildermuth, Dr. H. A., Arzt.
Zeller, Dr. Eduard, Professor, Excellenz.
Zweifel-Heer, Frau Jetty.

Tangerhütte b/Magdeburg.

v. Arnim, Frau Marie.

Tempelburg (Pommern).

Berg, Karl, Amtsgerichtsrath.

Thalstein b/Jena.

v. Tümpling, Kaiserl. Legationsrath a. D.

Thann i/Elsass.

Curtius, Dr., Kreisdirector.

Tharandt.

Hucho, Dr. Heinrich, Amtsrichter.

Thorn.

Bischoff, Landrichter.

Tiefurt b/Weimar.

Graness, Kammergutspächter.

Trachenberg (Schlesien).

v. Hatzfeld, Frau Fürstin, Durchlaucht, geb. Gräfin v. Benckendorff, Oberhofmeisterin I. M. der Kaiserin Augusta Victoria.

Tübingen.

Froriep, Dr. August, Professor.
Geib, Frau Professor L.
Geiger, Dr. Karl, Oberbibliothekar.
Hüfner, Dr. G., Professor.
Oesterlen, Dr., Professor.
Siemerling, Dr. E., Professor.
v. Sigwart, Dr., Professor.
Spitta, Dr., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Vöchting, Dr. H., Professor.

Tutzing b/München.
Ebers, Dr. Georg, Professor.

Rittergut **Ulbersdorf** i/Sachsen.
v. Gontard, Alexander.

Ulm a/D.
Ulrich, Gustav, Bankier (Firma Flesch & Ulrich).

Uslar (Prov. Hannover).
Girth, Rechtsanwalt.

Vegesack b/Bremen.
Werry, F., Real-Gymn.-Oberlehrer.
Wilmanns, Dr. med. Georg.

Verden a/Aller.
Echte, Landsrichter.

Vieselbach.
Starke, Dr. med., Bezirksarzt.

Vogtshof (Herrnhut) Sachsen.
Bertram, M., Fabrikdirector.

Voltersdorf b/Freienwalde i/Pommern.
Kieckebusch, Frau Gertrud, geb. Lüdecke.

Vorra b/Hersbruck (Bayern).
v. Soden, Freiherr, Kais. deutscher Gouverneur.

Waldenburg i/Schl.
Faist, Frau Director, geb. Kielmann.

Wandsbeck.
Gymnasium.

Wehlau (Ostpreusen).
Moldaenke, Gymnasiallehrer, Professor.

Weilburg a/Lahn.
Bibliothek der Landwirthschafts-Schule.

Weimar.
v. Ahlefeld-Dehn, Baron Louis.
Anding, Karl, Kaufmann.
Apelt, Dr. phil. O., Professor.
Asmus, Wilhelm, Redacteur der Weimarschen Zeitung.
Aulhorn, Max, Major a. D.

Weimar.
Batsch, C. F., Vice-Admiral à la suite des See-Offiziercorps, Excellenz.
Behrend, Frau Martha.
Bessier, Adolf, Kaufmann.
Böhlau, H., Verlagsbuchhändler.
v. Bojanowski, P., Geh. Hofrath, Oberbibliothekar.
v. Bothmer, Graf M., Hofreisemarschall S. K. H. d. Grossh. von Sachsen.
v. Bothmer, Gräfin E., Staatsdame I. K. H. der Frau Erbgrossherzogin von Sachsen-Weimar, Excellenz.
v. Boxberg, Dr., Geh. Staatsrath.
Brock, Paul, Hofschauspieler und Ober-Regisseur.
Brüger, E., Geh. Justizrath, Staatsrath.
v. Bülow, Frau Landrath, geb. v. Carlowitz.
Burckhard, Dr. jur. W., Geh. Rath.
Burkhardt, Dr. H., Archivdirector.
v. Bylandt-Rheydt, Graf, Premierlieutenant, Flügel-Adjutant Sr. K. H. des Grossherzogs von Sachsen.
v. Conta, Dr. A., Geh. Medicinalrath.
Demmering, Gerhard, Verlagsbuchhändler.
Dietrich, Albert, Bankier.
von und zu Egloffstein, Reichs-Freiherr Dr. phil. Hermann.
Emminghaus, Fräulein Marie.
Ernst, H., Pfarrer.
Felber, Emil, Verlagsbuchhändler.
Francke, Dr. Otto, Gymnasiallehrer.
Fresenius, Dr. phil. A.
v. Freytag-Loringhoven, Freiin Maria.
v. Freytag-Loringhoven, Freiin Mathilde.
Froriep, Fräulein Clara.
Geister, Carl, Rentier.
Genast, Frau Ministerialdirector A.
v. Göben, Frau M.
Görtz von Schlitz, Graf, Erlaucht.
Gottschalk, G., Rentier.
le Goullon, Fräulein Charlotte.
Graue, Paul, Diaconus.
v. Gross, Dr. R., Freiherr, Wirkl. Geh. Rath, Staatsminister, Excell.
v. Gross, Freiin Melanie, Stiftsdame.
Haberstolz, Dr. med. A.

Weimar.

v. Hannecken, Fräulein Minnette.
Hardtmuth, Frau Charlotte, geb. Voelkel.
Hartung, Albert, Verlagsbuchhändler.
Heitmüller, Dr. phil. Ferdinand.
v. Helldorff, Freiherr, Oberschenk.
Hertel, Friedrich, Hofphotograph.
Hesse, Dr. B., General-Superintendent, Geh. Rath.
v. Hollaender, Dr.
v. Holleben, Frau, geb. v. Kunow.
v. Höltzke, Baron C., Wirkl. Geh. Rath, Kaiserl. Russischer Minister-Resident, Excellenz.
v. Holzhausen, Baron Alexis, Kammerherr.
Hummel, Karl, Professor.
Hunnius, Dr. jur. Joh., Geh. Finanzrath.
Huschke, A., Hofbuchhändler.
Isles, Miss Alison.
Kohl, Ernst, Eisenbahn-Director, Ober-Baurath.
Kramsta, Frau Maria.
Krause, O., Kanzleirath.
Krehan, Arno, Kaufmann.
Krieger, Fräulein Karoline.
Kriesche, E., Baurath.
Küchling, Robert, Hofrath, Secretär I. K. H. der Frau Grossherzogin von Sachsen.
Kuhn, Dr. jur. K., Staatsrath.
Kuhn, O., Geh. Finanzrath.
Lämmerhirt, Dr. phil. Gustav.
Lassen, Dr. Eduard, General-Musikdirector z. D.
Leitzmann, Dr. Albert, Assistent am Goethe- u. Schiller-Archiv.
v. Loën, Freifrau Maria, Excellenz.
Loring, Frau S., Rentière.
Mensing, Wilhelm, Privatier.
Meurer, Dr. H., Professor.
v. Milde, Fr., Kammersänger.
v. Minckwitz, Wirkl. Geh. Rath, Kgl. Sächs. Gesandter, Excell.
Mirus, Dr. A., Gerichts-Assessor a. D., Schriftsteller.
Moritz, Dr. jur. R., Commerzienrath.
Müller, Theodor, Hofjuwelier.
Müller-Hartung, Karl, Professor, Hofrath, Director der Grossh. Musikschule.

Weimar.

v. Müller-Schubart, Frau Baronin, geb. Gräfin v. Bothmer.
Neuffer, Dagobert, Hofschauspieler.
Niemeyer, Garten-Director.
v. Palézieux-Falconnet, Oberst u. Flügel-Adjutant Sr. K. H. des Grossherzogs von Sachsen.
Panse, A., Oberst z. D.
Panse, Frau Oberst,
v. Pappenheim, Fräulein Julie.
Pfeiffer, Dr. Ludwig, Geh. Hof- u. Medicinalrath.
Preller, Frau Professor.
Rasch, Hermann, Buchhändler.
Raschdau, Geh. Legationsrath.
Raschdau, Frau Geh. Legationsrath.
Rassow, Dr., Geh. Oberschulrath, Geh. Hofrath.
Reuter, Fräulein Lilly.
Ritter, Dr., Professor, Director des Sophienstifts.
Rothe, K., Geh. Staatsrath.
v. Rott, Fräulein Amelie.
Rottmann, A., Rentier.
Rudolph, A., Oberst z. D.
Ruickoldt, Dr. med. W., pract. Arzt.
Ruland, Dr. C., Geh. Hofrath, Director des Grossherzoglichen Museums und des Goethe-National-Museums.
Sältzer, O., Staatsrath.
Sandvoss, Dr. Franz.
zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Prinz Otto, Durchlaucht, Oberst und Flügel-Adjutant Sr. K. H. des Grossherzogs von Sachsen.
Scharf von Gauerstedt, Rittergutsbesitzer.
v. Scheffler, Dr. phil. Ludwig, Privatgelehrter.
Schenk, Dr. E., Staatsrath, Ministerial-Director.
Schmid, Dr. jur. J., Geh. Reg.-Rath.
Schmid, Regierungsrath.
Schöll, Fräulein Louise.
Schomburg, Dr., Geh. Staatsrath.
v. Schorn, Fräulein Adelheid, Stiftsdame.
Schubert, Dr. phil. O., Professor, Gymnasiallehrer.
Schütz, Frau Rath W.
Schwabe, Dr. B., Oberstabsarzt.
v. Schwendler, Fräulein E.
Schwier, K., Photograph.

Weimar.

Slevogt, Dr. K., Geh. Regierungsrath.
Sophienstift.
Stapff, A., Rechtsanwalt.
Stavenhagen, W., Rentier.
Steiner, Dr. Rudolf, Schriftsteller.
Stollberg, J., Geh. Finanzrath.
v. Strachwitz, Frau Gräfin, geb. Gräfin Henckel von Donnersmarck.
v. Strauch, W., Oberlandjägermeister, Excellenz.
Suphan, Dr. Bernhard, Professor, Hofrath, Director des Goethe- und Schiller-Archivs.
v. Taube von der Issen, Otto, Baron.
Thelemann, Ludwig, Buchhändler.
v. Thüna, Dr. Freiherr, Bezirksdirector a. D.
Trümpler, Frau Anna.
Uschmann, Ernst, Buchdruckereibesitzer.
v. Vignau, H., Kammerherr, Grossh. Hoftheater-Intendant.
v. Vignau, Frau Margarethe.
Voigt, Heinr., Verlagsbuchhändler.
Vulpius, Fräulein Helene.
Wächter, Frau Justizrath Bertha.
Wahle, Dr. Julius.
v. Wasmer, Fräulein L.
v. Watzdorff, Fräulein A., Staatsdame.
Wedekind, Frau Reg.-Rath-Wwe. G.
v. Wedel, Graf O., Wirkl. Geh. Rath, Ober-Hofmarschall, Excellenz.
Weniger, Dr. L., Professor, Hofrath, Gymnasialdirector.
Weniger, Fräulein Elisabeth.

Weinheim (Baden).

Goebel, Dr. phil., Gymnasialoberlehrer a. D.

Weissenhaus b/Döhnsdorf (Holstein).

zu Platen-Hallermund, Graf Carl, Erlaucht.

Wernigerode.

Harnack, Frau Professor H.
Henkel, Dr., Professor, Gymnasialdirector a. D.
zu Stolberg-Wernigerode, Fürst Otto, Durchlaucht.

Westend b/Charlottenburg.

Sydow, Frau Elisabeth, geb. Fuhrmann.
Werckmeister, Frau Emmie.

Wiesbaden.

Bickel, Dr. Gustav, pract Arzt.
Clüsener, Ludwig, Rentier.
Conrady, Dr Max, Geh. Sanitätsrath.
v. Crüger, G., Generallieutenant a. D., Excellenz.
Frank, Dr. Georg, Docent.
Fresenius, Dr. R., Professor, Geh. Hofrath.
Gecks, Leonhard, Buchhändler.
Giessen, Hans, Kammersänger.
Grünhut, Dr. Leo, Vereid. Gerichtschemiker.
Guttmann, Rechtsanwalt.
v. Hülsen, G., Lieutenant, Intendant.
Konopacka, Fräulein Anna.
Lugenbühl, Frl. Helene, Rentnerin.
Meissner, Prof. Dr. Carl.
Pfeiffer, Dr. Emil, Sanitätsrath.
Preyer, Dr. W., Professor, Hofrath.
Schleiden, Fräulein Eleonore.
Wankel, Hauptmann a. D.
Weidenbusch, H.
v. Woehrmann, Baron.

Wittenberg.

Guhrauer, Gymnasialdirector.

Wittstock i/M.

Plessner, Amtsgerichtsrath.

Wohlau i/Schl.

Arlt, Albrecht, Gymnasiallehrer.

Wolfenbüttel.

Gräf, Dr. phil. Hans Gerhard.

Worms.

Heyl zu Herrnsheim, Freiherr.
Reinhart, Frau Nicolaus.

Wundlacken i/Ostpreusen.

zu Dohna, Frau Gräfin Gertrud.

Würzburg.

Prym, Dr. Friedrich, Professor.
Roettecken, Dr. Hubert, Privatdocent.

Würzburg.

Schönborn, Dr., Professor, Geh. Medicinalrath.
Stahel, Oscar, Kgl. Hof- und Verlagsbuchhändler.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.

Dominicum **Zakrzewo** b/Wytaszyce (Provinz Posen).

Carst, Frau Dr. Martha.

Zittau i/Sachsen.

Franz, Osc. Wilh., Amtsgerichtsrath.

Zittau i/Sachsen.

Neumann, Dr. phil., Realgymnas.-Oberlehrer.
Stadtbibliothek, öffentliche.

Zschopau.

Gensel, Richard, Buchhändler.

Zweibrücken (Rheinpfalz).

Henigst, Oscar, Kaufmann.

Zwickau.

Becker, Stud. phil. Erwin Joh.
Goethe-Verein.
Kellner, Dr. phil. H. C., Professor und Gymnasial-Oberlehrer.

ÖSTERREICH-UNGARN.

Baden b/Wien.

Landes-, Real- und Ober-Gymnasium, Nieder-Österreichisches.
Rollet, Dr. Hermann, Stadtarchivar und Museums-Custos.

Balince, Post Slatina.

Förster, Frau Eugen.

Blancko (Mähren).

Salm, Fürst Hugo, Durchlaucht.

Bozen (Süd-Tyrol).

Kinsele, Dr. Anton, Advocatur-Concipient.

Brünn.

Franzens-Museum.

Budapest.

v. Benczúr, Frau Gyula, Künstlergattin.
Heinrich, Dr. Gustav, Professor.
Kornfeld, Sigmund, Director der Ungarischen Allgem. Creditbank.

Czernowitz.

Gymnasium, K. K.
Hilberg, Dr. J., Professor.
Paschkis, Dr. Moritz, Advocat und Rechtsconsulent.
Universitäts-Bibliothek, K. K.
Walter, Richard, Fabrikant.

Döbling b/Wien.

v. Gioninia, Eugen, Landgerichtsrath.

Gaya (Mähren).

Koch, Dr. Carl, Advocat und Bürgermeister.

Gleichenberg (Steiermark).

v. Hausen, Frau Bertha.

Graz.

Adamek, Dr. Otto, Professor.
v. Attems, Dr., Graf Ignaz.
v. Attems, Frau Gräfin Rosa.
v. Gnad, Dr. Ernst, Ritter, K. K. Landesschulinspector, Hofrath a. D.
Hermann, Frau Maria.
Hofmann, Dr. Karl B., Professor.
Landes-Bibliothek, Steiermärkische.
Landes-Oberrealschule.
Mack, Fräulein Marianne.
Neuhold, Franz, Bankier.
Philologen-Verein, Academischer.
Schlossar, Dr. Anton, Kaiserl. Rath, Custos der K. K. Universitäts-Bibliothek.
Schönbach, Dr. Arnold E., Professor, Regierungsrath.
Seminar für deutsche Philologie an der K.K.Karl-Franz-Universität.
Seuffert, Dr. Bernhard, Professor.
Universitäts-Bibliothek, K. K.

Gries b/Bozen (Tyrol).

Jansen, Dr. phil. A., Professor.

Hermannstadt.

Baron Samuel v. Brukenthal'sches Museum.

Jaworzno (Galizien).

Stein, Ernst Eduard, Generalsecretär.

Innsbruck (Tyrol).

Loewit, Dr. Moritz, Professor.
Staats-Gymmnasium K. K.
Wackernell, Dr. Jos. E, Professor.

Klagenfurt (Kärnthen).

Obermayer, Victor, Ingenieur i. P. der Ungarischen Staatsbahn.

Krakau.

Creizenach, Dr. Wilhelm, Professor.
v. Gorski, Dr. phil. Konstantin.
Seminar, germanistisches, an der K. K. Universität.

Krumpendorf b/Klagenfurt.

Rauscher v. Stainberg, Eduard.

Leitmeritz i/Böhmen.

Lehrerbibliothek des K. K. Staats-Obergymnasiums.

Lemberg.

Seminar für deutsche Philologie.
Werner, Arnold, Kaufmann.
Werner, Dr. Richard Maria, Professor.

Marburg a/Drau.

Prem, Dr. S. M., K. K. Professor an der Staats-Oberrealschule.

Matzen b/Brixlegg (Tyrol).

v. Lipperheide, Freiherr Franz, Verlagsbuchhändler aus Berlin.

Neusatz (Ungarn).

Savic, Dr. Milan, Schriftsteller.

Nograd Berczel (Ungarn).

v. Marschall, Frau Baronin Mathilde.

Olmütz.

Staats-Gymnasium, Deutsches.
v. Zierotin, Frau Gräfin Ernestine.

Pötzleinsdorf b/Wien.

Mautner, Jenny.

Prag.

Feilchenfeld, Frau Bankdirector Henriette.
Fürst, Dr. phil. Rudolf.
Hatschek, Dr. Berthold, Professor der Zoologie an der K. K. Universität.
Hauffen, Dr. Adolf, Privatdocent an der deutschen Universität.
Hruschka, Alois, Professor.
Keindl, Ottomar. General-Agent der Leipziger Feuer-Vers.-Anst.

Prag.

Krauss, Dr. phil. Ernst, Privatdocent.
Lambel, Dr. Hans, Professor.
Lese- und Rede-Halle der deutschen Studenten in Prag.
Rabl, Dr. C., Professor.
Sauer, Dr. August, Professor.
Seminar für deutsche Philologie.
Toischer, Dr. Wendelin, Professor.
Universitäts-Bibliothek, K. K.
Urban, Dr. Karl.
v. Zdekauer, Frau Anna, geb. Artus.

Ranshofen (Ober-Österreich).

Wertheimer, Frau Franziska.

Ravelsbach (Nieder-Österreich).

Slaby, Engelbert, Volksschullehrer.

Salzburg.

Jäger, Dr. Anton, Hof- und Gerichtsadvocat.
Werner, Alexander, Civilingenieur.
zu Wrede, Fürst Friedrich, Durchlaucht.

Scheibss (Nieder-Österreich).

Baumeister, Johann, K. K. Bezirksrichter.

Szczakora (Galizien).

Pick, Frau Dr. Ottilie.

Schloss Tribuswinkel b/Baden b/Wien.

Quirini, Frau Rittmeister Hermine, geb. Borckenstein.

Weissenbach a/d. Enns (Steiermark).

Sauerländer, Walter.

Weisskirchen i/Mähren.

Staats-Gymnasium, K K.

Wien.

Adler, Frau Emma.
v. Adrian-Werburg, Baron Ferdinand.
v. Arenberg, Prinz Joseph, Durchlaucht.
Bauer, Moritz, Director des Wiener Bankvereins.
Beer, Dr. A., Professor, Hofrath.
Benndorf, Dr. O., Professor, Hofrath.
Berl, Richard.
Bettelheim, Dr. Anton, Schriftsteller.

Wien.

v. Bezecny, Freiherr, Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses, General-Intendant der Hoftheater, Excellenz.
Bibliothek des K. K. Staats-Gymnasiums im VIII. Bezirk.
Blume, Dr. Ludwig, Professor.
Boschan, Wilh., Kaiserl. Rath.
Brandeis, Dr. phil. Arthur.
Brüch, Dr. Hermann, Hof- und Gerichts-Advocat.
Chrobak, Frau Professor Nelly.
Club, Wissenschaftlicher.
Daubrawa, Dr. Alfred.
Demuth, Theodor (Firma Gerold & Comp., Buchhandlung).
Dumba, Nicolaus, Reichsrath, Herrenhaus-Mitglied.
v. Egger-Möllwald, Dr. Alois, Ritter, K. K. Regierungsrath.
Eissler, Arthur.
Faber, Frau Bertha.
Federn, Dr. S.
v. Feifalik, Ritter Hugo, Hofrath, Secretär Ihrer Majest. d. Kaiserin.
Figdor, Frau Marie.
v. Fleischl, Frau Ida.
Freund, Theophil.
Frick, W., K. K. Hofbuchhandlung.
Gaber, Dr. Karl, Auskultant.
v. Gerold, Frau Rosa, geb. Henneberg.
Gilhofer & Ranschburg, Buchhdlg.
Ginzberger T., Inspector der Kaiser Ferdinand-Nordbahn.
Glaser, Frau Geh. Raths-Wwe. Wilhelmine, Excellenz.
Goethe-Verein, Wiener.
Göttmann, Karl, Scriptor der Kaiserl. Hofbibliothek.
Gomperz, Dr. Theodor, Professor.
Guglia, Dr. E., Professor.
v. Hartel, Ritter, Dr. W., Professor, K. K. Horath, Director der K. K. Hofbibliothek.
Hartmann, Ernst, Hofschauspieler und Regisseur.
v. Heinzel, Ritter, Dr. Richard, Professor.
Heuberger, Richard, Musiker.
Hofbibliothek, Kaiserl. Königl.
Hofmann, Dr. med. Julius, Hofrath.
zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Frau Fürstin A., geb. Prinzessin Wittgenstein, Durchlaucht.
Holzmann, Dr. Michael.

Wien.

Horn, Joseph.
v. Hoyos, Graf Rudolph.
Jägermayer, Frau Anna.
Kaiser, Frau Hermine.
Kalbeck, Dr. Max, Schriftsteller.
v. Kinsky, Fürst Ferdinand, Durchlaucht.
v. Kinsky, Frau Fürstin Marie, Durchlaucht.
Koenig, Rudolf.
Konegen, Karl, Buchhändler.
Krastel, Fritz, Hofschauspieler.
v. Lanckorónsky, Dr., Graf Carl.
Langer, Frau Irma.
Lehrerbibliothek des K. K. Staats-Gymnasiums im II. Bezirk.
Lewinsky, Joseph, Hofschauspieler und Regisseur.
v. Lützow, Dr. C., Professor.
v. Mauthner-Markhof, Frau Editha, geb. Baronin v. Sustenau.
Mayer, Dr. phil. F. Arnold.
Mayer, Dr. Karl O.
v. Merey, Alexander, Geheimer Rath, Sectionschef im Reichs-Finanzministerium, Excellenz.
Minor, Dr. Jacob, Professor.
Neumann, Karl.
Oppenheim, Joseph, Redacteur.
Payer von Thurn, Rudolf, Beamter im K. K. Ministerium für Cultus und Unterricht, Redacteur der Chronik des Wiener Goethe-Vereins.
Pinder, Rittmeister.
Plutzar, Dr. Ernst, Hof- und Gerichts-Advocat.
Poschacher, Frau Louise, geb. Ried.
Reiter, Dr. Siegfried, Prof.
Reitzes, Fräulein Gisela.
Reitzes, Frau Marguerita.
Rieger, Dr. Karl, Professor.
Robert, Emerich, Hofschauspieler.
Rosche, Hermann, Ober-Ingenieur der K. F. Nordbahn.
Rosenthal, Bernhard, Bankier.
Russ, Dr. Victor, Gutsbesitzer, Mitglied des Abgeordnetenhauses.
Russo, Isidor.
Schnabel, Dr. Isidor, Professor.
v. Schneider, Dr. Robert, Ritter, Custos der Kaiserl. Antikensammlung.
Scholz, J., Erzherzogl. Secretär und Bevollmächtigter.

Wien.

Schöne, Hermann, Hofschauspieler
Schröer, Dr. K. J., Professor.
Schulz v. Strasznitzki, Dr. Johann, Sectionsrath im K. K. österr. Ackerbau-Ministerium.
Schwab, Cand. jur. Albert.
Seegen, Dr. Joseph, Professor.
Seidel, Ludwig, Buchhändler.
Seminar für deutsche Philologie an der K. K. Universität.
v. Sizzo-Noris, Frau Gräfin Marie.
v. Skene, Louis.
v. Sonnenthal, Ritter Adolf, Hofschauspieler und Regisseur.
Speidel, Dr. Ludwig, Schriftsteller.
v. Spiegl, Edgar, Chefredacteur.
v. Stern, Frau Leopold.
Streicher, Frau Karoline.
v. Stremayr, Dr. Karl, Geh. Rath, Präsident des K. K. Obersten Gerichts- und Kassationshofes, Excellenz.
Thimig, Hugo, Hofschauspieler.
v. Trauschenfels, Dr. Eugen, Oberkirchenrath.
Unger, Dr. Josef, Prof., Minister a. D., Präsident des Reichsgerichts, Geh. Rath, Excellenz.

Wien.

Universitäts-Bibliothek, K. K.
Walzel, Dr. phil. O. F.
Wärndorfer, Fritz.
v. Weilen, Ritter Dr. Alexander.
v. Weiss-Starkenfels, Freiherr Alfons, K. K. Minist.-Secretär im Ackerbau-Ministerium.
Weiss v. Tessbach, Ritter Dr. Adolf.
Weiss v. Wellenstein. Frau Stefanie.
Wickhoff, Dr. Franz, Professor.
Wolter, Frau Charlotte, K. K. Hofschauspielerin.
Zweybrück, Dr. Franz.
Zwierzina, Dr. phil. Konrad.

Wiener Neustadt.

v. Hornau, Ritter Karl Gerbert, K. u. K. Hauptmann, Lehrer an der Theresianischen Militär-Academie.
Nieder-Österr. Landes-Oberreal- und Fachschule für Maschinenwesen.

Schloss Zalabér.

(Südbahnstation Szt Jóan Ungarn).
v. Gutmann-Gelse, Frau Laczi, geb. Rosa Klein.

SCHWEIZ.

Aarau.

Cantons-Bibliothek, Aargauische.

Au Zürichsee.

Moser, Fräulein Fanny.

Basel.

Burckhardt, Dr. jur. C., Rathsherr.
Kögel, Dr. Rud., Professor.
Lese-Gesellschaft.
Thommen, Dr. phil. Rudolph.
Volkland, Dr. Alfred, Kapellmeister.
Wackernagel, Dr. R., Stadtarchivar.

Bern.

Hirzel, Dr. Ludwig, Professor.
Marcusen, W., Professor.
Marcusen, Fräulein Lilli.
Stadt-Bibliothek.

Chur.

Hitz, L., Buchhändler.

Frauenfeld.

Linnekogel, Otto, Fabrikbesitzer.

Freiburg.

Streitberg, Dr. W., Professor.

Genf.

Beard, Ernst Alfred, Privatier.
Bouvier, Dr. Bernhard H., Professor an der Universität.
Soret, J. Louis.

Kilchberg b/Zürich.

Meyer, Dr. Conrad Ferdinand.

Lausanne.

Cart, Dr. William, Professor.

Solothurn.

Cantons-Bibliothek.

St. Gallen.

Stadt-Bibliothek (Vadiana).

Teufen (Canton Appenzell).

Roth, Dr., prakt. Arzt.

Winterthur.

Radecke, Dr. phil. Ernst, Städtischer Musikdirector.
Stadt-Bibliothek.

Zürich.

Baechtold, Dr. J., Professor.
Bertheau, Dr. F., Spinnereibesitzer.
Blümner, Dr. Hugo, Professor.
Bodmer, Dr. Hans.

Zürich.

Hirzel, Dr. Paul, Schulpräsident.
Museums-Gesellschaft.
Schoeller, Rudolf.
Stadt-Bibliothek.
Treuttler, Ludwig, Director des Stadttheaters.
Vögeli-Bodmer, A., Oberst.
Widmer, C., Director der schweiz. Rentenanstalt.

BELGIEN.

Antwerpen.

Rooses, Max, Conservateur du Musée Plantin.

Brüssel.

Caratheodory-Effendi, Kaiserl. Türkischer Gesandter, Excellenz.

Brüssel.

v. Geldern, Gräfin Bertha.
Gevaert, Franz Aug., Professor, Directeur du Conservatoire Royal de Musique.
v. Treutler, Lieutenant.
Wieniawski, Frau Joseph.

DÄNEMARK.

Kopenhagen.

Bibliothek, Grosse, Königliche.
Hansen, P. Professor.
Hansen, S., Buchhalter.
Henrigues, L., Wechselmakler.
Hirschsprung, Oskar H., Fabrikant.
Schmidt, Rudolf, Schriftsteller.
Wimmer, Dr. Ludwig, Professor.
Zeuthen, L., Obergerichts-Anwalt.

FRANKREICH.

Levallois-Perret (Seine).

Saling, Jacques, Professeur de langue et de littérature allemandes.

Nizza.

v. Arnoldi, Frau Gräfin.
Schropp, Ralph, Privatier.

Paris.

Andler, Charles.
Barine, Frau Arvède.
École Normale Supérieure.
Goldschmidt, Leopold, Bankier.
Mendel, Mme. Henry.
Neumann, Albert, Kaufmann, in Fa. Charles Levy & Frère.
Wiesenthal, Alfred, Kaufmann.

Suresnes (Seine).

Bondy, A. E.

Valentigny.

Bovet, Alfred.

GRIECHENLAND.

Piräus-Athen.

Lüders, Dr. Otto, Kaiserl. Geh. Regierungsrath und General-Consul.

GROSSBRITANNIEN.

Beckenham b/London.

Weiste, D.

Bowdon b/Manchester.

Güterbock, Alfred.

Cambridge.
Breul, Dr. phil. Karl, M. A.
Browning, Oscar, M. A.

Cravenhurst b/London.
Flügel, Charles, Rentier.

Edinburgh.
Schlapp, Otto.

Glasgow.
Robertson, Mrs. R. A.
Rottenburg, Fritz.
Rottenburg, Paul.
Tille, Dr. Alexander.

Leeds (Yorkshire).
Schüddekopf, Dr. A. K.
Yorkshire College-Library.

Liverpool.
Meyer, Kuno, Professor am University College.

London.
Armbruster, Carl, Kapellmeister.
Behrens, A.
Broicher, Fritz.
Buchheim, Dr. C. A., Professor am King's College.

London.
Cyres, Lord St.
Freund, Max.
Holzmann, Dr. Moritz.
Lecky, Mrs.
Lehmann, Rud., Maler.
Robb, Mrs.
Rudolph, H.
Schütz-Wilson, H.
Stern, James, Bankier.

Manchester.
Bibliothek des Owens College.
Schiller-Anstalt.

Newcastle o/Tyne.
Merz, Dr. Theodor.
Owen Seaman, Esq.

Oxford.
Bodleian Library.
Caird, Professor E., L. D.
Parker, James & Co., Buchhändler.
Taylor-Institution.

Swansea.
Glass, James R. W. S., Coal-Merchant.

Mitglieder der English Goethe-Society, welche, als zugleich der deutschen Goethe-Gesellschaft angehörig, durch Mr. A. Nutt bei letzterer angemeldet sind:

Bristol.
Cann-Lippincott, R. C.

Cambridge.
Lee, Miss Jane.
Ward, Miss.
Welsh, Miss.

Cheltenham.
Macgowan, W. S., M. A.

Dublin.
Dowden, Prof. E., L. D.
Dowden, Miss.
Lyster, Thomas Wilson.
National Library.
Trinity College Library.
Webb, T. E., Judge.

Dulverton.
Owen, Rev. J.

East Twickenham (Surrey).
Alford, R. G.

Edinburgh.
Morris, Rev. A. B.

Eltham (Kent).
v. Orsbach, Rev. E.

Glasgow.
Blackie, Walter, Verlagsbuchhändler.

London.
Althaus, Prof. Dr. ph. F.
Buss, Miss.
Chadwick, Miss M.
Coupland, Dr. W. C., M. A.
Ferguson, Miss Phémie.
Hertz, Miss.
Joachim, Mrs.
Jordan, P. L. W., Kaiserl. deutscher Generalconsul.
Kirby, W. F.
Kroeker-Freiligrath, Mrs. K.
Lawrence, Miss Mary.
Lewes, Prof. V. B.

London.

Leycester, Rafe.
Librarian Reform-Club.
London Library.
Mathews, Mrs. A. N.
Metcalfe, Miss F.
Mensch, R. A.
Meyer, H.
Moenich, Oscar.
Momerie, Rev. Prof. A. W., M. A.
Mond, L.
Mond, Mrs. L.
Montefiore, C. J.
Moon, Rob. O.
Morgan, Miss.
Northcote, The Right Hon. Sir Stafford.
Oswald, Dr. Eugen, M. A.
Plattnauer, R.
Ridley-Prentice, Mrs. Esther.
Ritchie, Mrs. Anna.
Swanwick, Miss Anna.
Tatton, R. G., M. A.
Walhouse, M. J.

Marlborough b/London.

Mullins, W. E., M. A.

Oxford.

Boulton, Mrs.
Müller, Prof. F. Max, M. A.
Shields, Guthbert, C. C. C.

Richmond (Surrey).

Thorne, Dr. L. T.

St. Helen's (Lancashire).

Binney, Hudson A.

Staines b/London.

Dittel, Prof. T. H.

Watford.

Herkomer, Prof. H., M. A., R. A.

Windsor.

Vaughan, E. L.

Mitglieder der Manchester Goethe-Society, welche, als zugleich der deutschen Goethe-Gesellschaft angehörig, durch Herrn H. Preisinger (†) bei letzterer angemeldet sind:

Alberystwith.

Herford, Prof. C. H., L. D.

Buxton.

Hofmann, O.

Didsbury b/Manchester.

Baerlein, Mrs. S.
Eckhard, Gustav.
Hanemann, A.
Horkheimer, Ernest.
Robinow, M.
Simon, Heinrich.

Edinburgh.

Reid, Miss.

Manchester.

Bally, S. E.
Bibliothek der Manchester Goethe-Society.
Bythway, Edward.
Cornish, Rev. F. F.
Dehn, Rudolf.
Heywood, Mrs. Charles.
Kessler, Mrs.
Keutgen, C. T.
Kolp, N.
Kullmann, Julius.
Lange, Mrs. Stephanie.
Levinstein, Iwan.
Liebert, Emil, Consul.
Mappes, F.
Milner, George.
Reiss, Gustav.
Schelling, G.
Schmölder, L.
Schuster, Prof. A.
Simon, Louis.
Snell, Rev. Herbert H., M. A.
Toller, Prof. T. N.
Urwick, N. E.
Ward, Prof. A. W., Litt. D. L. L. D.
Wilkinson, T. R.
Wilkinson, Mrs. T. R.

Withington b/Manchester.

Baerlein, Max.
Roskill, Charles.
Stephens, T. A., B. A.

ITALIEN.

Florenz.

van der Heim de Diuvendyck, Frau Baronin, geb. v. Schlieckmann.
v. d. Hellen, Dr. Eduard.
Hildebrand, Adolf, Prof., Bildhauer.
v. Kaufmann, Ludwig, Rentier.
v. Nolde, Baron Wilhelm.
v. Zoubow, Frau Marie.

Neapel.

Dohrn, Dr. Anton, Professor.
Kellner, August, Kgl. dänischer Vice-Consul.

Rom.

v. Bülow, geb. Prinzess Camporeale, Frau, Excellenz.
Dausch, Konstantin, Professor, Bildhauer.
Guerrieri-Gonzaga, Frau Marchesa E
Harnack, Dr. Otto.
Jennison, Miss Lucy W.
Mengarini, Frau Dr. Margherita.
v. Meysenbug, Fräulein Malwida.
Telmann, Dr. Konrad, Schriftsteller.

Turin.

Peschel, Frau Professor Dr.

Venedig.

v. Hatzfeld-Trachenberg, Frau Fürstin Marie, Durchlaucht.

NIEDERLANDE.

Amsterdam.

van Hall, Dr. jur. J. N., Redacteur.
Hartog, Jacques, Docent für Musikgeschichte am Conservatorium.
Hertz, Dr., Professor, Director der med. Universitäts-Klinik.
Nijhoff, P., Buchhändler.

Baarn b/Amsterdam.

van Lier, Fräulein Fanny, Lehrerin d. deutschen Sprache u. Literatur.

Groeningen.

v. Haarst, J. W. G., Universitäts-Bibliothekar.
Symons, Dr. B., Professor.

Haag.

Bibliothek, Königliche.
Blum, J. H., Gymnasiallehrer a. D.
Clifford, Madame, geb. von der Onvermeulen.
de Constant-Rebecque, Baronesse Petronella Sara Maria D.
de Grovestins, Baronin Sirtema.
van Hensbrock, P. A. M., Buchhändler.

Haag.

Kossmann, Dr. phil. E. F., Gymn.-Lehrer und Privatdocent.
v. Randwyck, Frau Gräfin J., geb. Baronesse v. Hogendarp.
Scheurleer, D. F., Bankier.

Haarlem.

Smit-Kleine, Dr. Schriftsteller.
Tidemann, Dr. theol. u. Pfarrer.

Hilversum.

Byvanck, Dr. W. G. C.

Leiden.

Breuning. H. H., Docent am Gymnasium.
v. Doesburgh, S. C., Buchhändler.

Utrecht.

de Jonge, Dr. jur. F. W.

Warnsveld b Zütphen.

v. Westerholt v. d. Boggelaar, Frau Baronin.

Zütphen.

Henny, Fräulein Agnes.

NORWEGEN UND SCHWEDEN.

Christiania.

Boeck, Dr. Cäsar.
Universitäts-Bibliothek.

Stockholm.

Bibliothek, Königliche.
Gyldén, Frau Professor Therese, geb. v. Knebel.

RUMÄNIEN.

Bukarest.

Sturdza, Demetrius, Kgl. Staatsminister a. D., Excellenz.

RUSSLAND.

Dorpat.

v. Anrep-Ringen, Frau.
v. Bradke, Fräulein M.
Christiani, Stud. phil. Wilhelm.
Curonia (Corporation).
Fraternitas Rigensis (Studentische Corporation).
v. Hoerschelmann, Frau Prof. A.
v. Liphart-Rathshof. R.
Lundmann, Chr., Oberlehrer.
Masing, Dr. Woldemar.
Meyer, Dr. Leo, Professor, Wirklicher Staatsrath.
Muyschel, Fräulein M., Institutsvorsteherin.
v. Oettingen, Dr. Alex., Professor.
v. Oettingen, Max.
Schlüter, Dr. Wolfgang, Universitäts-Bibliothekar.
Sintenis, F., Oberlehrer, Staatsrath.
Universitäts-Bibliothek, Kaiserliche.

Fellin (Livland).

Felliner Literarische Gesellschaft.

Friedenthal (Livland).

v. Nasackin, Reinhold.

Schloss Gross-Roop (Livland).

v. Rosen, Freiin Ady, Edelfräulein.

Schloss Grünhof b/Mitau (Kurland).

v. Medem, Frau Reichsgräfin Alexandrine, geb. Fürstin v. Lieven, Durchlaucht.

Helsingfors (Finnland).

Donner, Dr. phil. J. O. E.
Universitäts-Bibliothek.

Kersel (Livland).

v. Bock, H., Landrath, Excellenz.

Loddiger (Livland).

Girgensohn, Dr. Hans, Kirchspiel-Arzt.

Menzen i/Livland.

v. Wulf, Dr. phil. Max.

Mitau.

v. Medem, Frau Reichsgräfin Jenny, geb. Baronin von Offenberg.

Moskau.

Bachmann, Georg, Staatsrath.

Narva.

Zimmermann, Carl Arthur, Apotheker.

Nikolajew.

Reyher, Rudolf Wolfgang.

Odessa.

Meyer, Dr. Heinr., Wirkl. Staatsrath, Excellenz.
Schmidt, Dr. Carl.

Riga.

v. Budberg, Baron Gotthard, Generallieutenand a. D., Excellenz.
Dannenberg, Hugo, Oberlehrer.
v. Freytag-Loringhoven, Baron Alexander.
v. Freytag-Loringhoven, Baron Carl, Rechtsanwalt.
Hartmann, J.
v. Lieven, Fürstin Constanze, Durchlaucht.
Lovis, Frau Professor Adeline.
Martersteig, Max, Director des Stadttheaters.
v. Nolcken, Baron Georg, Majoratsherr auf Esern.
Nölting, Fräulein Bertha (E. Heldt).

Saratoff (Jljiusche).

David, Cand. minist. Theod.

Semershof (Livland).

v. Wolf, Freiin Eleonore.

Smilten (Livland).

Bergmann, Eugen, Apotheker.

St. Petersburg.

Bibliothek, Kaiserl. öffentliche.
Feldmann, Carl, Schuldirector.
Heyse, Th., Kaufmann.

St. Petersburg.

Kiréjew, Alexander, Generallieutenant, Excellenz.
Koenig, Josef, Schuldirector, Wirkl. Staatsrath, Excellenz.
v. Korff, Frau Baronin Louise, Hofdame I. Kaiserl. Hoh. der Frau Grossfürstin Elisabeth Maurikiewna von Russland.
Kroug, Frau Dr. Elfriede.
v. Meyendorff, Baron Mich.
v. Radecki, Dr. med. Staatsrath.
v. Reutern, Basil, Geh. Rath.
v. Strauch, Eugen, Wirkl. Staatsrath, Excellenz.

St. Petersburg.

v. Struve, Dr. Nicolaus, Professor.
v. Tenischeff, Frau Fürstin, Durchlaucht.
v. Wolkenstein-Trostburg, Frau Gräfin, geb. v. Buch, Excellenz.

Schloss Tarwast i/Livland (via Fellin).

v. Mensenkampff, Frau Gabrielle, geb. Fürsin v. Lieven, Durchlaucht.

Wiborg (Finnland).

Alfthan, Ferd., Vice-Consul.

SPANIEN.

Madrid.

Gayangos de Riaño, Frau Emilia, Excellenz.
v. Radowitz, Kaiserl. Deutscher Botschafter, Wirkl. Geh. Rath, Exc.

TÜRKEI.

Constantinopel.

Bartsch, Dr. jur. Rud., Rechtsanwalt.
Grosser, Dr. Julius, Correspondent der Kölnischen Zeitung und Director der Agence de Constantinople.

AFRIKA.

Tanger-Marokko.

v. Tattenbach, Frau Ministerresident, Gräfin.

AMERIKA.

Andover.

Ripley, A. L., Professor.

Ann Arbor.

Library of University of Michigan.
Thomas, Calvin, Professor.

Auburndale (Mass.).

Morris, Miss Helen B.

Aurora (N. Y.).

Piutti, Fräulein Elise, Lehrerin.

Baltimore.

Gudemann, Dr. Alfred, Docent an der John-Hopkins University.
Hilken, Fräulein Marie.
Hofmann, Julius, Pastor.
John-Hopkins University.
Reinhardt, Dr. Ferdinand.
Wood, Dr. Henry, Professor.

Beloit (Wisc.).

Beloit College Library.

Berkeley (Californien).

Library of University of California.
Richardson, George M.

Boston (Mass.).

Adams, Miss Sarah Holland.
v. Blomberg, Freiin Eva.
Gardner, Frau J. L.
Higginson, Mrs. Henry L.
Vogel, Franz, Assistent, Prof. of modern Languages.

Brooklyn.

Genung, Charles H.

Bryn Mawr (Pa.).

Bryn Mawr College.
Chamberlin, Miss Rosa.
Collitz, Dr. phil. Hermann, Prof.

Buenos-Ayres.

Krauel, R., Kaiserl. Gesandter.

Cambridge (Mass.).

Harvard College.

Chicago.

Frank, Henry L.
Spiering, Theodor B.
Vocke, William, Attorney and Counselor at Law.

Clinton (N. Y.).

Brandt, H. C. G., Professor.

Grinnell (Jowa).

Nollen, Dr. phil. John S., Prof. am Jowa College.

Havre de Grace (Md.).

Faust, Albert B.

Ithaka (N. Y.).

Cornell University Library.
Hart, Professor Dr. J. M., Cornell University.
Hewett, Dr. W. T., Professor.
White, Dr. Horatio Stevens, Prof.

Knoxville (Tennessee).

Hennemann, Dr. John B.

Leominster (Mass.).

Scott, Dr. G. R. W.

Madison (Wisc.).

Rosenstengel, W. H., Professor.
Wilkens, Dr. Friedrich H., Professor.

Milwaukee (Wisc.).

Grant v. Tetzel, Frau Frances.
Mendel, Henri M.
Weis, C.

New Haven (Conn.).

Gruener, Gustav.
Palmer, A. H., Professor.
Yale-University.

New Orleans (La.).

v. Meysenbug, Freiherr E., K. K. österr.-ungar. Consul.
Tulane-University.

New-York.

Astor Library.
Baumgarten, W.
Bayard-Taylor, Mrs.
Billgvist, C. E.
Boyesen, Hjalmar Hjörth, Professor am Columbia College.
Columbia College.
Dreier, L.
Goebel, Dr. Julius.
Lemcke, Ernst, Buchhändler.
Loewy, Benno, Counsellor at Law.
Miller, C. R., Redacteur der New-York-Times.
Palmer, A. M.
Ringer, S., Professor.
Roe, Fräulein Laura B. C.
Roelker, A.
Sachs, Dr. Julius.
Stechert, Gustav E., Buchhändler.
Stern, S. M., Director of Stern's School of Languages.
Wakeman, T. B.
Zickel, S., Buchhändler.
Zollikofer, O.

Palo Alto (Calif.).

Flügel, Dr. Ewald, Professor der Stanford University.
Leland Library Stanford jr. University.

Philadelphia (Penns.).

Ebbinghausen, Adèle D.

Princeton (N. J.).

Library College of New Jersey.

Richmond (Indiana).

Gerber, Dr. A., Professor.

San Francisco.

Allister, Elliott Mc., Attorney and Counsellor at Law.

St. Louis (Mo.).

Langton, John J. P., B. A.
Meier, Mrs. Eduard D.
Renth, Henry.

Swarthmore (Pa.).
Jones, R.

Toronto (Canada).
van der Smissen, W. H., Professor, Bibliothekar der Universität. Universitäts-Bibliothek.

Washington.
v. Holleben, Baron, Kaiserl. Deutscher Gesandter, Excellenz.

Williamstown (Mass.).
Rice, R. A., Professor. Williams College.

ASIEN.

Japan.

Tokio.
Christlieb, Max, Pfarrer.

Indien.

Calcutta.
Rathsam, Theodor, Kaiserl. Deutscher Consul.

Bombay.
v. Syburg, F., Kaiserl. Consul.

AUSTRALIEN.

Apia (Samoa-Inseln).
Schmidt-Leda, Dr., Kaiserlich Deutscher General-Consul.

Melbourne.
Hartung, Ernst.

Sydney.
Trechmann, Ernst, Professor an der Universität.